

**Prof. Bruno S. Frey: Wir sind so jung, wie wir uns fühlen**

Nummer 19 – 8. Mai 2024 – 92. Jahrgang  
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 7.40

# DIE WELTWOCHEN



## «Biden ist gefährlicher als Trump»

Matt Taibbi, Star des linken US-Journalismus, über das wachsende Unbehagen an Amerika.

*Daniel Ryser*

4 194407 1007406 19



# Entdecken Sie die Schweiz mit dem Auto.

Jetzt Ihren Mietwagen auf [hertz.ch](https://www.hertz.ch) buchen.

Hertz. Let's Go



**Hertz**<sup>®</sup>

## Verhandeln ist besser als töten

*Vorsicht bei Leuten mit Theorien,  
die alles erklären.*  
Mark Bowden

Ich melde mich zurück aus Südostasien. Meine Vietnamferien wurden zur ungeplanten Expedition in die Geschichte dieses von so vielen Kriegen heimgesuchten Landes. Einiges habe ich bereits zu Sendungen und Artikeln verarbeitet. Doch die wichtigste Erkenntnis kann nicht deutlich genug herausgestrichen werden:

Man hüte sich vor Menschen, die alles zu wissen glauben und die für alles eine Erklärung, eine Theorie parat haben. Genau dies scheint den Amerikanern in Vietnam passiert zu sein. Sie waren besessen davon, diesen Konflikt in die Schubladen des Kalten Kriegs hineinzupressen – hier die freie Welt, dort die kommunistische Despotie.

Das war zwar nicht ganz falsch, aber es traf eben bloss einen Teil der Wirklichkeit. Die Vietnamesen kämpften nicht für den Kommunismus. Sie kämpften vor allem für die Freiheit, für die Einheit und für die Unabhängigkeit ihres Landes. Das wollten, das konnten die Amerikaner nicht sehen. Sie sahen nur ihre Ideologie.

Verstehen war verboten, schon damals, eine Art Landesverrat. Wer die Schablonen des Kalten Kriegs durchbrach, galt als Nestbeschmutzer, als Agent des Ostens, als Naivling oder, wenn es den Begriff schon gegeben hätte, als «Ho-Chi-Minh-Versteher», der die Notwendigkeit, das Böse zu besiegen, nicht zur Kenntnis nehmen wollte.

Kommt uns das bekannt vor? Ho Chi Minh, stimmt, war Sozialist, sogar Stalinist, doch vor allem ging es ihm darum, die Franzosen zu vertreiben. Er wandte sich an die Amerikaner, immer wieder, wollte sie auf seine Seite ziehen, doch vergeblich, man liess ihn auflaufen. So paktierte er, notgedrungen, mit China, dem alten Feind Vietnams.

Und wie war das schon wieder mit Putin? Jahrelang streckte auch der Kremlchef die Hand dem Westen hin, schmeichelte und lockte, doch die USA rückten mit ihren Raketenbasen unerbittlich ostwärts, zuletzt, auf alle Warnungen und Mahnungen Moskaus und eigener Diplomaten pfeifend, an die Gurgel Russlands, in die Ukraine.

Wer eigentlich ist schuld an einem Krieg? Der, der ihn anfängt, oder der, der ihn unausweich-

lich macht? Solche Fragen sind heute verpönt, denn man könnte ja als «Russland-Versteher» unter Beschuss geraten oder als «Putin-Groupie», wie die langsam bedrohlich kriegerische *Neue Zürcher Zeitung* kommentiert.

Aussenpolitik jedoch, die sich vor allem auf Feindbilder und ideologische Bastelbögen stützt – hier die Guten, dort die Bösen – statt auf fundierte Kenntnisse der Geschichte der betreffenden Region und ihrer Bevölkerung, führt ins Verderben. Das ist die Lehre aus Vietnam. Ich fürchte, wir haben nichts daraus gelernt.

Zum Beispiel passiert doch mit den Russen genau das, was nie und nimmer im Interesse des sogenannten Westens liegen kann. Sie sehen sich, zum neuen Weltfeind abgestempelt, von der US-Nato nuklear bedrängt, wegboykottiert, geradezu gezwungen, wie einst die Vietnamesen, beim alten Rivalen China als Juniorpartner anzubetteln.

Das freut die aufsteigende Grossmacht im Osten, und die Amerikaner, die doch eigentlich die Chinesen eindämmen wollen, machen in der Praxis das exakte Gegenteil. Sie schmieden ein neues Superchina mit Russlands Rohstoffreservoir, während das abgehängte Europa die Migrantenströme Afrikas versorgen darf.

Und der Ukraine-Krieg wird weitere Flüchtlinge nach Europa bringen. Schon nutzen Roma-Clans mit gefälschten Pässen die grosszügigen Angebote. Dieser Preis sei zu zahlen, dröhnt es, auch die Wirtschaftsnachteile, Nord Stream etc., gelte es, in Kauf zu nehmen, denn der Westen verteidige gegen Putins Tyrannei unsere Freiheit.

Jede Unwahrheit hat ihren wahren Kern, doch unwahr bleibt sie dennoch. Ich frage mich: Was, wenn die Amerikaner wieder einmal falsch-

*Aussenpolitik, die sich auf Feindbilder und ideologische Bastelbögen stützt, führt ins Verderben.*

liegen mit ihren grossräumigen Theorien? Was, wenn Putin kein neuer Dschingis Khan und der Ukraine-Krieg kein biblischer Endkampf um «unsere Freiheit» ist?

Vielleicht hätten die Amerikaner damals einfach mit Ho Chi Minh an einen Tisch sitzen sollen. Möglicherweise sollten sie das heute mit dem russischen Präsidenten Putin tun. Verhandeln ist allemal besser als töten, und bevor man sich, auch aus noch so ehrenwerten Motiven, in Kriege stürzt, sollte man die Diplomatie voll ausreizen.

Das aber, vermute ich, ist nicht geschehen. Kein Wunder, es haben bei uns ja auch keine richtigen Diskussionen und Auseinandersetzungen über Russland und die Ukraine stattgefunden. «Verstehen» ist wieder ein Schimpfwort, und unsere Aussenpolitiker reden erneut in den Schablonen von Gut gegen Böse.

Der amerikanische Journalist Mark Bowden schreibt in seinem grossen Vietnam-Buch über die Wendpunkt-Schlacht von Hue im Jahr 1968: «Die schmerzvolle Erfahrung hätte die Amerikaner lehren sollen – sie tat es nicht –, sich in der Aussenpolitik nicht von Ideologien, sondern vom Bemühen um Verständnis leiten zu lassen.»

Passiert den Amerikanern und ihren Verbündeten heute wieder das Gleiche? Auch der Ukraine-Krieg folgt komplexeren Mustern, als man das in den Kommandozentralen des Westens wahrzunehmen bereit ist. «Traut nur denen», schlussfolgert Autor Bowden, die sich der Welt «bescheiden» und mit «behutsamer Einsicht» nähern. R. K.

dieFerienwohnung.ch

unabhängig  
und kostenlos  
inserieren  
dieSchweiz.ch

## Bruno S. Frey über das gefühlte Alter, Hausbesuch bei Bischof Marian Eleganti, Spitzendiplomat Michael von der Schulenburg über den Ukraine-Krieg, Humorforscher Arie Sover, ukrainische Roma in der Schweiz

Debatten über Rentenalter und Demografie erwecken den Eindruck, Menschen über 65 gehörten klar zum alten Eisen. In Fitnesszentren und im Gesellschaftsleben wimmelt es jedoch von quirligen Pensionierten. Jung bleiben ist ein wichtiges Ziel. Was steckt dahinter? Die Ökonomen Bruno S. Frey und Andre Briviba haben soziale und ökonomische Zusammenhänge untersucht und kommen zum Schluss: In heutigen Gesellschaften wird Jugendlichkeit glorifiziert, es wird entsprechend investiert. Das gefühlte Alter gewinnt an Bedeutung, dies ist ein Spiegelbild kulturellen Wandels und persönlicher Gesundheit – fachlich ausgedrückt: als bio-psycho-sozialer Marker. **Seite 12**



*Antithese zum Zeitgeist:* Bischof Marian Eleganti.

Als unser Autor Philipp Gut bei Bischof Marian Eleganti vorfuhr, durfte er auf dem Parkplatz mit dem Schild «Pfarrer» parkieren. Der emeritierte Weihbischof von Chur erhitzt bis heute die Gemüter. Er verkörpert mit seinen konservativ-katholischen Ansichten eine Antithese zum links-progressiven Zeitgeist. Sich mit ihm buchstäblich über Gott und die Welt zu unterhalten, ist allerdings ein intellektueller Hochgenuss. Dabei kam heraus, dass Bischof Marian als Klosterschüler in Einsiedeln auch mit zwei Verwandten unseres Autors zu tun hatte. Einer davon war der Abt und Kardinal Benno Gut, an dessen Begräbnis der spätere Bischof die letzte Habsburger Kaiserin Zita und den päpstlichen Nuntius herumführen durfte. **Seite 18**

Er vermittelte im Irak, im Iran, in Afghanistan oder auch in Sierra Leone, um nur einige seiner Friedensmissionen zu nennen. Und er brachte es in den Vereinten Nationen bis zum stellvertretenden Generalsekretär: Michael von der Schulenburg gehört zu den Spitzendiplomaten dieser Welt. Nun zieht es ihn in die Politik, weil die Haltung der EU im Ukraine-Krieg für fatal hält. «Man muss mit Putin verhandeln», sagt der 75-Jährige, der im Sommer für das Bündnis Sahara Wagenknecht ins Europaparlament will. Bevor er zur nächsten Wahlveranstaltung hetzt, nimmt er sich Zeit in Zürich für seine

Tochter – und ein Gespräch mit der *Weltwoche*. **Seite 22**

Humor ist sein Spezialgebiet: Arie Sover, emeritierter Professor für Kommunikations- und Humorforschung an Israels Open University, erforscht, warum und worüber wir lachen und was den jüdischen Witz von allen anderen unterscheidet. Humor sei ein mächtiges Werkzeug und eine existenzielle Angelegenheit, sagt Sover im Gespräch mit Pierre Heumann. Witze seien keineswegs nur zur Unterhaltung oder zum Vergnügen gedacht, sondern letztlich ein Teil unseres Abwehrmechanismus. So haben sich KZ-Häftlinge auch angesichts der Gasöfen Witze erzählt. **Seite 42**

Worüber die *Weltwoche* bereits im Herbst 2022 berichtet hat, wird allmählich auch in der Politik und in anderen Medien zum Thema: Die Mehrheit der angeblichen Ukrainer, die in der Schweiz um den Schutzstatus S nachsuchen, sind Roma. Viele von ihnen stammen aus osteuropäischen EU-Ländern. Weil sie als solche kein Anrecht auf ein Asyl-beziehungsweise Schutzaufenthaltsverfahren haben, kaufen sie vorgängig in der Ukraine einen Pass. In der Schweiz werden die Roma-Familien in die Gemeinden verteilt, die für Unterkünfte sorgen müssen. Diese Wohnungen werden nach Bezug der Sozialhilfegelder oft in erschreckendem Zustand bei Nacht und Nebel verlassen. **Seite 50**  
*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



pixabay © Jordy Meow



fotolia.com © FreeProd



pixabay © PhotoMIX-Company



# VIP-Spezialreise: «Das Bordeaux und seine Weine» Eine Reise zu den Spitzenweinen der Welt

Das Bordeaux ist das ultimative Ziel für Weinliebhaber. Unsere 6-tägige Exkursion führt uns durch dieses Paradies, wo wir nicht nur renommierte Weingüter kennenlernen, sondern auch in die hohe Kunst der Gastronomie eintauchen. Umgeben von der malerischen Kulisse der Atlantikküste, erleben wir eine unvergleichliche Reise voller Genüsse, kultureller Highlights und entspannter Momente.

Unser Abenteuer startet mit der Erkundung von Bordeaux, dem unangefochtenen Epizentrum des weltberühmten Weinanbaugebiets. Die zum Unesco-Weltkulturerbe zählende Altstadt Frankreichs weit mehr zu bieten hat als edle Weine. Doch nun sind wir bereit, die höchsten Genüsse der Region zu entdecken, die als weltweit grösstes zusammenhängendes Anbaugebiet für Spitzenweine gilt, deren klingende Namen Kenner zum Schwärmen bringen. Erste Station ist das reizvolle Graves südlich von Bordeaux. Hier besichtigen wir das «Château Malartic-Lagravière» und verkosten dessen hervorragende Weiss- und Rotweine. Weiter geht es nach Sauternes, wo wir uns im «Château Raymond-Lafont» von der Topqualität der Erzeugnisse überzeugen können. Tags darauf bietet sich die Möglichkeit, auf einer Bootsfahrt die Austernfischer im Bassin d'Arcachon bei ihrer täglichen Arbeit zu beob-

achten – selbstverständlich nicht ohne die begehrten Delikatessen frisch zu probieren. Danach erkunden wir Europas höchste Wanderdüne, die Dune du Pilat südlich von Pylasur-Mer. Nächster Höhepunkt ist ein Rundgang durch das mittelalterliche «Juwel» Saint-Émilion sowie die folgende Weinprobe im «Château De La Rivière» in der Appellation Fronsac. Auf der Médoc-Halbinsel setzen wir unsere Entdeckungsreise mit Superlativen fort: dem weltberühmten «Château Mouton Rothschild», einem der fünf Châteaux mit der prestigeträchtigen Auszeichnung «Premier Cru». Hier erleben wir eine einzigartige Verbindung von Wein und Kunst, die uns im «Museum of Wine in Art» präsentiert wird. Den würdigen Abschluss bildet die Besichtigung des «Château La Tour de By» in Bégadan mit Verkostung sowie einem Abendessen in einem authentischen Restaurant.

## Platin-Club-Spezialangebot

### VIP-Spezialreise «Das Bordeaux und seine Weine»

**Reisetermin:**  
26. September bis 1. Oktober 2024

- Leistungen:**
- Swiss-Direktflug Zürich-Bordeaux-Zürich
  - Transfers Flughafen - Hotel
  - 5 ÜF im 4\*-Hotel «Hilton Garden Inn Bordeaux Centre»
  - 2 Abendessen in ausgewählten Restaurants
  - Ausflüge/Besichtigungen gemäss Programm, inklusive vier Weindegustationen in den Châteaux «Malartic-Lagravière», «Raymond-Lafont», «De La Rivière» und «La Tour de By»
  - Qual., deutschspr. Reiseleitung

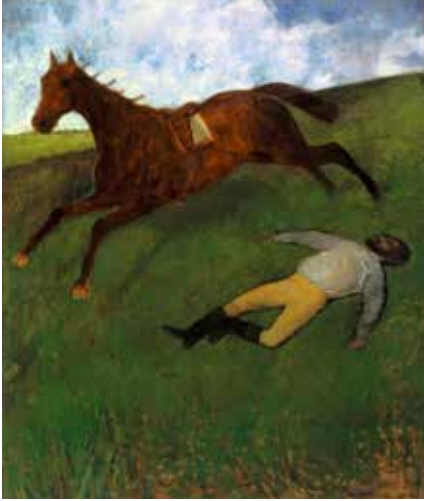
**Zusätzlich buchbar:**  
Ausflug «Arcachon und die Dune du Pilat» inkl. Bootsfahrt, Austerndegustation und Mittagessen: Fr. 170.–

**Preis (p. Pers. im DZ):**  
Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1980.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2280.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 450.–  
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

**Buchung:**  
Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

**Veranstalter:**  
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



*Wilder Ritt*: Seite 67



*Humor über alles*: Groucho Marx, Esther Muir. S. 42



*Man ist nie zu alt*: Seite 12

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
SVP-Regierungsrat cancelt Anna Netrebko
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Stefan Nünlist
- 10 Bern Bundeshaus  
Entzauberung einer Allmächtigen
- 11 Weisheit des Herzens
- 12 Prof. Bruno S. Frey  
Wir sind so jung, wie wir uns fühlen
- 14 Inside Washington
- 14 Wandelhalle
- 16 Mörgeli Leichenwagen der Neutralität
- 16 Hat jemand «Staatsfernsehen» gesagt?  
SRF propagiert eine Militärübung
- 17 Peter Bodenmann  
SVP-Präsident Dettling schießt Vögel ab
- 18 Bischof Marian Eleganti  
«Das Christentum ist die Antwort»
- 20 Kalifat und Demokratie  
Fragen zum muslimischen Gottesstaat
- 21 Zendaya Frauen wie du
- 22 Michael von der Schulenburg  
«Man muss mit Putin verhandeln»
- 25 Harald Martensteins Lichtblicke  
Fremd im eigenen Land
- 26 Knallhart gegen Höcke  
Thüringens AfD-Chef vor Gericht
- 28 Carles Puigdemont  
Tränen in der Ferne
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Ich bin nun künstlich intelligent
- 30 Chinas Tigerlilien  
Mutter sein im Reich der Mitte

- 32 Minouche Shafik  
Fall einer Vorzeigefrau
- 33 César Luis Menotti  
Fantasie an die Macht
- 34 Frühlingsreise durch den Donbass  
Die russische Seite der Front
- 40 Geschäfte in Schaffhausen  
SP-Stadtpräsident Peter Neukomm
- 41 Thilo Sarrazin Deutsche Lähmung
- 42 Treffen sich zwei KZ-Häftlinge ...  
Der israelische Humorforscher Arie Sover
- 44 Schöne Neue Welt Liebe Nele!
- 45 Brasilien Rar wie ein weisses Einhorn  
im Schwarzwald
- 46 Als wär's ein Stück von James Bond  
Das sächsische Schloss Colditz
- 48 Alles auf Zucker  
Public Eye beschuldigt Nestlé zu Unrecht
- 49 Anabel Schunke  
Wokeismus des Transatlantiks
- 50 EU-Roma statt Ukrainer  
Missbrauch des Flüchtlingsstatus S
- 52 Was ist ein Kalifat?  
Klärung eines Missverständnisses
- 53 Tamara Wernli Heisse Feger
- 54 Biedermann und Brandstifter  
Oskar Lafontaine über Boris Pistorius
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe Paul Auster, Frank Stella
- 58 Beat Gygi  
Staatsgläubige Sankt Galler Elite

## AMERIKA: MATT TAIBBI

- 59 «Biden ist gefährlicher als Trump»  
Der Star des linken US-Journalismus über  
das wachsende Unbehagen an Amerika

## LITERATUR UND KUNST

- 67 Ikone der Woche
- 68 Salman Rushdie  
Abrechnung mit A.
- 70 Bücher der Woche
- 73 Die Bibel
- 74 Zwischen Hesse und dem König von  
Saudi-Arabien Michael Schindhelm
- 76 Fernsehen
- 76 Fotografie Ueli Frey
- 77 Pop Mark Knopfler
- 78 Klassik  
Ludwig van Beethoven
- 79 Bühne Theater Stok
- 79 Jazz Sonny Rollins
- 81 Unterwegs  
Lauer Sommertag in Paris

## LEBEN HEUTE

- 82 Wunderbare Welt
- 82 Unten durch
- 83 Sex
- 84 Zeitzeichen
- 85 Häuser
- 85 Thiel Europarat
- 86 Bei den Leuten  
48. Verleihung des Prix Walo
- 88 Essen
- 88 Wein
- 89 Auto
- 89 Objekt der Woche
- 90 Der Sinn des Lebens  
Renzo Blumenthal

Mit  
zahlreichen Tipps,  
Rezepten und  
Inspirationen für ein  
selbstbestimmtes  
Leben

# Stabil durch den Wandel mit Eva Herman & Andreas Popp

■ Immer mehr Menschen wird klar, dass wir uns in einem gewaltigen Wandel befinden, von dem noch niemand weiß, wohin er uns führen wird. Ein autarkes Leben mit eigenem gesundem Gemüse, selbst gebackenem Brot, frischen Eiern vom eigenen Hühnerhof und mit der Heil- und Naturkraft von Kräuterpflanzen, darauf liegt Segen.

In ihrem neuen Buch teilt die beliebte Journalistin und Bestsellerautorin Eva Herman ihr umfangreiches Wissen und ihre Erfahrungen, die sie in den vergangenen Jahren auf ihrem Bauernhof in Kanada gesammelt hat. Zusammen mit ihrem Mann Andreas Popp führt sie dort ein autarkes, selbstbestimmtes Leben mitten in der Natur.

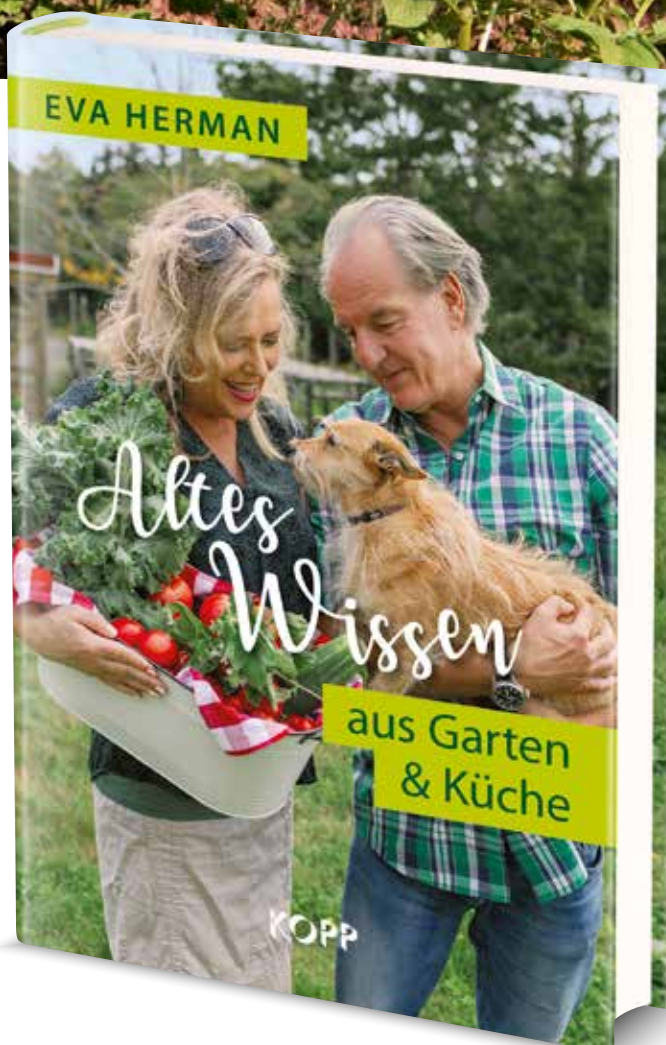
## Selbstversorgung macht Freude

Selbstversorgung ist auch ohne Vorkenntnisse machbar und bereitet große Freude. Man sollte damit allerdings nicht erst in der Krise beginnen, sondern sich sinnvoll vorbereiten. Schnell lässt sich erkennen: **Wenn wir uns respektvoll der Natur anvertrauen, ist sie in Zeiten des Wandels ein verlässlicher Partner an unserer Seite.** Mit Dankbarkeit für die hilfreichen Naturwesen, Respekt vor der Schöpfung, Geduld und wachsender Erfahrung gelingen reiche Ernten. Aus selbst vermehrten Samen wachsen die schönsten Kräuter und Gemüse, ganz sicher ohne Gentechnik. Mit einfachen Mitteln, die größtenteils im eigenen Garten zu finden sind, können Schädlinge ohne jegliche chemische Keule in Schach gehalten werden. Das ist gut für die Natur und wahrt die Unabhängigkeit.

## Bereits unsere Vorfahren wussten, wie es geht

Unsere Vorfahren wussten all das bereits. Für sie war Selbstversorgung kein Trend, sondern ihr tägliches Leben. Aus deren großem Erfahrungsschatz schöpft Eva Herman und macht ihn nutzbar für unsere Zeit.

Sie nimmt uns mit in ihre Küche, wo aus der reichen Ernte mit Liebe und Kreativität köstliche Vorräte werden. Wir lernen mit ihr, duftende Brote zu backen, die auch Anfängern gelingen. Eva Hermans sieben Lieblingsheilkräuter, die sie detailliert mit zahlreichen Anwendungsmöglichkeiten vorstellt, können viele Leiden lindern und gehören in jede Hausapotheke. Beim Besuch in Andreas Pops Hühnerstall erfahren wir, was es braucht, um Hahn und Hühnern ein gutes, produktives Leben zu bereiten.



Eva Herman: *Altes Wissen aus Garten & Küche*  
gebunden • 256 Seiten • durchgehend farbig illustriert  
Best.-Nr. 991 040 • 20,- €

*Wundervoll geschrieben, macht dieses Buch Lust, sofort mit der Selbstversorgung zu beginnen, einfach weil sie glücklich macht.*



## KOPP VERLAG

Telefon (00 49) 74 72 98 06 10 • Telefax (00 49) 74 72 98 06 11 • [info@kopp-verlag.de](mailto:info@kopp-verlag.de) • [www.kopp-verlag.de](http://www.kopp-verlag.de)  
Jetzt bestellen! Versandkostenfreie Lieferung innerhalb Europas

# SVP-Regierungsrat cancelt Anna Netrebko

Kulturdirektor Armin Hartmann spielt in Luzern Weltpolitik. Zum Schaden des hochangesehenen Kongresszentrums KKL.

Stefan Millius

Am Institut für Volksmusik an der Hochschule Luzern kann man Jodeln als Hauptfach belegen. Kürzlich hat die erste Absolventin das Master-Diplom erhalten. Sie sei eine «Pionierin der Jodelszene», heisst es auf dem Blog des Luzerner Bildungs- und Kulturdepartements stolz.

Mit einer anderen stimmungswaltigen Frau tut sich der Kanton schwerer. Anna Netrebko, weltweit gefragte russische Sopranistin, wurde von Luzern eingeladen. Sie hätte am 1. Juni im Kul-



Es reicht der mediale Verdacht: Anna Netrebko.

tur- und Kongresszentrum (KKL) auftreten sollen. Dieses liess dreissig Tage vor dem Konzert verlauten, es stehe «nicht zur Verfügung».

Aus freien Stücken taten die Verantwortlichen das nicht. Sie waren vielmehr unter politischem Druck eingeknickt. Dieser hat einen Namen: Armin Hartmann, SVP. Der ehemalige

Gemeindeammann und Kantonsrat ist seit einem knappen Jahr Luzerner Regierungsrat und Vorsteher des jodelbegeisterten Bildungs- und Kulturdepartements.

Als niemand vom KKL selbst Anstalten gemacht hatte, Anna Netrebko zu verhindern, schloss sich Hartmann mit dem Luzerner Stadt-



«Mutig und richtig»: Armin Hartmann.

präsidenten Beat Züsli (SP) kurz und setzte sich an die Tastatur. Empfänger seines Schreibens: das KKL. Hartmann betont, er habe damit nur die Entscheidung der Gesamtregierung umgesetzt. Allerdings vertrat er diese mit sehr viel Nachdruck. In dem Schreiben wurde «unmissverständlich die Erwartung geäussert, dass das geplante Konzert abzusagen ist». Zwar liege die Kompetenz über die Durchführung von Konzerten beim KKL, bestätigt Hartmann. Aber es sei darum gegangen, «eine klare Forderung zu platzieren».

Die Begründung für die Intervention der Regierung bestand aus einem Gemisch aus Medienberichten und vagen Gefahrenlagen. Der SVP-Politiker ist überzeugt, dass im Fall eines Auftritts Netrebkos «mit Protest- und Störmanövern» zu rechnen gewesen wäre, verbunden mit «Schadens- und Reputationsrisiken» für den Kanton. Schon früher hatte er von einer «mutmasslich regimetreuen russischen Künstlerin» und der Gefährdung der «öffentlichen Ordnung» gesprochen. Um Letzteres auszuschliessen, hätte ein Blick in die Zeitungen gereicht. Anna Netrebko tourt fleissig durch internationale Kulturmetropolen. Es fanden zwar einige Male kleinere Demonstrationen statt, vor einigen Tagen auch vor dem Hessischen Staatstheater in Wiesbaden. Der Spuk war aber jeweils schnell vorbei, und es kam nirgends zu nennenswerten Vorfällen.

Die Vermutung liegt nahe, dass es der Luzerner Regierung um etwas anderes ging, näm-

lich um die «zeitliche und geografische Nähe des Auftritts von Frau Netrebko zur Ukraine-Friedenskonferenz». Letztere findet auf dem luzernischen Bürgenstock statt. Allerdings nicht gleichzeitig, sondern erst zwei Wochen später. Und dort dürfte es dringendere Themen geben als eine Sopranistin.

Solche diffusen Zusammenhänge reichten Armin Hartmann, um zum Sprachrohr von Gewissensprüfern und Kulturverhinderern zu werden. Die örtlichen Medien hatte er dabei auf seiner Seite. Die *Luzerner Zeitung* befand, das «Machtwort» durch Stadt und Kanton sei «mutig und richtig» gewesen. Dass sich die Politik in das Kulturprogramm einmische, sei zwar «sehr ungewöhnlich», aber: «Besondere Situationen erfordern besondere Massnahmen.»

Von diesem Sonderfall bleibt beim näheren Blick nicht viel übrig. Unmittelbar nach dem Einmarsch Russlands in die Ukraine wurde Anna Netrebko wie die meisten russischen Künstler vom Bannstrahl getroffen. Inzwischen rollen ihr auch die grossen Städte wieder den roten Teppich aus. Denn die Berichte über ihre angeblich grosse Nähe zu Wladimir Putin bleiben schwammig. Dass sich der russische Präsident früher gern mit dem Weltstar zeigte, sagt wenig aus über ihr Verhältnis. Später distanzierte sich die Sopranistin, die heute in Österreich lebt, vom Krieg.

Wohl nicht entschieden genug für den Geschmack der Luzerner. Wie die Beurteilung «regimetreu» zustande kam, führt Hartmann nicht aus. Stattdessen sagt er: «Ausschlaggebend für die Intervention war nicht die Beurteilung der Person oder des Verhaltens von Frau Netrebko.» Das heisst: Der mediale Verdacht gegen die Sängerin war das einzige Kriterium. Was sie wirklich tut oder sagt, spielte keine Rolle.

Inzwischen haben mehrere SVP-Politiker die Absage des Konzerts kritisiert, darunter der Luzerner Nationalrat Franz Grüter. Ihren eigenen Regierungsrat nehmen sie dabei aber nicht ins Visier. Sie sehen ihn eher als Opfer. Denn er müsse sich eben an das Kollegialitätsprinzip halten. Das zumindest tut der Neo-Regierungsrat ganz wie ein alter Hase.



# Lieber Stefan Nünlist

Sie haben Mut, und das gefällt mir. Als Leiter Unternehmenskommunikation bei Swisscom haben Sie schon mehrere geniale Werbeideen ausgeheckt, ich denke an die Skipisten von Swiss-Ski in den Farben des Hauptsponsors Swisscom. Jetzt haben Sie zusammen mit dem Zürcher Designer Beda Achermann eine Idee entwickelt, die viel mehr als Werbung ist.

Am Anfang war Ihre Merchandising-Idee für Mitarbeiter, coole silberfarbene Daunenjacken mit dem kleinen Aufdruck «079». Nur die drei Zahlen der Swisscom-Vorwahl. Dann entstand bei einem Essen mit Achermann im «Flügelrad» in Olten die Idee, die drei Zahlen 079 als Label weiterzuentwickeln. Mit Schweizer Modemachern wie Ursina Gysi oder Christa Bösch neue funktionale Kleider zu kreieren, mit einem klaren Schweiz-Bezug und stets mit einem grossen 079. Vorgeführt von Schweizer Kreativen wie



Visitenkarte für die Schweiz:  
PR-Prof Nünlist.

Dominic Stricker (Tennis), Lisa Brudermann (Musik), Stress (Musik), Tobias Spichtig (Kunst) et cetera. Erste Bilder waren in den Medien zu sehen, am besten gefällt mir der Anzug «Alpaufzug» von Ottolinger, eine witzige Umsetzung von Appenzeller Motiven. Die Kampagne soll vor allem die volatile jüngere Kundschaft ansprechen, die sich mit traditioneller Werbung

nicht leicht einfangen lässt. «Der Verweis auf das beste Glasfasernetz des Landes knallt nicht wirklich», sagen Sie, «das ist nicht sexy genug.» Werbung mit Preisvorteilen verfängt bei den Jungen auch nicht mehr.

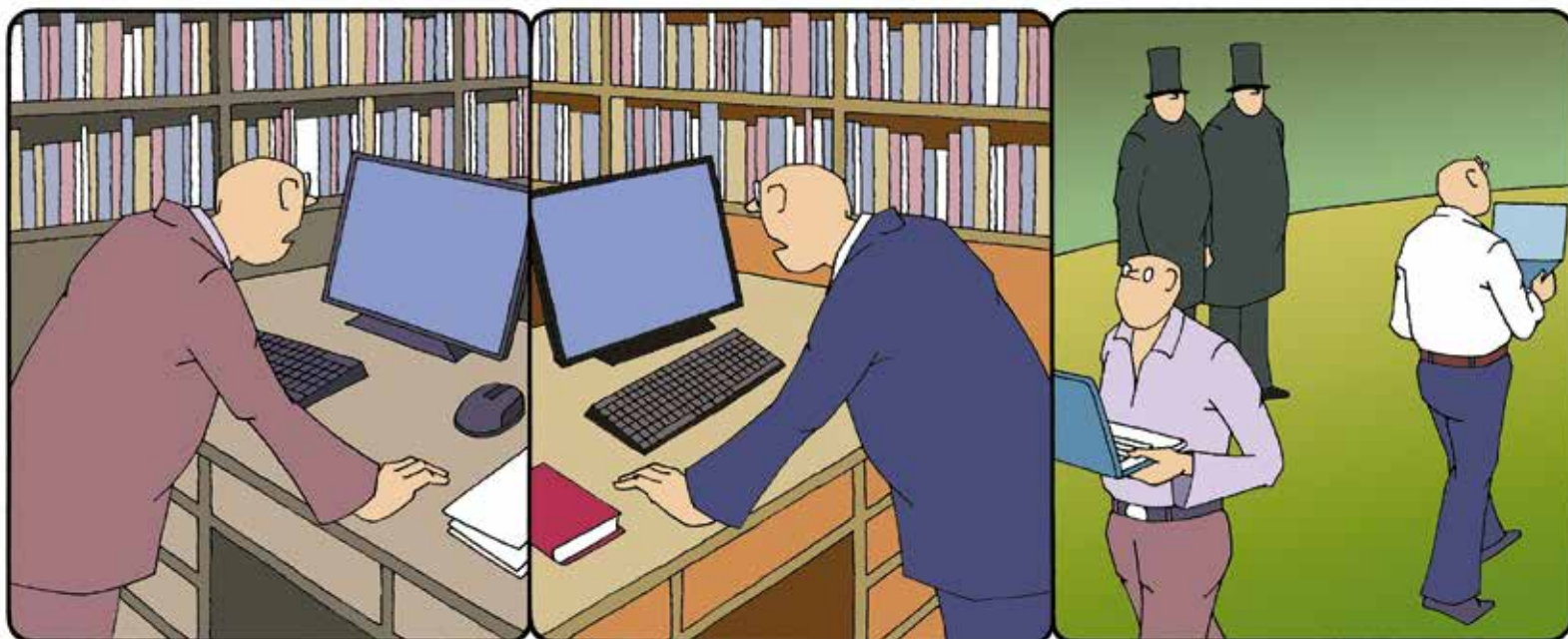
Die Kleider werden alle hier entworfen und produziert und bald weltweit an diversen Modeshows eine optimale Visitenkarte für die Schweiz abgeben. Sie wollen «eine Plattform schaffen, die Schweizer Kreativität mit der Welt verbindet». Wenn doch nur alle grossen Firmen ihren ambitionierten

Kommunikationschefs so viel Freiraum bieten würden... Wobei ich mir vorstellen kann, dass selbst bei Swisscom grosse Überzeugungsarbeit nötig war, bis das Kind im Bade war.

Gratuliere.

Mit freundlichen Grüssen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# Entzauberung einer Allmächtigen

Die Finanzen laufen aus dem Ruder, es läuft ein Grossangriff auf die Schuldenbremse. Was tut die zuständige Bundesrätin Karin Keller-Sutter? Wenig.

**S**o hat sich Karin Keller-Sutter ihr Leben als Finanzministerin wohl nicht vorgestellt. Seit sie nach dem Rücktritt von Bundesrat Ueli Maurer (SVP) diesen Job übernommen hat, muss sie gegen wachsende Defizite und Begehrlichkeiten im Parlament ankämpfen. «Der Einstieg ist schon ein bisschen steil gewesen. Es ist bei den Finanzen auch schon klar gewesen, was sich abzeichnet.» Trotzdem bereue sie den Wechsel nicht und sei bereit, Verantwortung zu übernehmen, gab sie kürzlich im Interview im SRF-«Eco Talk» zu verstehen. Verantwortung für was? Für künftige schlechte Abschlüsse des Bundeshaushaltes?

Die Prognosen sind zappenduster. Obwohl Keller-Sutter ein Entlastungspaket schnürte und Bereinigungsmassnahmen vornahm, wird es in den kommenden Jahren schwieriger, die Schuldenbremse einzuhalten. Deshalb hat sie ein Expertengremium eingesetzt – unter der Ägide von Serge Gaillard, dem früheren Direktor der eidgenössischen Finanzverwaltung. Dieses soll aufzeigen, wo man vier bis fünf Milliarden Franken einsparen kann. Solche Ausschüsse setzt man ein, wenn man mit seinem Latein am Ende ist.

## Parlament zeigt ihr den Meister

Natürlich ist es nicht die Schuld von Keller-Sutter, dass die Finanzen aus dem Ruder laufen. SVP-Finanzpolitiker Lars Guggisberg sagt dazu: «Seit Corona erleben wir eine Art Dammbbruch. Bis 2019 waren für das Parlament ausserordentliche Ausgaben fast kein Thema. Das hat sich geändert.» Der Ukraine-Krieg, die Energiekrise und der Klimaschutz hätten in den vergangenen Jahren die Budgetierung anspruchsvoller gemacht.

Gerade von Keller-Sutter hätte man erwartet, dass sie hier ihre angebliche grosse Durchsetzungsfähigkeit unter Beweis stellt – und nicht bloss wie am kommenden 17. Mai mit Bratwurst und Käsekuchen die Medien gnädig zu stimmen versucht. Was hat man nicht alles an Elogen über sie verbreitet. Sie war kein halbes



Bratwurst und Käsekuchen: Keller-Sutter.

Jahr Finanzministerin, als die NZZ am Sonntag die Ostschweizerin als neue Chefin im Bundesrat inthronisierte. An ihr führe künftig kein Weg vorbei, schwärmte das Blatt. Dass sie sich gerne so sieht, als Chef, kann man sich gut vorstellen. Auf der Homepage ihres Departements ist wohl nicht zufällig ein Zeitungsinterview aufgeschaltet mit dem Titel «Die Mächtigen».

Das Parlament hat ihr allerdings gezeigt, wer Herr im Hause ist. Bei der Sondersession im April 2023 ging es um 109 Milliarden Franken, mit denen der Bund die Übernahme der

*Sie hat die horrenden Kosten für die Ukraine-Flüchtlinge ebenfalls ausserordentlich verbucht.*

Credit Suisse durch die UBS absicherte. Sie wollte unbedingt die Zustimmung des Parlaments – und ging als grosse Verliererin vom Platz. Bei der früheren Sankt Galler Ständerätin hat man nicht den Eindruck, dass sie hier den gleichen

Respekt geniesst wie vor ihr Alain Berset (SP) oder Hans-Rudolf Merz (FDP). Ein Beispiel: Im Dezember 2023 beschloss der Ständerat, das Armeebudget in den kommenden Jahren zusätzlich aufzustocken, obwohl der Bund tiefrote Zahlen erwartet und die Finanzministerin ausdrücklich davor warnte. Der Entscheid wurde in der Einigungskonferenz später korrigiert. Trotzdem war es für Keller-Sutter ein Warnschuss.

## Lupenreiner Verfassungsbruch

Viele in Bern sind gespannt, wie sie den aktuellen Grossangriff auf die Schuldenbremse parieren wird. «Dieses Instrument wird von der SP und den Grünen seit längerem in Frage gestellt, nun sind aber auch Erosionserscheinungen bei der Mitte zu beobachten», so FDP-Präsident Thierry Burkart. «Das war in den finanzpolitisch fetten Jahren nicht der Fall. Jetzt, wo die Mittel knapper werden, ist sie halt für die ausgabefreudigen Parlamentarierinnen und Parlamentarier lästig», fährt er fort.

Konkret hat die Sicherheitskommission des Ständerates auf Antrag der Mitte-Partei und mit Unterstützung von SP, Grünen und Grünliberalen beschlossen, fünfzehn Milliarden Franken für Armeeausrüstung und Ukraine-Hilfe am ordentlichen Bundeshaushalt vorbeizuschleusen. Das grenzt an einen lupenreinen Verfassungsbruch, da weder Armeeaussgaben noch Wiederaufbauhilfen für die Ukraine als ausserordentliches Ereignis gelten, wo man die Schuldenbremse aushebeln kann.

Womöglich hat Keller-Sutter Mitte-links selber auf diese Fährte gelockt. Als Justizministerin und für Migration zuständig, hat die Sankt Gallerin die horrenden Ausgaben (1,2 Milliarden) für die Kriegsgeflüchteten aus der Ukraine ebenfalls ausserordentlich verbucht und so die Schuldenbremse umschiff. Das konnte man im ersten Jahr 2022 als ausserordentliches Ereignis taxieren. Aber ganz sicher nicht mehr in den Folgejahren.

# Wie man sich bettet, so liegt man

Könne gut sein, dass ich auf dieser Matratze dann sterbe, sage ich zum Verkäufer.



*Eine Geschichte, die meine ist und ihre auch.*

**D**er Verkäufer, blaue Anzughose, weisses Hemd, Brille, beginnende Glatze und Bauchbildung, vielleicht vierzig Jahre alt, kommt so langsam in existenzielle Hochform, redet von Lebensqualität, Freundschaft gar, von innigem Verhältnis, von Inseldasein und von Härtegraden auch, und meint, dass er wisse, wovon er spreche, weil er sich zu Hause demselben Produkt anvertraute, und ja, er schlafe wie ein Baby; ich bin gerade dabei, eine neue Matratze zu kaufen. Schwierig. Ich hänge immer noch fest an dem Satz, dass es für diese Matratze eine Garantie von 25 Jahren gibt.

Könne gut sein, dass ich dann auf dieser Matratze sterbe, sage ich zum Verkäufer, ich sei gerade sechzig geworden. Damit sehe sich natürlich vor allem seine ältere Kundschaft konfrontiert, antwortet er, und er sage dann immer, dass er garantieren könne, dass man dann bequem und vor allem vertraut liegen würde, also nicht so wie auf diesen Altersheimmatratzen. Obwohl es, wende ich ein, dann ja, so in der letzten Nacht, keine Rolle mehr spielen würde. Das stimme, aber ich solle doch bitte bedenken, dass ich dann wenigstens aufs bequemste eingeschlafen sei, wie immer die letzten 25 Jahre, auf diesem Premiumprodukt, okay, der Preis, aber guter Schlaf sei ja im Grunde unbezahlbar. Er beispielsweise schlafe auf dieser Matratze manchmal sogar ein, wenn er gar nicht müde sei.

Wie er das mache, frage ich. «Ich mache nichts, das ist es ja, die Matratze macht das, ihre Ausgewogenheit, ihre Chemie, ihre Sanftheit, ihr

Wesen.» «Ihr Wesen?», frage ich. Ja, er wolle jetzt nicht zu weit gehen, aber er verkaufe seit zwanzig Jahren Matratzen, und der Mensch und seine Matratze, das sei ja eine Beziehung, eine Liebesbeziehung beinahe, schliesslich vertraue man ihr etwas vom Wertvollsten im Leben an, den Schlaf, und, wenn er das so sagen dürfe, auf nichts sonst liege der Mensch so häufig wie auf ihr.

Ich lege mich auf die Matratze, Härtegrad 2, für Personen bis achtzig Kilogramm Körpergewicht. Ob ich es spüren würde, fragt der Verkäufer. Was? Die bequeme Geborgenheit. «Noch nicht», sage ich. Das komme noch, ich solle mir Zeit lassen. «Ja», antworte ich, «vielleicht, eine Frage hätte

*Über 30 000 Stunden lag ich auf ihr, manchmal wie ein Engel, manchmal wie ein Berserker.*

ich noch, wenn ich jetzt zunähme und mehr als achtzig Kilo auf die Waage brächte und dann Härtegrad 3 brauchte, aber Härtegrad 2 habe, könnte das zu einem Problem werden?» «Nicht wirklich», sagt der Verkäufer, das seien natürlich Richtwerte, und bei diesem Spitzenmodell gebe es natürlich Spielraum, eine Toleranzzone sozusagen. «Das heisst, um die Vorzüge dieser Matratze geniessen zu können, müsste ich mein Gewicht halten, so plus/minus fünf Kilo vielleicht?»

«Das wäre ideal», antwortet der Verkäufer. «Ich gehe jetzt zu einem anderen Kunden, wenn Sie erlauben, und komme dann zurück

zu Ihnen. Bleiben Sie einfach liegen, schliessen Sie die Augen, und vertrauen Sie sich der Matratze an.»

Jetzt liege ich da, auf einer neuen Matratze, und denke an meine alte, auf der ich seit fünfzehn Jahren liege. Eine gute Matratze, da und dort etwas durchgelegen und ranzig geworden, 4500 Nächte vielleicht, über 30 000 Stunden lag ich auf ihr, manchmal wie ein Engel, manchmal wie ein Berserker, ich träumte auf ihr, ich verzweifelte manchmal auf ihr, sie hiess mich willkommen, sie wies mich ab, ich tränkte sie mit Schweiß, Sperma und Tränen und Blut, ich verbummelte Tage auf ihr.

In diesem Moment, wo ich auf dieser neuen Matratze liege, bekommt meine alte Matratze eine Geschichte, die meine ist und ihre auch, wenn es stimmt, dass Matratzen auch Wesen sein können. Ich glaube inzwischen, dass meine alte Matratze ein guter Freund geworden ist, gemeinsam alterten wir, waren uns mal bequeme Partner, dann wieder unbequeme.

Der Verkäufer kam zurück. «Und?», fragte er. Ich hätte gerade an meine alte Matratze gedacht, sagte ich, die Beziehung, die ich zu ihr hätte, die gemeinsame Geschichte. Ja, sagte der Verkäufer, das komme manchmal vor, dann sei ich noch nicht so weit, das müsse man respektieren. «Genau», antwortete ich, stand auf, bedankte mich, schüttelte ihm die Hand, ging nach Hause, warf mich auf meine Matratze, streichelte sie mit einer Hand und fragte mich, ob mit mir alles okay sei.

# Wir sind so jung, wie wir uns fühlen

Pensionierung mit 65? Die Zeit der starren Altersgrenzen sollte längst vorbei sein. Auch die Forschung bietet dafür schlüssige Argumente.

Bruno S. Frey und Andre Briviba

**W**ie alt eine Person ist, scheint offensichtlich: Es sind die Anzahl Jahre seit der Geburt. In Wirklichkeit spielen noch andere Alterskategorien in unserem Leben eine grosse Rolle. Gut bekannt ist das biologische Alter. Es wird mit medizinischen Methoden bewertet, wie gut verschiedene Organe wie Herz, Leber oder Niere im Laufe der Jahre noch funktionieren. Viel weniger wird das gefühlte Alter berücksichtigt. Es handelt sich um eine rein subjektive Vorstellung, wie alt sich eine Person fühlt.

In der heutigen Gesellschaft wird Jugendlichkeit glorifiziert. Damit ist das gefühlte Alter mehr als nur eine Zahl – es ist ein Spiegelbild kulturellen Wandels und persönlicher Gesundheit. Wegen der vielen verschiedenen Einflüsse wird das gefühlte Alter in der Literatur etwas bombastisch auch als bio-psycho-sozialer Marker bezeichnet.

## Frauen fühlen sich jünger

Frauen stehen heute unter starkem Druck, jünger zu erscheinen, als es ihrem Geburtsalter entspricht. So wird von einer sechzigjährigen Frau erwartet, dass sie unter keinen Umständen «alt» erscheint. Ein Blick in ein Familienalbum zeigt deutlich, wie sehr viel jünger Frauen heutzutage wirken. Während früher sechzigjährige Frauen alt erschienen, unterscheiden sich heute viele unter ihnen kaum von Fünfzig- oder gar

Vierzigjährigen. Die Unterschiede zu früheren Zeiten sind eklatant.

Das subjektive Alter kann mittels sorgfältiger Befragungen ermittelt werden; besonders gut ist dieses im Deutschen Alterssurvey (DEAS) erfasst. Seit mehr als zwei Jahrzehnten (1996 bis 2020/21) werden Frauen und Männer regelmässig bis ins hohe Alter befragt. Mehr als 20 000 Personen, die vierzig Jahre und älter sind, haben bisher an der repräsentativen Studie teilgenommen. Laut dem «German Ageing Survey» fühlten sich im Jahr 2020 fast 90 Prozent der über vierzigjährigen Frauen um mindestens ein Jahr jünger. Dabei gibt es natürlich grosse Unterschiede. Im Durchschnitt fühlen sich diese Frauen um etwa zehn Jahre jünger, als es ihrem Geburtsalter entspricht. Dieser Abstand ist beträchtlich. Die Frauen erfreuen sich zudem einer bedeutend längeren Lebenserwartung. Noch 1960 betrug sie weltweit 53 Jahre, 2021 waren es 74 Jahre. Frauen leben nicht nur länger, sondern fühlen sich dabei auch noch jünger als zu früheren Zeiten.

In diesem Bestreben werden Frauen durch eine riesige Schönheitsindustrie unterstützt und angetrieben. Sie bezieht sich nicht nur auf die zu tragende jugendliche Kleidung, sondern auch auf die körperliche Erscheinung und das Auftreten. Auch in der Presse finden sich unzählige Vorschläge, wie Frauen sich jung erhalten können und sollen. Ein extre-

mes Beispiel ist Südkorea, wo nicht weniger als jede fünfte Frau sich plastischen Schönheitsoperationen unterzieht. Wir sind in der Schweiz wohl nicht weit davon entfernt.

## Der neue Mann

Das Bestreben, sich jung zu fühlen, betrifft nicht nur Frauen; es ist auch in der Gesamtbevölkerung weit verbreitet. Laut dem «German Ageing Survey» fühlen sich etwa 85 Prozent der Bevölkerung jünger, als es ihrem Geburtsalter entspricht. Gibt es bei den Männern somit ein ähnliches Phänomen? In den letzten Jahrzehnten hat sich in der Tat das Ideal eines Mannes deutlich geändert. Sie müssen nicht mehr

*Ein Blick in ein Familienalbum zeigt deutlich, wie sehr viel jünger Frauen heutzutage wirken.*

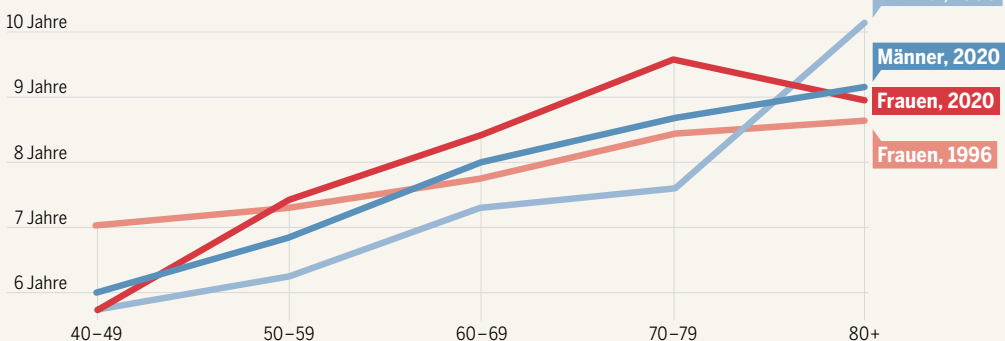
reif, gesetzt und mit einem deutlich sichtbaren Bäuchlein auftreten. Für Manager oder in Jobs mit repräsentativer Funktion gehört es heute zum guten Ton oder ist es sogar notwendig, möglichst dynamisch und jugendlich zu erscheinen. Auch Männer werden heute von Angeboten der Schönheitsindustrie überhäuft. Sie unterziehen sich auch Schönheitsprozeduren. Es ist fast selbstverständlich, einem Fitnessstudio anzugehören.

Der Druck auf die Männer scheint auf den ersten Blick geringer zu sein als bei Frauen. Der Schein trügt jedoch. Auch die über vierzigjährigen Männer fühlen sich jünger, als es ihrem Geburtsalter entspricht. Im Jahr 2020 fühlten sich 88 Prozent der Männer um mindestens ein Jahr jünger. Dabei gibt es wiederum grosse Unterschiede. Sich jünger fühlende Männer geben im Durchschnitt an, sich rund 8,3 Jahre jünger als ihrem Geburtsalter entsprechend zu fühlen. Vor rund zwanzig Jahren fühlten sie sich nur um 1,5 Jahre jünger.

Die Grafik zeigt den Unterschied zwischen dem Geburtsalter und dem gefühlten Alter, den wir «gewonnene» Lebensjahre nennen. Die Frauen fühlen sich in beiden Jahren deutlich

## Jugendlichkeit als Lebensgefühl

Gewonnene Lebensjahre nach Geschlecht und Altersgruppen im Zeitvergleich, 1996 und 2020.



QUELLE: DEUTSCHES ZENTRUM FÜR ALTERSFRAGEN – FDZ (2022); SUF DEUTSCHER ALTERSSURVEY (DEAS) 1996–2021. DOI: 10.5156/DEAS.1996–2021.M.002

jünger als gleichaltrige Männer; sie haben mehr Lebensjahre «hinzu-gewonnen». Der Abstand zwischen den Geschlechtern hat sich jedoch in den letzten 25 Jahren verändert. Die Männer holen gegenüber den Frauen auf und fühlen sich vermehrt jünger. Dementsprechend verkleinert sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern über den Zeitraum von 1996 bis 2020.

Die Zahl der Jahre, um die sich Frauen und Männer jünger fühlen, hat sich über die letzten 25 Jahre verändert. Im Jahr 1996 fühlten sich Männer im Schnitt 4,6 Jahre, 2020 jedoch sogar 6,4 Jahre jünger. Dieser Anstieg liesse sich der medizinischen Entwicklung und dem Schönheitsstreben zuschreiben und sollte Frauen ähnlich betreffen. Hier lässt sich aber eine konträre Entwicklung beobachten. Frauen fühlten sich 2020 um 3,9 Jahre jünger, wohingegen sie 1996 noch über 5,4 «gewonnene» Lebensjahre berichteten. Somit hat sich das Blatt gewendet. Auch wenn Männer in Deutschland eine um fünf Jahre geringere Lebenserwartung haben als Frauen, scheint sie dies nicht davon abzuhalten, sich genauso jung zu fühlen. Überraschenderweise fühlten sich die Männer im Alter von mehr als achtzig Jahren 1996 wie 2020 jünger als die Frauen. Die Gründe für diese Entwicklung können auf unterschiedliche Faktoren zurückgehen. So könnte etwa der medizinische Fortschritt vor allem Männer begünstigen. Wichtig sind sicher auch allgemeine gesellschaftliche Entwicklungen, etwa in Form eines sich verändernden Zeitgeistes.

### Bildung und Karriere

Das gefühlte Alter hat sich über die letzten 25 Jahre gewandelt und spielt in einer alternen Gesellschaft eine wichtige Rolle. Wie wir nun wissen, entspricht das chronologische Alter nicht notwendigerweise anderen Arten des Alters. Das subjektive Alter kann, unabhängig vom Geburtsalter, eine beträchtliche Anzahl altersbezogener Auswirkungen beeinflussen. Es dient auch als Erklärungsfaktor für Gesundheits-, Mortalitäts- und Verhaltensweisen wie eine depressive Symptomatik, aber auch für ein Sparverhalten. In diesem Sinne gibt es nicht «das Alter» einer Person, sondern vielmehr verschiedene Alter, die erheblich voneinander abweichen können.

Werden die staatlich aufgezwungenen, starren Altersgrenzen wie das Pensionsalter – die leider auch von vielen Unternehmen über-



*Plötzlich frei.*

nommen werden – überwunden, wird eine individuellere Lebensgestaltung in vielen Lebensbereichen möglich. Entscheidungen über Bildung und Karriere lassen sich für die eigene Person geeignet treffen. Bei den persönlichen Entwicklungszielen spielt die eigene psychische und physische Verfassung eine größere Rolle und ist weniger vom Geburtsdatum

### *Die Männer holen gegenüber den Frauen auf und fühlen sich vermehrt jünger.*

abhängig. Das gefühlte Alter begünstigt auch die Anerkennung von Kompetenzen und Erfahrungen über das chronologische Alter hinaus und betont die Wichtigkeit von lebenslangen Lernprozessen. Damit wäre auch eine geringere Altersdiskriminierung zu erwarten.

Im Berufsleben könnten flexible Altersgrenzen zu einer Verlängerung der Erwerbstätigkeit führen. Allein schon das Wegfallen der festgefahrenen Norm, in einem bestimmten Alter in Rente zu gehen, würde nicht nur der individuellen Altersvorsorge, sondern auch der

demografischen Entwicklung und der Belastung der Rentensysteme entgegenwirken. In den letzten Jahren sind Bemühungen der Regierung in diese Richtung zu beobachten.

Allerdings ist auch eine entgegengesetzte Entwicklung vorstellbar. Wer sich vor oder im Pensionsalter jünger als dem Geburtsalter entsprechend fühlt, kann sich durchaus entscheiden, vermehrt die Freizeit zu genießen.

### Vorteile der Flexibilisierung

Diese Frage ist nicht trivial, denn statt einer universellen Richtlinie müsste nun eine fähigkeitsbasierte Einschätzung verschiedener Aktivitäten stattfinden. Am Beispiel des Führerscheins lässt sich dies gut verdeutlichen. Anstatt einer verpflichtenden Abgabe des Führerscheins mit zum Beispiel achtzig Altersjahren können regelmäßige Prüfungen eingeführt werden, die eine Fahrtauglichkeit attestieren. Diese Prüfungen sind allerdings spezifisch an das jeweilige Gebiet gekoppelt. Bereiche, die heutzutage am chronologischen Alter festgemacht werden, gibt es viele, zum Beispiel hinsichtlich der Dienstpflicht oder in der öffentlichen Verwaltung. Eine behördliche Überprüfung der individuellen Fähigkeiten droht jedoch die

Bürokratie weiter aufzublähen. Deshalb ist eine effiziente Lösung wichtig, damit die Individuen nicht zu sehr belastet werden und die Vorteile der Flexibilisierung nicht beseitigt werden.

Wer für ein politisches Amt in der Legislative oder Exekutive gewählt wird, sollte ohnehin keiner Altersbeschränkung unterliegen. Die Wählerinnen und Wähler sollten selbst entscheiden können, ob jemand, unabhängig vom Geburtsalter, diese Aufgaben gut erfüllen kann.

Diese Erkenntnisse über das gefühlte Alter unterstreichen die Notwendigkeit, starre Altersgrenzen zu überdenken. Ganz besonders gilt dies für den Übergang in den Ruhestand. Das Geburtsalter sollte nicht als alleiniger Faktor über unsere Fähigkeiten, unsere Gesundheit oder unseren Beitrag zur Gesellschaft entscheiden. Vielmehr stellt das von den einzelnen Personen gefühlte Alter auf die individuellen Bedürfnisse und Pflichten ab und erhöht damit unseren Freiheitsraum.

**Bruno S. Frey** ist ständiger Gastprofessor an der Universität Basel und Forschungsdirektor des Crema – Center for Research in Economics, Management and the Arts in Zürich.

**Andre Briviba** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Crema und Doktorand an der Universität Freiburg i. Ü.



## INSIDE WASHINGTON

### Verrückt nach Flüchtlingen

Republikanische Gesetzgeber haben empört auf die Enthüllung reagiert, dass die Regierung Biden Pläne zur Umsiedlung von Palästinensern aus dem Gazastreifen in die USA erwägt. «Ich hätte nicht gedacht, dass Biden verrückt genug ist, dies zu tun», sagte Ron DeSantis, Gouverneur von Florida, zu Reportern.

CBS News zufolge haben hochrangige Beamte Optionen geprüft, um «einigen der aus dem kriegsgebeutelten Gazastreifen geflohenen Menschen einen dauerhaften, sicheren Zufluchtsort zu bieten». Interne Planungsdokumente, die CBS zugespielt wurden, enthüllen, dass Menschen aus dem Gazastreifen, die Familienangehörige in den USA haben, der Flüchtlingsstatus gewährt werden könnte, was ihnen einen dauerhaften Aufenthalt, Unterstützung bei der Wohnungssuche und einen Weg zur US-Staatsbürgerschaft ermöglichen würde.

Die Senatorin von Iowa, Joni Ernst, prangerte mit 34 ihrer republikanischen Kollegen den Plan als ein «nationales Sicherheitsrisiko für die Vereinigten Staaten» an. In einem vernichtenden Brief an das Weisse Haus erklärten die Senatoren, dass «unsere erste Pflicht darin bestehen sollte, unsere eigenen Bürger zu retten, nicht die Bürger des Gazastreifens». Die Senatoren bezeichneten die Bilanz der Regierung bei der Terrorismusbekämpfung an der Grenze als «klägliches Versagen» und verlangten, dass alle Pläne für palästinensische Flüchtlinge sofort ausgesetzt werden.

Die Pressesprecherin des Weissen Hauses, Karine Jean-Pierre, bestätigte angesichts des Aufruhrs lediglich, dass die Regierung «ständig politische Vorschläge» in dieser Angelegenheit prüfe. Die Demokraten schwiegen derweil auffallend. Falls der CBS-Bericht als heimlicher Versuchsballon gedacht war, haben die Republikaner ihn mit einer Bazooka abgeschossen.

Amy Holmes

## WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

### Egger, Vincenz, Vincenz-Stauffacher, Ryser, Silberschmidt, Jans, Pfister, Washington, Marti

Der Kanton St. Gallen hat ein neues politisches Traum-Duo. SVP-Nationalrat Mike Egger und FDP-Politikerin Lisa Vincenz sind seit einigen Monaten ein Paar. «Wir kennen uns schon seit einigen Jahren, seit Anfang Jahr sind wir nun zusammen», freut sich



Vincenz/Egger.

Egger. Lisa Vincenz ist in der Ostschweiz kein unbeschriebenes Blatt. Die 28-jährige Rechtsanwältin und Notarin kandidierte im März für den Kantonsrat und landete auf dem ersten Ersatzplatz. Zudem ist die HSG-Absolventin die Tochter von FDP-Nationalrätin Susanne Vincenz-Stauffacher. Mike Egger hatte im Übrigen schon in der Vergangenheit keine Hemmungen, mit der politischen Konkurrenz auf Tuchfühlung zu gehen. Er hatte bis vor kurzem in Bern eine WG mit seinen Parlamentskollegen Franziska Ryser (Grüne) und Andri Silberschmidt (FDP). Auch mit seiner neuen Partnerin gibt es Anknüpfungspunkte. Anders als seine Partei kämpft der 31-Jährige vehement für das Stromgesetz – genauso wie Lisa Vincenz und Susanne Vincenz-Stauffacher. Trotzdem wird es in Zukunft auch Meinungs-differenzen geben – denn beide trennen nach eigenem Bekunden das Politische vom Privaten.

\*\*\*



Beat Jans.

Der Tag der Arbeit ist ein Must für Linke – SP-Bundesräte inbegriffen. Beat Jans versuchte, mit etwas billig wirkender Prosa den 1. Mai zusammenzufassen. «Der Blick zurück zeigt, was wir schaffen können. Der Blick in die Gegenwart zeigt, was zu tun

ist. Der Blick in die Zukunft – der treibt uns an», schrieb der Justizminister unter dem Hashtag «zämmegothsesser» in den sozialen Medien bei seinen unbeholfen wirkenden Versuchen als Prosaist. Gerhard Pfister nahm den Kämpfer für das Proletariat auf der Stelle in Schutz. Der Mitte-Präsident ist sicher, dass die Zeilen nicht aus der Feder des Justizministers stammen können. Er macht seinen Pressechef – ein Ex-SRF-Bundeshaus-Redaktor – für den Text verantwortlich: «Oliver Washington war mal ein guter kritischer Journalist. Jetzt zeichnet er sich für Politik-Kitsch verantwortlich. Offenbar.»

\*\*\*

«Skandalös», «schlechte Verlierer» und dass der Entscheid für eine 13. AHV-Rente jetzt «ohne Wenn und Aber» umgesetzt werden müsse – so tobt Samira Marti im Augenblick auf allen Kanälen. Der Grund für den Furor der SP-Fraktionschefin ist das bürgerliche Zögern bei dem milliardenteuren Sozialausbau. FDP und SVP lehnen zusätzliche Lohnabzüge und höhere Mehrwertsteuern ab. Das Problem: Wie das ganze Projekt, das vielen Pensionären, die es gar nicht nötig haben, mehr Geld geben soll,



Samira Marti.

finanziert werden soll, war und ist offen. Das Naheliegendste, bei anderen Aufwendungen weniger auszugeben, stösst bei der Linken auf Widerstand. Dazu kommt ein eigenartiges, sehr selektives Demokratieverständnis von Marti und ihren Mitstreitern. Vor bald zehn Jahren stimmte das Volk der Masseneinwanderungsinitiative zu. Das Begehren zurrte in der Verfassung fest, dass die Schweiz ihre Migration wieder selbst steuert. An vorderster Front sorgten die Genossen dafür, dass das Verdikt des Souveräns bis heute nicht umgesetzt wurde. Die Aufgeregtheit von Marti wirkt in diesem Licht einigermaßen gekünstelt.

# Frisch vom Bauernhof

Die völlig unterschätzte Bedeutung von Landwirtschaft und Detailhandel für das Leben in der Schweiz von heute.

Jetzt  
anmelden!  
Eintritt frei



**Markus Ritter**  
*Präsident des Schweizer  
Bauernverbandes*



**Jérôme Meyer**  
*Country Managing Director  
Aldi Suisse AG*



**Renzo Blumenthal**  
*Landwirt und  
ehemaliger Mister Schweiz*



*Moderation*  
**Roger Köppel**  
*Chefredaktor und  
Verleger der Weltwoche*

Mittwoch  
**29. Mai 2024**

**Empire-Saal / Bern**

**19.00 Uhr**

Türöffnung: 18.00 Uhr

Veranstaltungsort:

Restaurant  
Zum Äusseren Stand  
Zeughausgasse 17  
3011 Bern

Anmeldung unter:

weltwoche.ch/esskultur  
Anmeldeschluss: 26. Mai 2024  
Mit anschliessendem Apéro.  
Alle sind willkommen.

## MÖRGELI

### Leichenwagen der Neutralität

Die NZZ knallt auf dem Bock des Leichenwagens unserer Neutralität kräftig mit der Peitsche. Der Chefredaktor urteilt: «Wenn die Neutralität ausser uns niemand wirklich achtet, ist sie kein Schutz, sondern Belastung.» Auch jeder linke Zeuge der Anklage ist willkommen. In der NZZ am Sonntag meint der militärpolitische Vordenker der SP: «Heute gefährdet die Neutralität unsere Sicherheit.» Am Tag zuvor schrieb der Historiker Marco Jorio, die neutrale Schweiz habe Friedensbemühungen «mit wenig Erfolg» betrieben.

In seinen vielen Aufzählungen verschweigt der Neutralitätshistoriker eines der prägendsten Ereignisse des 20. Jahrhunderts: die Rückkehr der Schweiz zur umfassenden, immerwährenden Neutralität. Im Mai 1938 besann sich der Bundesrat wieder auf die integrale Neutralität, die 1920 beim Eintritt in den Völkerbund vorübergehend preisgegeben worden war. Unser Land hätte sonst Wirtschaftssanktionen gegen Italien ergreifen müssen – angesichts von Mussolinis Bedrohung des Tessins eine enorme Kriegsgefahr.

Glücklicherweise hiess der Völkerbund diese Rückkehr zur umfassenden Neutralität ausdrücklich gut: «Der Umstand, der nach der Ansicht des Rates die Regelung des schweizerischen Falls entsprechend seinen besonderen Umständen ermöglicht, ist die Sonderlage der Schweiz, die herkömmlicherweise den Status einer ewig neutralen Macht geniesst. Diese durch die Verträge von 1815 anerkannte Neutralität ist ein unbestrittener Grundsatz des Völkerrechts.»

Wie kommentierte die NZZ die damalige Rückkehr zur vollen Neutralität, die der Schweiz die Unversehrtheit im Höllenritt des Zweiten Weltkriegs ermöglichte? Das Blatt tat es so: «Einmütig und geschlossen steht heute das ganze Volk hinter dem Bundesrat, der uns zur umfassenden, aber auch wehrhaften Neutralität zurückgeführt hat. Einmütig und geschlossen wird es jede Massnahme billigen, die geeignet ist, unsere Unabhängigkeit gegen Zumutungen von aussen oder gefährliche Wühlarbeit Landesfremder im Innern zu schützen.» Der Schleier des Vergessens ist zuweilen erschreckend durchsichtig.

Christoph Mörgeli

# Hat hier jemand «Staatsfernsehen» gesagt?

Das Verteidigungsdepartement begrüsst SRF als «Medienpartner» für eine Militärübung.

Marcel Odermatt

Medienpartnerschaften gehören bei der SRG zum Geschäftsmodell. Festivals, Konzerte oder Volksfeste – der Gebührensender unterstützt viele Veranstaltungen. Als Beispiele werden das Montreux Jazz Festival, die Solothurner Literaturtage oder das Locarno Film Festival aufgeführt. «Bevor wir eine Medienpartnerschaft eingehen, prüfen wir die Veranstaltung sorgfältig gemäss unseren Kriterien», schreibt die TV-Anstalt. Das ermögliche dem Publikum «kulturelle Live-Erlebnisse».

### Autobahn wird zur Landepiste

Jetzt beschreitet der Mediengigant neue Wege. Am 5. Juni 2024 startet und landet die Schweizer Luftwaffe mit Kampfflugzeugen des Typs F/A-18 auf der Nationalstrasse A1 bei Payerne. «Die Armee verfolgt mit dieser Massnahme das Ziel, die Fähigkeit zur Dezentralisierung ihrer Luftverteidigungsmittel zu testen», schreibt das Verteidigungsdepartement (VBS) in der Einladung. Was das VBS beiläufig auch erwähnt: Die Verantwortlichen der Armee sind eine Partnerschaft mit der SRG eingegangen. «Das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) ist als Medienpartner vor Ort und wird die Landungen medial eng begleiten», steht im Schreiben.

Medienpartnerschaften für Musikshows sind das eine. Aber eine Kooperation für eine militärische Übung? Beim VBS will man den Ball flachhalten. «Dieses Vorgehen ist nicht aussergewöhnlich», betont Armeesprecher Stefan Hofer. Das Gebiet rund um den betroffenen Autobahnabschnitt werde aus Sicherheitsgründen grossräumig abgesperrt, und während Starts und Landungen der Flugzeuge sei ein Sicherheitsabstand innerhalb dieser Zone einzuhalten. «Aus diesem Grund haben wir uns entschieden, mit SRF eine Partnerschaft einzugehen», so Hofer weiter.

Was er nicht erwähnt: Die Berichterstattung des Senders über den prestigeträchtigen Anlass wird mit Sicherheit positiv ausfallen. Wer will schon den Partner vergraulen, mit dem man derart eng und intensiv kooperiert und zusammenarbeitet? Schliesslich basieren Medienpartnerschaften auf dem Prinzip Leistung und Gegenleistung.

Damit stellt sich die Frage, weshalb die SRG, die bei jeder Gelegenheit betont, wie politisch unabhängig und neutral sie sei, sich auf einen solchen Deal einlässt. Auf Anfrage fällt SRF-Sprecher Thomas Ammann dem VBS in den Rücken, macht einen Rückzieher und stellt alles in Abrede. «Es handelt sich nicht um eine Medienpartnerschaft.» SRF übertrage den Anlass aus publizistischem Interesse und als «Host Broadcaster». Auf die Nachfrage, was die Vereinbarung beinhalte, erklärt der Sender, es gebe keinen Vertrag. «Weder SRF noch das VBS stellen Bedingungen oder erhalten Leistungen.»

Was bleibt von dieser bizarren Episode? Die Verwaltung und die SRG sind eng verhandelt. Die Behörden stehen dazu und sehen kein Problem. Logisch, sie profitieren davon. Umgekehrt die SRG. Sie schmiegt sich eng an Bundesbern an. Wird sie damit konfrontiert, will sie plötzlich davon nichts wissen und macht einen auf unabhängig.

Liebe ist...



... traumhaft.



# SVP-Dettling schiesst Vögel ab

Albert Rösti wird das Stromgesetz haushoch gewinnen. Aber nach dem Spiel ist vor dem Spiel.



Es gibt in der Schweiz 1,7 Millionen Katzen. Obwohl ihre Besitzerinnen und Besitzer sie mit feinstem Tierfutter verwöhnen, fressen sie pro Jahr mindestens zehn Millionen Schweizer Vögel. Ab und zu ziehen Vögel über die Alpenpässe der Schweiz. Von Süden nach Norden und umgekehrt. Deshalb stehen auf dem Gotthardpass die wenigen Windräder während gut hundert Stunden pro Jahr still.

Noch hat die Radartechnik Luft nach oben. Deshalb starben auf dem Gotthard nachweislich 69 Vögel den schnellen Tod in der hehren Alpenluft. Vielleicht waren es auch ein paar mehr. Im *Tages-Anzeiger* zeigt sich der Biologe Stefan Werner betroffen.

Die toten Gotthardvögel sind die abgestürzten Kampfdrohnen der Gegner des neuen Stromgesetzes, das hoch angenommen wird. Weil selbst knapp die Hälfte der SVP-Wählerinnen und -Wähler ja stimmt. Weil weder bei den Grünen noch bei der SP noch bei den Grünliberalen irgendjemand Vera Weber ernst nimmt. Sie ist halt nicht ganz *de Bappe*.

Ein Blick über die Grenzen könnte helfen. Genosse Andreas Babler, Präsident der SPÖ, traf sich mit Cédric Wermuth. Der Schweizer erklärte dem Österreicher, den gefangenen Schweizer Stromkunden gehe es dank *Service public* viel besser als den Österreichern, denen der raue Wind des Kapitalismus um die Ohren pfeife. In Wien kann Ende April jeder Haushalt und jeder Gewerbetreibende die Kilowattstunde Strom für sieben Rappen einkaufen. In der Schweiz muss er durchschnittlich zwanzig Rappen bezahlen.

Der Grund sind unsere Stromverteiler, unsere völlig trägen 3500 Verwaltungsrätinnen und

Verwaltungsräte. Sie konnten und können den Strom wie ich auf dem freien Markt einkaufen. Sie bezahlen zurzeit durchschnittlich gut zehn Rappen pro Kilowattstunde mehr als der Schreibende. Macht pro Jahr Mehrkosten von rund fünf Milliarden Franken aus. Pro Haushalt sind das 500 Franken zusätzlich. Unsere Sofa-Stromer haben sich wie Lemminge verhalten. Ihnen ging es nur um die Tantiemen, nicht um die Entwicklungen auf den Energiemärkten. Die so erzielten Kriegsgewinne landeten in den Kassen von Axpo, Alpiq, BKW, IWB und Co. Es handelt

## *Die toten Gotthardvögel sind die abgestürzten Kampfdrohnen der Gegner des neuen Stromgesetzes.*

sich hierbei um eine flächendeckende Steuererhöhung zugunsten der Mittellandkantone. SVP-Bundesrat Guy Parmelin hätte diese Preisexplosion mit einer Strombremse verhindern müssen. Fehlanzeige! Auch deshalb steigt jetzt die Teuerung in der Schweiz wieder an.

Jeden Tag erreichen uns erfreuliche Meldungen: Deutschland hat im ersten Quartal mehr als 50 Prozent seines Stromverbrauchs mit neuen erneuerbaren Energien produziert. Der Solarstrom-Riese Huasun aus China bringt Solarmodule mit einem Wirkungsgrad von mehr als 25 Prozent auf den Markt. Auf der gleichen Fläche kann man 25 Prozent mehr Strom produzieren als bisher angenommen. Die Preise für Solarmodule haben sich innerhalb der letzten fünfzehn Monate mehr als halbiert. Die

bayerischen Bauern produzieren auf einem Teil ihrer Flächen Strom für weniger als sechs Rappen pro Kilowattstunde. Der Bauernverband macht Tempo. Genau wie Markus Söder. Und die Firma Ambartec bringt drucklose Wasserstoffcontainer auf den Markt, die pro Kilo Eisen eine Kilowattstunde Wasserstoff transportieren können. Eine Chance auch für Containerschiffe, Eisenbahn und Elektrolastwagen. Die neuesten Balkonkraftwerke kosten pro Kilowattleistung inklusive Wechselrichter, Befestigung und Stecker bloss noch 400 Franken.

Professor Andreas Züttel wohnt in Kandersteg. Weil es ihm in Sitten im Sommer zu heiss ist. Der Neo-Kandersteger schreibt, was der Ex-Kandersteger Albert Rösti gern liest. Die Schweiz verbraucht bis 2050 110 Milliarden Kilowattstunden Strom. Wird in etwa stimmen. Teure Aufdachanlagen bringen es nicht. Auch richtig. Das Land braucht folglich sieben neue Atomkraftwerke der Grössenklasse Gösgen, die den Strom für acht Rappen produzieren. Im Sommer für drei, im Winter für dreizehn Rappen. Das geht – wie Deutschland beweist – weit günstiger. Vorab, wenn man Freiflächenanlagen mit dezentralen Speichern kombiniert.

Der Tod der Schweizer Atomkraftwerke ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Wir werden ihren Untergang nicht den Klimaklebern verdanken, sondern dem technischen Fortschritt. Und vielleicht auch dem Schlaufuchs Albert Rösti, wenn er das Stromgesetz im Interesse der Solarenergie umsetzt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# «Das Christentum ist die Antwort»

Der konservative Bischof Marian Eleganti bewegt die Gemüter. Besuch beim Gottesmann, der sogar dem Papst die Leviten liest.

Philipp Gut

Zürich, 20. April 2024: An einem Symposium zur Weltgesundheitsorganisation (WHO) nehmen über 700 Personen aus dem In- und Ausland teil. In der ersten Reihe sitzt ein Herr, der schon durch seine schwarze Kleidung und seinen Habitus auffällt, ein Exot im buntgemischten Publikum. Es ist Marian Eleganti, ehemaliger Weihbischof von Chur. Als er vom Veranstalter kurz begrüsst und vorgestellt wird, geht ein ungläubiges Raunen durch die Ränge. Ihn haben hier offenbar die wenigsten erwartet. Doch Bischof Marian, wie seine katholisch korrekte Anrede lautet, tut selten, was man von ihm erwartet.

## Klarblick im Corona-Nebel

In der Corona-Zeit war er eine der raren Stimmen in der Kirche, die kritische Fragen stellten und die blinde Allianz von weltlicher und kirchlicher Macht kritisierten. «Der sakramentale Lockdown der Kirche war ein Kniefall vor der Politik», sagt der Bischof. Die Kirche sei «Heilsdienerin, nicht Gesundheitspolizistin». Dabei verschont er auch Papst Franziskus nicht mit sei-

## Im Vergleich zur Debattenkultur von früher seien wir heute oft «intellektuelle Tiefflieger».

ner Kritik. In seiner kürzlich veröffentlichten Autobiografie zeigte sich der Papst beunruhigt über den Widerstand gegen die mRNA-Impfung. Eleganti kontert: «Gegen allgemein etablierte, medizin- und sozialetische Standards nötigte er seine Mitarbeiter im Vatikan in die experimentelle mRNA-Impfung, wollten sie nicht die Stelle verlieren.» Das hätten auch andere getan. «Aber vom Papst hätte ich es nicht erwartet.»

Glasklar ist der Prälat auch gegenüber der Politik: Es sei inzwischen «allgemein bekannt, dass den Akteuren der Pandemie für ihre Behauptungen keine belastbaren Daten vorlagen, und dort, wo man solche hatte, wurden sie bewusst ignoriert, um Maskenzwang, Lockdowns und Impfungen zum Schaden von vielen Millionen unschuldiger Menschen auf Befehl der

Politik durchzusetzen». Es habe, so resümiert er, keinen Fremdschutz durch die Impfung und höchstens einen kurzfristigen Nutzen für die Geimpften gegeben. «Die sogenannte Pandemie der Ungeimpften war eine böswillige und nicht faktenbasierte Unterstellung.»

Leider habe die Kirche da mitgemacht und «mit ihrer säkularen Compliance der Welt vorgeführt, wie wenig sie heutzutage an die übernatürliche Kraft ihrer Sakramente und Sakramentalien glaubt, aber umso mehr auf Desinfektionsmittel setzt und der Politik zudent». Nicht einmal «in den härtesten Kriegs-, Pest- und Verfolgungszeiten» habe die Kirche die Gläubigen flächendeckend der Sakramente beraubt, wie sie es während der «Pandemie» tat.

Wer ist dieser Kirchenmann, der dem Papst und den Politikern derart die Leviten liest?

Hausbesuch bei Bischof Marian in Dietikon in der Agglomeration von Zürich. Der Journalist darf auf dem reservierten Parkplatz mit dem Schild «Pfarrer» parkieren. Eleganti logiert hier in der Pfarrei St. Josef in einem typischen «modernen» Sakralgebäude aus den späten 1960er Jahren, kubisch, der Kirchturm könnte auch ein Liftschacht sein, mit jener grobkörnigen Putzfassade, die damals das Versprechen einer neuen Zeit gewesen sein musste. Der Gastgeber lebt hier im selbstgewählten Unruhestand. Vor fünf Jahren legte er seine offiziellen Ämter vorzeitig nieder, «aus strategischen Gründen», wie er sagt. Als konservativer Abweichler innerhalb der Hierarchie befand er sich praktisch permanent in einer Minderheitenposition, der «Output», wie er neudeutsch sagt, stimmte nicht mehr mit dem Aufwand überein. Deshalb habe er es vorgezogen, «frei zu werden von allem». Er sei jetzt genauso «busy» wie zuvor, «nur unabhängig».

Tatsächlich ist der Emeritierte nach wie vor auffällig aktiv. Er ist Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste mit Sitz in Salzburg, führt Exerzitien, hält Vorträge und Predigten. Ein besonderes Interesse – daher vielleicht auch sein Klarblick im Corona-Nebel – gilt dem Gesundheitsbereich sowie medizinethischen Fragen. Er amtiert als geistlicher Begleiter und Vorstandsmitglied der Vereinigung katholischer



Kontrast statt Angleichung:

Ärzte der Schweiz und als Beirat der Fédération Internationale des Associations Médicales Catholiques, des Weltverbands katholischer Ärzte. Auch auf diversen Medienkanälen ist er präsent: Er produziert einen eigenen Podcast, publiziert Texte auf seiner Website und ist regelmässig im Rundfunk zu hören (Kontrafunk, Radio Maria, Radio Gloria – Slogan: «Gott ist Liebe»).

Dem journalistischen Besucher im Pfarreizentrum St. Josef tritt ein offener, hellwacher, am Zeitgeschehen interessierter und sich am Zeitgeist abarbeitender Gesprächspartner gegenüber, dem man die intellektuelle und rhetorische Schulung anmerkt, die zum Curriculum eines Kirchenmannes gehört. Gerade dieser weite Bildungshorizont ist es, der es für Bischof Marian so merkwürdig macht, dass er von der



Prälat Eleganti.

linksliberalen Mainstream-Presse, exemplarisch vorgeführt vom Zürcher *Tages-Anzeigers*, stets als «erkonservativer Fundamentalist» betitelt worden ist. Eleganti hält dagegen: Im Vergleich zur Debattenkultur von früher seien wir heute oft «intellektuelle Tiefflieger». Er erinnert an die Scholastiker des zu Unrecht verpönten «dunklen Mittelalters», die nicht nur überaus helle Köpfe waren, sondern eine zur Debatte stehende Frage, eine «Quaestio», mit einer systematischen Methode behandelten, die das Argument des Gegners in fairer Weise aufnahm und sich bei ihm sogar rückversicherte, ob man ihn richtig verstanden habe. Erst dann setzte man zur Kritik an, was im besten Fall im Versuch einer Synthese mündete. Im Gegensatz dazu operiere man heute häufig mit Unterstellungen, man

höre dem Gegenüber nicht mehr richtig zu und ziehe schon «mit Kanonengeschützen» in die Diskussion.

Der Vorwurf, ein Fundamentalist zu sein, stört den Bischof aber auch deshalb, weil er sich seit seiner theologischen Dissertation in Salzburg intensiv mit dem Begriff der «Wahrheit» auseinandersetzt. Er sei «sehr sensibilisiert für die postmoderne Dekonstruktion von Wahrheitsansprüchen», sagt er. Mit anderen Worten: So schnell macht ihm da philosophisch-theologisch niemand etwas vor. Allerdings kommt er nach Prüfung der Argumente zu seinen eigenen Schlüssen aus christlicher Sicht. Eine transzendente Wahrheit, also einen Gott oder die letzten Dinge, könne man nicht beweisen. Der Schritt in den Glauben lasse sich logisch nicht begründen.

Man könne nur mehr oder weniger vernünftige Hinweise und Argumente «suchen für das, was wir glauben».

Dazu zählen für Eleganti auch die Auswirkungen des Christentums: «An ihren Früchten erkennt man, was eine Überzeugung wert ist und inwieweit sie der Wahrheit verpflichtet ist und ihr vielleicht dient.» Insofern trage jede Realität, jede «Wirkung», eine spezifische Signatur in sich. Diese könne destruktiv, dämonisch oder tödlich sein wie beim Nationalsozialismus oder beim Kommunismus oder beim Islamismus oder konstruktiv wie eben beim Christentum. Für ihn bleibt dieses auch nach 2000 Jahren «eindeutig die beste Antwort auf die Fragen der Zeit». Er bedaure daher, dass der Einfluss des Christentums auf die westliche Welt am Verblasen sei. «Es kommt nichts Besseres.»

### Mao-Bibel in der Jeans-Jacke

Christliche Werte wie die persönliche Würde, Mitmenschlichkeit, gesellschaftlicher Zusammenhalt, aber auch der Umgang mit Fehlern und Sünden seien unverzichtbar. Den Einwand, solche Werte liessen sich doch auch durch eine weltliche Moralphilosophie, durch einen Humanismus der reinen Vernunft begründen, pariert Eleganti mit der christlichen Einsicht in die Triebhaftigkeit und Sündhaftigkeit des Menschen. Er glaube nicht so richtig an einen Humanismus des Menschen aus eigener Kraft. Es gehe nicht ohne «göttliche Hilfe und Gnade».

Sein eigener Weg zum Glauben führte ihn vom Ministranten in Uznach, St. Gallen, an die Stiftsschule Einsiedeln, wo auch seine Haare – es war die Zeit der 68er – immer länger und die Kleider immer ausgeflippter und «stillloser» wurden. Die Kameraden trugen in der Tasche ihrer Jeansjacken die Mao-Bibel. Mit dem späteren Schriftsteller und Dramatiker Thomas Hürlimann spielte er Theater. Und der spätere Bischof Marian stellte hier die Weichen für seine Kirchenlaufbahn: Mit neunzehn entschied er sich, Priester zu werden – auch als Folge philosophisch-theologischer Spekulationen. Er verfasste ein Gedicht, in dem auf der Schutthalde der Geschichte eine Rose blüht. «Warum gibt es Schönheit, wenn alles sinnlos ist?», fragte er sich.

Er rieb sich schon damals an der Einrichtung der Welt, und er tut es bis heute, innerhalb und ausserhalb der Kirche. Während die progressiv-katholischen Kräfte eine gewisse «Angleichung» an die Gesellschaft vollzögen, setze er als konservativer Traditionalist auf «Kontrast». Wo eher der Punkt der Wahrheit liegt, mag jeder selbst entscheiden. Sicher ist: Die zeitgemässe «Abseitsposition», die ein Bischof Marian einnimmt, bleibt interessant und anregend, interessanter und anregender jedenfalls als die vielfach zur Plattitüde verkommenen Evangelien des Zeitgeists. Ohne Tief- und Querdenker wie ihn wäre die öffentliche Debatte – von Corona bis Christus – definitiv langweiliger.

# Kalifat und Demokratie

Liesse sich ein muslimischer Gottesstaat per Volksinitiative einführen?  
Der Bundesrat verweigert eine klare Antwort.

Claudio Zanetti

Das Stimmvolk wird in der Schweiz «Souverän» genannt, weil es uneingeschränkt über den Inhalt der Bundesverfassung bestimmt. Sogar das Verhältnis zum Völkerrecht regelt hierzulande der Souverän. In der Realität propagieren gewisse Politiker allerdings einen generellen Vorrang der in internationalen Gremien ausgehandelten Regeln. Nur so, wird behauptet, liessen sich Grund- und Freiheitsrechte wirksam schützen. Ansonsten drohe eine «Tyrannei der Mehrheit». In diesem Geiste wurden schon Volksinitiativen für ungültig erklärt oder – trotz Annahme durch Volk und Stände! – nicht umgesetzt.

Der ehemalige SVP-Nationalrat Ulrich Schlüer wollte bereits 2007 vom Bundesrat wissen, ob auch einer Volksinitiative auf Einführung der Scharia die Gültigkeit abgesprochen würde. Immerhin sind Steinigung oder das Hängen

*Dass auch die ansässigen  
Bürgerinnen und Bürger verbrieft  
Rechte haben, wird verdrängt.*

von Homosexuellen mit der Europäischen Menschenrechtskonvention nicht in Einklang zu bringen. Der Bundesrat sah allerdings «keinerlei Veranlassung, sich mit einer nach der Vorstellung des Interpellanten hypothetisch denkbaren Volksinitiative über die Einführung der Scharia in unserem Land auseinanderzusetzen».

## Zustrom neuer Fanatiker

Eine – scheinbar – klare Regelung findet sich im deutschen Grundgesetz (GG). Im Bestreben, den sogenannten Verfassungskern, den Schutz der Menschenwürde und die freiheitlich-demokratische Grundordnung, dauerhaft zu schützen, verbietet Artikel 79 Absatz 3 deren Änderung. Das ist allerdings nicht so kategorisch gemeint, wie es scheinen mag. Verboten ist «eine prinzipielle Preisgabe» der genannten Grundsätze. Dafür gewährt Artikel 20 allen Deutschen das Recht zum Widerstand «gegen jeden, der es unternimmt, diese Ordnung zu beseitigen, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist».

Die paar hundert Muslime, die in Deutschland lautstark ein Kalifat fordern und ihre Vorstellung von Zucht und Ordnung mit Gewalt durchsetzen, wollen die freiheitlich-demokratische Grundordnung beseitigen. Das findet Innenministerin Nancy Faeser (SPD) zwar «schwer erträglich», mehr aber auch nicht. Sie denkt nicht daran, wenigstens den Zustrom neuer Fanatiker zu bremsen oder Umstürzler entschlossen ausser Landes zu schaffen. Weiterhin subventioniert die Ampelregierung das Schleppen von Menschen, die möglichst rasch und unbürokratisch eingebürgert werden sollen.

Dass auch die ansässigen Bürgerinnen und Bürger verbrieft Rechte haben, wird verdrängt. Die Ausübung des Widerstandsrechts erscheint nicht ratsam. Es fällt schwer, die Idee vom politisch gewollten Bevölkerungsaustausch als reine Verschwörungstheorie abzutun. Sicher ist von den Regierenden keine Abhilfe zu erwarten.

Auch Covid machte schmerzhaft klar, dass Grund- und Freiheitsrechte nicht so sicher sind, wie uns die Politiker gerne weismachen: Im Wissen um mögliche Todesfolgen verabschiedete der Bundestag eine einrichtungsbezogene Impfpflicht. Man behauptete, dass man damit mehr Menschenleben retten könne, als dass Menschen zu Schaden kommen würden. Doch genau diese Abwägung stellt eine

Verletzung der Menschenwürde dar, wie das Verfassungsgericht schon mehrfach klarstellte. Nicht einmal der berühmte Artikel 1 des Grundgesetzes ist den Politikern also noch heilig.

## Optimaler Schutz

Am 29. April 1954 hielt der Rektor der Universität Zürich, Zaccaria Giacometti, eine bedeutende Rede, in der er festhielt, dass die politische Reife des Volkes die wichtigste Voraussetzung für den optimalen Schutz der Menschenrechte sei.

Wörtlich führte er aus: «Erstens muss die Freiheitsidee im Individuum und im Volke lebendig und das rechtsstaatliche Naturrecht zwar nicht als Recht, aber als ethische Kraft wirksam sein; es müssen [...] freiheitliche Wertvorstellungen herrschen, aber nicht als vom Augenblick geborene euphoristische Stimmungen oder opportunistische Eingebungen, sondern als tiefe politische Überzeugungen, die das Bewusstsein des Volkes dauernd beherrschen und von den treibenden Kräften des politischen Lebens getragen werden. Zweitens muss das Volk eine freiheitliche Tradition besitzen. Seine freiheitlichen Überzeugungen müssen in einer solchen Tradition verwurzelt sein. Tradition ist aber [...] geschichtliches Bewusstsein, und freiheitliche Tradition infolgedessen freiheitliches historisches Bewusstsein. Ein solches geschichtliches Bewusstsein besitzt aber die Demokratie in dem Falle, dass eine freiheitliche Vergangenheit auf sie nachwirkt, dass also die vorausgegangene Generation der lebenden Generation einen Schatz an freiheitlichen politischen Vorstellungen, Anschauungen und Erfahrungen überliefert hat. Drittens muss sich die lebende Generation diesen ererbten Schatz an freiheitlichen politischen Einsichten und an freiheitlichen politischen Erfahrungen ihrerseits aneignen, ja erkämpfen durch entsprechende politische Erziehung, Erprobung und Bewährung als Verfassungsgesetzgeber und einfacher Gesetzgeber einer echten Demokratie.»

Das beantwortet die Eingangsfrage: Eine reife Demokratie lässt kein Kalifat zu.

Claudio Zanetti ist Jurist und früherer SVP-Nationalrat.



# Frauen wie du

Im Unterhaltungsgeschäft dreht sich gerade alles um Zendaya. Zu Recht?

**M**anche Unterhaltungskünstlerinnen bestehen auf ihrem blossen Vornamen als Markenzeichen: Madonna, Rihanna – und Zendaya. Das hat etwas erfreulich Arrogantes in einer Arena, in der jährlich Tausende junger Frauen um Aufmerksamkeit kämpfen und sich dabei bemühen, selbstbewusst und fügsam zugleich zu wirken. Statt zwei nur einen Namen zu verwenden, ist ein Fanfarenstoss, ein lautstarker Hinweis auf die Einzigartigkeit der betreffenden Künstlerin.

Zendaya ist eine Mischung aus früheren und neuen Formen weiblicher Stars. Wie Liz Taylor und Natalie Wood war sie ein Kinderstar, der nie die Phase des hässlichen Entleins durchlaufen musste. Aus dem niedlichen Disney-Kind wurde im Handumdrehen die drogenabhängige Rue Bennett in der HBO-Serie «Euphoria» und Zendaya damit 2020 als 24-Jährige zur jüngsten Emmy-Preisträgerin der Fernsehgeschichte.

## Sonderbarer Feminismus

Gleichzeitig ist sie eine typische Vertreterin der heutigen Showbiz-Szene mit ihren versnobten Dummheiten und Luxusüberzeugungen. Sie beteiligte sich an den Protesten wegen des Todes von George Floyd und ließ ihren Instagram-Account zeitweilig der «Black Lives Matter»-(BLM)-Abgreiferin Patrisse Cullors. (Cullors trat 2021 vom BLM-Vorsitz zurück, nachdem Dokumente gezeigt hatten, dass sie für Luxusimmobilien in Los Angeles und Georgia Millionen ausgegeben hatte, nachdem die Mutter der 2020 von der Polizei erschossenen Breonna Taylor von «Betrug» in der Organisation gesprochen und die Mutter des ebenfalls von der Polizei erschossenen zwölfjährigen Tamir Rice gesagt hatte: «BLM profitiert vom Blut unserer Liebsten und will nicht einmal mit uns reden.»)

Zendaya bezeichnet sich als Feministin, verkündet allerdings in der *Vogue*, der Feminismus müsse «Frauen umfassen, die wie du aussehen, nicht wie du aussehen, die andere Erfahrungen gemacht haben als du ... also auch Transfrauen, also alle Frauen überhaupt». Sie



*Blut unserer Liebsten:* Feministin Zendaya.

bekämpft Mobbing, sieht aber vor lauter Berühmtheit und Reichtum nicht, dass weniger privilegierte Frauen von Männern, die sich aus sonderbaren Gründen als Frauen bezeichnen, aus allem Möglichen – von Toiletten bis Sportarten – hinausgemobbt werden. Und was für eine Feministin macht Musik mit dem Frauenhasser Chris Brown?

Eben ist der Tennisliebschaftenfilm «Challengers» mit Zendaya in die Kinos gekommen, wo der Science-Fiction-Blockbuster «Dune: Part Two» immer noch läuft, ausser-

dem ist sie auf dem Cover der britischen wie der amerikanischen *Vogue* – und all dies mit nur 27 Jahren. Im Podcast «Girls on Film» sagt Anna Smith über sie: «Sie hat sich auch als gerissene Geschäftsfrau erwiesen, die eindeutig vorhat, lang in diesem Business zu bleiben.» Mal schauen, ob sie sich im Lauf der Zeit der Wirklichkeit des Lebens stellen – oder sich in der *gated community* der Berühmtheit in Sicherheit und Ignoranz wiegen wird.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

---

# «Man muss mit Putin verhandeln»

Michael von der Schulenburg, 75, vermittelte als stellvertretender Uno-Generalsekretär in Kriegsgebieten. Hier kritisiert er die konfrontative Politik der EU und betont die Notwendigkeit eines Verhandlungsfriedens, um Leid und Zerstörung in der Ukraine zu beenden.

*Roman Zeller*

**M**ichael von der Schulenburg zählt zu den Spitzendiplomaten der Welt. Nun kandidiert er für das Bündnis Sahra Wagenknecht im Europaparlament – wegen des Ukraine-Kriegs und der falschen Politik der EU. Der 75-Jährige widmete fast seine gesamte Karriere Friedensmissionen – im Irak, Iran, in Pakistan, Syrien, Haiti, Sierra Leone. Er diente vier Uno-Generalsekretären und rückte bis zum stellvertretenden Generalsekretär auf. Berührungängste kennt er nicht: «Man muss mit Putin verhandeln», fordert er im Gespräch mit der *Weltwoche*.

**Weltwoche:** Herr von der Schulenburg, wie beurteilen Sie den Krieg in der Ukraine?

**Michael von der Schulenburg:** Die Situation muss ausgesprochen schwierig sein. Durch nun mehr als zwei Jahre Krieg hat die Ukraine auf beiden Seiten der Frontlinien einen hohen Blutzoll gezahlt, es sind grosse Teile zerstört worden. Das Land ist politisch tief gespalten, ist zum ärmsten Land Europas geworden, leidet weiterhin an einer umgreifenden Korruption und ist dabei, sich immer weiter zu entvölkern. Auch militärisch sieht es höchst ungünstig aus. Die Ukrainer sind heute das betrogene Volk Europas, betrogen auch von uns. Ihr Land ist zum Schlachtfeld geworden für geopolitische Interessen, eben auch westliche geopolitische Interessen. Wenn wir wirklich Freunde der Ukraine sein wollten, wie wir gerne behaupten, müssten wir jetzt alles versuchen, durch einen Verhandlungsfrieden diesen Krieg zu beenden.

**Weltwoche:** Was will Russlands Präsident Wladimir Putin in der Ukraine?

**Schulenburg:** Was er will, ist ziemlich klar: Putin will keine Nato und keine ausländischen Militärbasen in der Ukraine, er will den Zugang Russlands zum Schwarzen Meer garantiert sehen und die Sicherheit der prorussischen Bevölkerung in der Ukraine erhalten. Wir können davon ausgehen, dass das auch die Ziele einer überaus grossen Mehrheit der russischen Eliten und der Bevölkerung sind. Auch hat sich an diesen Zielen nichts geändert. Bereits 1997 warnte ein Präsident Jelzin den US-Präsidenten Clinton davor, die Uk-



«Das Ur-Böse ist immer der andere»: Präsident Putin.

raine in die Nato bringen zu wollen; er sprach von einer dicken roten Linie für Russland.

**Weltwoche:** Man liest ständig vom «völkerrechtswidrigen Angriffskrieg». Ist diese Deutung so glasklar, wie die Medien schreiben?

**Schulenburg:** Gegen diese Bezeichnung spricht nichts; aber wie so oft in Kriegen ist das eben nur eine Halbwahrheit. Wenn wir von einem «illegalen» Angriffskrieg sprechen, dann meinen wir damit eine Verletzung der Uno-Charta. Und es stimmt: In der Uno-Charta haben sich alle Staaten dazu verpflichtet, keine militärische Gewalt anzuwenden, um politische Ziele zu verfolgen. Genau das hat Russland getan, als es in die Ukraine einmarschierte. Der Einmarsch war also nach der Uno-Charta «illegal». Aber der eigentliche Kern der Uno-Charta ist, dass sich alle Staaten dazu verpflichtet haben, ihre Konflikte durch Verhandlungen zu lösen – eben um Kriege zu verhindern. Das wiederum hat der Westen nicht getan. Die wiederholten Aufforderungen Russlands, über seine Sicherheitsbedenken bei einer Ausweitung der Nato in die Ukraine zu verhandeln, hat der Westen ignoriert – und das über viele Jahre hinweg, trotz vieler Warnungen vor einer Nato-Erweiterung durch einflussreiche amerikanische Politiker. Und da ist noch ein weiterer wichtiger Aspekt: Denn in der Uno-Charta haben sich alle Mitgliedsstaaten verpflichtet, im Fall eines Kriegsausbruchs sofort alles zu unternehmen, um durch Verhandlungen eine friedliche Beendigung zu erreichen. Nun, die Ukraine und Russland haben genau das getan und bereits wenige Tage nach der russischen Invasion begonnen, eine Verhandlungslösung zu suchen. Sie haben sie bereits nach einem Monat gefunden.

**Weltwoche:** Sie meinen die Verhandlung von Istanbul, im März 2022?

**Schulenburg:** Ja, das Istanbul-Communiqué vom 29./30. März 2022 – das beide Seiten angenommen haben. Es bestand aus zehn Vorschlägen und war von den Ukrainern ausgearbeitet worden. Ein erstaunliches Dokument, eine Glanzleistung ukrainischer Diplomatie. Darin gibt die Ukraine formal keinen Quadratmeter Land auf, verpflichtet sich, neutral zu bleiben und keinem anderen Staat zu erlauben, Militärbasen auf ihrem Territorium zu errichten. Kiew akzeptierte nur, dass der Status der Krim in fünfzehn Jahren friedlich entschieden werden würde. Russland, im Gegenzug, garantierte, die territoriale Integrität der Ukraine anzuerkennen und alle Invasionstruppen abzuziehen. Vom Donbass war keine Rede, das sollten Selenskyj und Putin direkt aushandeln. Und in diesem Dokument verpflichtete sich Russland sogar, eine ukrainische EU-Mitgliedschaft zu unterstützen. Aber der Westen wollte den Vertrag nicht. Bereits eine Woche vor Istanbul gab es einen Nato-Sondergipfel in Brüssel, zu dem auch Biden kam. Dort wurde beschlossen, keine Verhandlungen mit Russland zu unterstützen, solange Russland sich nicht aus der gesamten Ukraine zurückzieht.

Das bedeutete nichts anderes, als dass man zu erst Russlands militärische Niederlage forderte, um so den Weg für eine Nato-Mitgliedschaft der Ukraine frei zu machen. Als Selenskyj dennoch an den Friedensverhandlungen mit Russland festhielt, kam es zu dem unerwarteten Besuch

*«Die Ukrainer sind heute das betrogene Volk Europas, betrogen auch von uns.»*

des britischen Premierministers Boris Johnson in Kiew am 9. April 2022, der dann den Ukrainern unmissverständlich klarmachte, dass sie alle Unterstützungen des Westens verlieren würden, sollten sie einen Friedensvertrag mit Russland unterschreiben. Damit war die Möglichkeit eines frühen Friedens gestorben.

**Weltwoche:** Worin lag der entscheidende Fehler, der zum Krieg führte?

**Schulenburg:** Die Biden-Regierung hat alle Warnungen, dass Russland auf einen Beitritt der Ukraine auch militärisch reagieren würde, ignoriert, und Europa hat dazu geschwiegen. Wahrscheinlich hatten die USA damals die Russen unterschätzt und gedacht: Das trauen sie sich nicht. Der Westen hat einfach nicht verstanden, wie sehr die Russen – und nicht nur Putin – die Nato direkt an ihren Grenzen als eine existenzielle Gefahr für Russland ansahen und heute noch ansehen. Wenn die USA mit Nato-Unterstützung weiter eskalieren und wie angekündigt nun Waffen schicken, mit denen Russland an seinen strategisch wichtigen Stellen getroffen werden kann, wird Russland, wie angedeutet, nicht vor extremen Reaktionen zurückschrecken. Die Gefahr, dass sich dieser Konflikt zu einem nuklearen Krieg ausweitet, ist somit heute höher als je zuvor. Die Nato sollte Russlands Entschlossenheit nicht wieder unterschätzen.

**Weltwoche:** Was ist die Rolle der EU in diesem Krieg?

**Schulenburg:** Wir Europäer sollten vor einer solchen Eskalation zurückschrecken und uns voll hinter Verhandlungen stellen. Das tun wir aber nicht. Denn wir haben überhaupt keine selbständige Position, zumindest keine Position, die auch nur entfernt aus unseren eigenen Sicherheitsinteressen resultieren würde. Wir laufen den Amerikanern hinterher – auch wenn das unseren wirtschaftlichen Untergang bedeutet oder, noch schlimmer, unser Überleben gefährden könnte. Die Nato-Mitgliedschaft der Ukraine ist eben nicht im europäischen Interesse – zumindest nicht, um dafür einen Nuklearkrieg mit Russland zu riskieren. Die EU wird nie eine Grossmacht sein können, weder politisch noch militärisch. Daher sollten

wir uns auch nicht so benehmen. Um unsere Zukunft zu gewährleisten, besteht für die EU doch nur eine realistische Option: eine konsequente Friedenspolitik, eine Politik also, die darauf abzielt, basierend auf der 1990 von allen europäischen Staaten sowie den USA und Kanada unterschriebenen «Charta von Paris für ein neues Europa», ein gesamteuropäisches Friedens- und Sicherheitssystem aufzubauen, dem auch die Ukraine und Russland angehören.

**Weltwoche:** Wie viel Friedensunion steckt noch in dieser EU?

**Schulenburg:** Europa ist im Grunde genommen handlungsunfähig. Ich sehe keinen europäischen Politiker, der sich zu einer Friedensinitiative durchringen kann. Ich hoffe doch, dass wir etwas im Europäischen Parlament erreichen können – die Hoffnung stirbt zuletzt.

**Weltwoche:** Was würden Sie EU-Chefin Ursula von der Leyen raten?

**Schulenburg:** Erst mal abzutreten. Es wäre ein verantwortlicher Akt dem europäischen Gedanken gegenüber. Ihr Amt ist ja durch Anschuldigungen, sich bei Geschäften während der Corona-Krise nicht korrekt verhalten zu haben, schwer belastet; ähnliche Vorwürfe gab es bereits aus ihrer Zeit als Verteidigungsministerin in Deutschland. Schon um die Reputation der EU zu schützen, sollte das restlos aufgeklärt werden. Frau von der Leyen befürwortet eine überzogene proamerikanische Kriegspolitik, sie ist für die zunehmende Militarisierung der EU verantwortlich. Das sind alles Wege, die die EU in eine Sackgasse führen. Die europäische Gemeinschaft würde davon profitieren, eine politische Persönlichkeit an die Spitze der Kommission zu stel-

len, die sich mehr um die Interessen der Europäer kümmern würde und die EU zurück zu einem Friedensprojekt führen könnte.

**Weltwoche:** Wie schätzen Sie den russischen Präsidenten ein?

**Schulenburg:** Ich denke, dass man mit Putin verhandeln muss und auch kann.

**Weltwoche:** Aber Putin wird geradezu zum Teufel hochstilisiert.

**Schulenburg:** Solche Verteufelungen des Gegners sind unter Kriegsparteien üblich. Immer der andere ist das Ur-Böse, gegen den man als die Guten kämpft. Sicherlich finden wir ähnliche Verteufelungen über den urbösen Westen in Russland. Ungewöhnlich ist hier vielleicht, dass wir in der EU uns dabei benehmen wie eine Kriegspartei – und das, obwohl wir immer behaupten, nicht an diesem Krieg beteiligt zu sein.

**Weltwoche:** Wie würden Sie mit jemandem sprechen, der Menschenleben verantwortet?

**Schulenburg:** Bei Verhandlungen sollte das kaum eine Rolle spielen, Friedensverhandlungen



«Wege in die Sackgasse»: von der Schulenburg.

finden immer zwischen Feinden statt – auch wenn sie jeweils Blut an den Händen haben sollten. Im Übrigen wird wohl jeder, der an einem Krieg beteiligt ist, irgendwie Blut an den Händen haben. Bei Verhandlungen spielt es eine viel entscheidendere Rolle, ob der Verhandlungspartner auch wirklich die Macht hat, etwas zu beschliessen und solche Beschlüsse dann durchzusetzen. Daher sehe ich Putin sehr wohl in der Lage zu verhandeln. Ob wir das mögen oder nicht, er scheint weiterhin die grosse Mehrheit der Russen hinter sich zu haben. Auch ein amerikanischer Präsident, wer auch immer er sein möge, wird zu Verhandlungen in der Lage sein. Und um wieder auf die EU zurückzukommen: Ich sehe hier niemanden, der dazu in der Lage wäre. Die EU wäre viel zu fragmentiert, um eine klare Verhandlungsposition einzunehmen, und viel zu zerstritten, um ein Verhandlungsergebnis auch durchsetzen zu können.

**Weltwoche:** Gibt es etwas, was im Umgang mit Russen speziell ist?

**Schulenburg:** Egal, mit wem man redet, es ist wichtig, dass man ihm mit Respekt begegnet. Dass man ihm zu verstehen gibt: Wir akzeptieren, dass auch ihr Interessen habt. Sonst kann man nicht verhandeln. Wir haben diese Schimpfwörter «Putin-Versteher», «Russlandversteher». Das ist blödsinnig. Verstehen bedeutet den Verstand benutzen – und den sollten wir verdammt noch mal benutzen.

**Weltwoche:** Was ist in Russland in den letzten zwanzig Jahren passiert, dass sich die Fronten derart verhärten konnten?

**Schulenburg:** Ich sehe es genau umgekehrt. Im Westen hat sich etwas verändert, wodurch sich die Fronten so verhärten haben, dass es nun zum Krieg gekommen ist. Der alleinige Macht-



anspruch des Westens und die damit verbundene Ausweitung der Nato an die russische Grenze waren in der Pariser Charta nicht vorgesehen, und trotzdem haben wir es gemacht. Es gab viele Absprachen, dass die Nato nicht weiter nach Osten vorrückt. Doch ist es passiert. Nicht nur Putin sah sich betrogen, auch die Russen überhaupt. Die USA, die Nato oder verschiedene Kombinationen westlicher Streitkräfte haben doch immer wieder das Gewaltverbot der Uno-Charta verletzt. Denken Sie mal an das Kosovo, den Irak, Syrien, Libyen. Laut einer Studie des wissenschaftlichen Dienstes des US-Kongresses haben die USA zwischen 1992 und 2022 251-mal in anderen Ländern militärisch interveniert. Wie können wir uns heute hinstellen und Russland etwas vorwerfen, das wir für uns als völlig normal angesehen haben? Das wirkliche Problem ist daher, dass alle Grossmächte die Uno-Charta de facto nicht mehr anerkennen und es so kein funktionierendes Völkerrecht mehr gibt.

**Weltwoche:** Wissen Sie, warum gerade deutsche Politiker krieglerische Töne anschlagen?

**Schulenburg:** Das ist mir unbegreiflich. Ich hätte gedacht, gerade wir in Deutschland seien wegen unserer Vergangenheit ein bisschen zurückhaltender. Wir haben immerhin um die 26 Millionen Sowjetmenschen, von denen die grosse

Mehrheit Russen waren, oft auf grausamste Weise umgebracht. Um die Kontrolle über die Ukraine zu erringen, hatten wir Deutsche im Ersten wie auch im Zweiten Weltkrieg ebenfalls schwerste Kämpfe auf ukrainischem Gebiet geliefert – eben auch Panzerschlachten. Und wie heute auch, hatten wir in den beiden Weltkriegen ethnische Differenzen unter der west- und ostukrainischen Bevölkerung missbraucht. Dass ich heute gerade auch Reaktionen von hohen deutschen Diplomaten bekomme, die voller Russlandhass sind, finde ich erschreckend. Solche «Diplomaten» wären doch niemals in der Lage, Friedensverhandlungen zu führen. Aber wozu haben wir sie dann? In Kriegen braucht man Diplomaten mit einem kühlen Kopf, Diplomaten, die auch den Gegner verstehen können und so nach machbaren Kompromissen suchen, um das Töten in Kriegen zu beenden. Dabei dürfen sie sich nicht durch die eigene Kriegspropaganda oder Krieg befürwortende Medien einfangen lassen. Hier spielt auch eine Rolle, dass wir es in Deutschland schwierig finden, eine andere Sichtweise – auch

*«Um das Töten zu beenden, braucht man in Kriegen Diplomaten, die den Gegner verstehen.»*

wenn diese für ein Schweigen der Waffen und für Friedensverhandlungen plädiert – zu akzeptieren. Es ist ja kein Zufall, dass ich dieses Interview nur einer Schweizer Zeitschrift geben kann, die dieses dann auch publiziert.

**Weltwoche:** Was halten Sie vom Friedensgipfel, der bald in der Schweiz stattfindet? Zwar ohne Russland, aber immerhin.

**Schulenburg:** Ich würde das nicht sehr ernst nehmen. Es ist der Versuch, eine westliche Agenda und dabei das von Selenskyj vorgeschlagene Zehn-Punkte-Programm – ja nicht zu verwechseln mit dem Istanbul Communiqué – durchzusetzen. Nur ist das ein völlig unrealistischer Ansatz und wird wohl kaum eine internationale Zustimmung ausserhalb der Nato-Staaten finden. Einer Lösung am nächsten waren wir, als Ukrainer und Russen direkt miteinander geredet haben – ohne westliches Wunschdenken. Ich bin sicher, dass es Gespräche zwischen den Militärs auf beiden Seiten gibt, die kennen sich ja alle, denn keiner will, dass alle seine Leute abgeschlachtet werden. So kalt ist kein General. Nur werden wir von den Gesprächen erst erfahren, wenn es so weit ist. Dann könnte es ganz schnell gehen. Ich kann mir gut vorstellen, dass die Russen Angebote machen, die für die Ukrainer besser sind als etwas, was hier in der Schweiz verhandelt werden könnte – auch gerade jetzt, da die Schweiz durch ihre Haltung zum Gaza-Krieg viel internationale Sympathien verloren haben dürfte.

Das Video-Interview mit Michael von der Schulenburg finden Sie auf [weltwoche.ch](http://weltwoche.ch).



«Schlachtfeld für geopolitische Interessen»: Selenskyj an der Front bei Donezk.



# Fremd im eigenen Land

Deutsche Medien und Politiker verschliessen die Augen vor der falschen Migrationspolitik. Die Mehrheit der Bevölkerung hat trotzdem den Durchblick.

Harald Martenstein

Das deutsche Meinungsforschungsinstitut Insa hat in einer repräsentativen Umfrage den Leuten einige brisante Aussagen vorgelegt. Die Frage lautete, ob man dieser Aussage zustimme.

Dem Satz «Die derzeitige Migration überlastet das deutsche Schulsystem» stimmen demnach 75 Prozent der Deutschen zu. Ähnlich eindeutig ist das Meinungsbild bei dem Satz «In Deutschland gibt es nicht nur Rassismus gegen Schwarze, sondern auch Rassismus gegen Weisse». 65 Prozent der Deutschen sehen es so.



Das ist die reale Gefahr.

## Falscher Stallgeruch

57 Prozent sagen: «In bestimmten Gegenden habe ich das Gefühl, nicht mehr in Deutschland zu sein.» Deutlich mehr als die Hälfte, nämlich 54 Prozent, haben auch «Angst, dass Deutsche zur Minderheit in Deutschland werden». Dass Deutschland «grundsätzlich keine Flüchtlinge aus islamischen Ländern mehr aufnehmen» soll, halten mit 52 Prozent auch mehr als die Hälfte für richtig. Bei der Beurteilung dieser Zahlen sollte man berücksichtigen, dass aktuell schon mehr als ein Viertel der Deutschen Migranten sind oder Kinder von Migranten, auch aus diesem Personenkreis dürfte es also Zuspruch gegeben haben.

Diese Mehrheitsmeinungen sind in unseren öffentlich-rechtlichen Medien, in vielen Privatmedien und bei den meisten Politikern nicht salonfähig. Wer sie öffentlich äussert, hat Schwierigkeiten zu befürchten, mit Ausnahme der extrem schwer zu verdrängenden Erkenntnis, dass die deutschen Schulen kurz vor dem Kollaps stehen. Die hat es in den Mainstream geschafft.

Auch über die Umfrage selbst wird möglicherweise nicht in dem Umfang berichtet, wie sie es verdient hätte. Auftraggeber war nämlich das Portal *Nius*, eine Gründung des früheren *Bild*-Chefs Julian Reichelt, der für manche eine Unperson ist. Dass man eine wichtige Nachricht nicht bringt, weil der Überbringer dieser

Nachricht nicht den richtigen Stallgeruch hat, wäre einem Journalisten klassischer Prägung eher nicht in den Kopf gekommen.

Ob die oben zitierten Sätze zutreffend oder falsch sind, ist hier nicht das Thema. Die Umfrage belegt, dass es bei uns (nicht nur bei uns) ein immer grösseres Repräsentanzproblem gibt. Sehr viele Leute erkennen ihr Bild von der Realität bei den herrschenden Parteien und im Fernsehen nicht wieder. Man lebt in verschiedenen Welten. Eine repräsentative Demokratie, die von einer Mehrheit nicht mehr als repräsentativ wahrgenommen wird, steckt in einer Krise.

## Sehr viele Leute erkennen ihr Bild von der Realität bei den Parteien und im Fernsehen nicht wieder.

Ein paar Tage zuvor hatten in Hamburg etwa tausend Islamisten demonstriert, dabei wurde ganz offen die Errichtung eines Kalifats gefordert, klugerweise ohne direkte Nennung von Deutschland. Aber jeder verstand die Botschaft: «Das Kalifat ist die Lösung», so hiess es. Das Kalifat ist eine absolute Monarchie mit der Scharia als Gesetzbuch. Zuletzt wurde ein Kalifat 2014 vom «Islamischen Staat» errichtet, es hielt sich unter Kalif Abu Bakr al-Baghdadi bis 2019, inklusive öffentlicher Hinrichtungen an

jedem Freitag, Sklaverei, Zerstörung des kulturellen Erbes und Entrechtung aller Frauen und Andersgläubigen. Immerhin waren Strom und Wasser kostenlos.

jedem Freitag, Sklaverei, Zerstörung des kulturellen Erbes und Entrechtung aller Frauen und Andersgläubigen. Immerhin waren Strom und Wasser kostenlos.

## Bundeskalfif in St. Moritz?

Die Kalifatsidee findet auf Tiktok einen gewissen Widerhall auch bei jungen Deutschen, Sprecher der Kalifefans von «Muslim Interaktiv» ist ein Lehramtsstudent deutsch-ghanaischer Abstammung. Das deutsche Kalifat ist noch ein Minderheitenprojekt, klar, aber die Anhängerzahlen steigen, und die Bolschewiken haben 1917 auch als kleine, aber entschlossene Minderheit fast aus dem Nichts Erfolg gehabt. Das alte System war in Russland einfach zu morsch geworden. Das ist die reale Gefahr: Eine morsch gewordene, schon halbtote Demokratie, von deren Vertretern zu wenige sich noch repräsentiert fühlen und für die deshalb fast niemand mehr zu kämpfen bereit ist.

Wie würde eigentlich die Schweiz mit dem Kalifat Deutschland umgehen, vielleicht heisst es auch «Bundeskalfifat Deutschland»? Als Deutscher hoffe ich doch sehr, dass man bei der Flüchtlingsaufnahme diesmal etwas grosszügiger verfährt als 1933. Wir sind arbeitsam, auch wenn man's unserer Wirtschaftsbilanz zur Zeit nicht ansieht. Falls aber auch bei uns der teure Strom plötzlich kostenlos ist wie unter Abu Bakr al-Baghdadi, kommen etwas weniger Flüchtlinge.

Für die Neutralität der Schweiz haben wir Verständnis, zumal es dann womöglich mehrere Kalifate in Europa gibt. Uhren, die vorgeschriebene Gebetszeiten immer korrekt angeben, werden sicher gebraucht, nicht zu vergessen grüne Fahnen von besserer Qualität als diese billigen Fetzen aus China. Ob der deutsche Bundeskalfif zum Skifahren nach St. Moritz kommt, muss man abwarten, aber seine Frauen kommen zumindest zum Einkaufen.

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Kürzlich erschien von ihm: Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff. C. Bertelsmann. 224 S., Fr. 27.90.

# Knallhart gegen Höcke

Thüringens AfD-Chef Björn Höcke steht noch bis Mitte Mai in Halle vor Gericht. Der Prozess wirft kein gutes Licht auf Deutschlands Justiz und Medien.

Hubertus Knabe

Was tun gegen die AfD? Kaum ein anderes Thema beschäftigt deutsche Politiker und Journalisten so sehr wie dieses. Vor allem der bis vor kurzem scheinbar unaufhaltsame Aufstieg der Partei in den Umfragen hat zu wachsender Nervosität geführt. Da die AfD im Osten Deutschlands besonders erfolgreich ist, könnte es dort zu schwierigen Regierungsbildungen kommen. In Sachsen, Thüringen und Brandenburg finden im September Landtagswahlen statt, bei denen zwischen 26 und 34 Prozent der Wahlberechtigten für die AfD stimmen wollen.

## Zweifel an der Unabhängigkeit der Justiz

In dieser Situation hat das Landgericht Halle Mitte April einen Prozess gegen den Partei- und Fraktionschef der AfD in Thüringen, Björn Höcke, eröffnet. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm vor, im Mai 2021 bei einer Wahlkampf-Veranstaltung in einer Rede den Ausspruch «Alles für Deutschland» verwendet zu haben. Wenige Tage danach erstattete der innenpolitische Sprecher der Grünen in Sachsen-Anhalt, Sebastian Striegel, Strafanzeige. Doch es dauerte zwei Jahre, bis die Staatsanwaltschaft Halle Anklage erhob. Sie wirft ihm das «öffentliche Verwenden von Kennzeichen einer ehemaligen nationalsozialistischen Organisation» vor. Fast ein weiteres Jahr verging bis zum Prozessbeginn.

Dass ein Gericht viereinhalb Monate vor einer Wahl dem Spitzenkandidaten der stärksten Partei den Prozess macht, ist ein Novum in Deutschland. Anders als in den USA oder in Italien legte die deutsche Justiz bislang grossen Wert darauf, sich nicht in politische Auseinandersetzungen hineinziehen zu lassen. Allein das Timing dürfte bei vielen AfD-Anhängern jedoch den Eindruck erwecken, dass es sich um ein politisches Verfahren handelt. Dass in Thüringen eine farbige Grünen-Politikerin Justizministerin ist, dürfte weitere Zweifel am unabhängigen Handeln der Justiz wecken.

Auf Unverständnis stösst auch der Anlass des Prozesses. Bis zur Eröffnung dürfte kaum jemand gewusst haben, dass die Losung «Alles für Deutschland» auf den Dolchen der SA ein-



Qualität einer Demokratie: Wahlkämpfer Höcke.

graviert war. Selbst der *Spiegel*, der Höcke zu Prozessbeginn vorwarf, «den Ahnungslosen» zu geben, hatte im September 2023 eine Kolumne so überschrieben. Auch im Oktober 1952, sieben Jahre nach Kriegsende, fand es das Magazin nicht anstössig, einen Artikel mit diesem Titel zu versehen. Wenn überhaupt, dürften histo-

*Dass ein Gericht vor einer Wahl dem Spitzenkandidaten den Prozess macht, ist ein Novum in Deutschland.*

risch Interessierte den Kampfruf «Deutschland erwache!» mit der SA assoziieren, da dieser bei Aufmärschen auf deren Standarten stand.

Ob die Losung «Alles für Deutschland» Kennzeichen der SA war, ist auch aus anderen Gründen fraglich. Schon im März 1848 benutzte sie der preussische König Friedrich Wilhelm IV., um dem weitverbreiteten Wunsch nach einem Ende der deutschen Kleinstaaterei Ausdruck zu ver-

leihen. In der Weimarer Republik war «Nichts für uns – alles für Deutschland» eine populäre Parole des sozialdemokratischen Reichsbanners Schwarzrotgold. Anders als die Liedzeile «Deutschland, Deutschland über alles» aus dem Jahr 1841 avancierte sie nie zu einem allgemein bekannten NS-Symbol.

Die Behauptung der Staatsanwaltschaft Halle, die Losung sei in Deutschland «verboten», ist denn auch so nicht zutreffend. Nach Paragraph 86a Strafgesetzbuch wird zwar bestraft, wer «Fahnen, Abzeichen, Uniformstücke, Parolen und Grussformen» in einer Versammlung verwendet, «die nach ihrem Inhalt dazu bestimmt sind, Bestrebungen einer ehemaligen nationalsozialistischen Organisation fortzusetzen.» Doch ob diese Bestimmung auf den vorliegenden Fall anzuwenden ist, ist keineswegs ausgemacht – auch wenn deutsche Medien die Behauptung massenhaft weiter verbreiteten.

Ob eine Parole dazu bestimmt ist, derartige Bestrebungen fortzusetzen, hängt nämlich

von den Umständen ab – wie das Beispiel des *Spiegels* zeigt. Höcke sprach damals bei einer Wahlkampfveranstaltung der AfD, einer zugelassenen, nicht verbotenen Partei. Der inkriminierte Ausspruch war bei ihm zudem Teil eines Dreiklangs: «Alles für unsere Heimat, alles für Sachsen-Anhalt, alles für Deutschland.» Darüber hinaus hat Höcke beteuert, er sei ein «rechtstreuer Bürger» und habe keine Kenntnis von dem vermeintlichen Verbot gehabt.

Anders lag der Fall, als das Amtsgericht Hamm 2005 einen jungen Mann verurteilte, der ebenfalls den Satz verwendet hatte. Der Angeklagte gehörte einer neonazistischen Gruppe mit der Bezeichnung «Kameradschaft I» an. Zudem hatte er einem 16-jährigen Mädchen mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Die Rede, die er mit dem Ausruf «Alles für Deutschland» beendet hatte, hatte er auf einer Veranstaltung des «rechten Spektrums» gehalten.

Als die Verhandlung stattfand, war der 18-jährige mit einer Hitler-Frisur erschienen. Durch Bemerkungen hatte er zudem zu erkennen gegeben, dass er weiterhin in ähnlicher Weise öffentlich auftreten wolle. Schliesslich hatte er bereits einen einwöchigen Arrest hinter sich, der wegen Volksverhetzung gegen ihn verhängt worden war. Vor diesem Hintergrund kamen die Richter zu der Einschätzung, dass «ohne die nachhaltige erzieherische Einwirkung der Jugendstrafe weitere (gleichartige) Straftaten von Gewicht zu erwarten» seien. Sie verurteilten ihn zu sechs Monaten Haft ohne Bewährung.

### Rechtssprechung immer restriktiver

Seit diesem Urteil sind fast zwanzig Jahre vergangen, das NS-Regime liegt fast acht Jahrzehnte zurück. Die meisten Parolen der Nationalsozialisten sind inzwischen in Vergessenheit geraten, sodass die Rechtsprechung eigentlich immer milder werden müsste. Tatsächlich ist sie jedoch immer restriktiver geworden. Im Internet sind ganze Listen mit Formulierungen zu finden, die in Deutschland verboten seien.

1945 hatten die Alliierten lediglich untersagt, NS-Abzeichen zu tragen. Nach Gründung der Bundesrepublik galten diese Bestimmungen unverändert fort. 1953 verbot dann das deutsche Versammlungsgesetz, «öffentlich oder in einer Versammlung Kennzeichen ehemaliger nationalsozialistischer Organisationen zu verwenden».

1960 wanderte das Verwendungsverbot ins Strafgesetzbuch. Während es anfangs als Staatsschutzdelikt galt, rückte es später zu den Vereinigungsverboten, wo es mehrfach verschärft wurde. So ist seit 1968 auch untersagt, die Symbole verbotener Organisationen zu «verbreiten». 1985 wurde zudem die Herstellung, Einführung und Vorrätighaltung unter Strafe gestellt. Seit 1994 sind auch solche Zeichen verboten, die dem Original «zum Verwechseln ähnlich» sind.

Die Feststellung des Journalisten Johannes Gross, dass der Widerstand der Deutschen gegen Hitler immer stärker wird, je länger das Dritte Reich tot ist, gilt auch für Richter und Staatsanwälte. Die Bestimmungen des Paragraphen 86a wurden von ihnen immer weitgehender ausgelegt. Längst stehen nicht mehr nur Abzeichen, Uniformen und Uniformteile sämtlicher NS-Organisationen auf dem Index.

Wer im Zorn zu einem Polizisten ironisch «Heil Hitler» sagt, muss sich laut Rechtsprechung ebenfalls auf ein Strafverfahren ge-

### 1945 hatten die Alliierten lediglich untersagt, NS-Abzeichen zu tragen.

fasst machen. Auch T-Shirts mit der (falschen) Losung «Die Fahne hoch» sind verboten, desgleichen der Verkauf historischer Modellflugzeuge mit Hakenkreuzbemalung. Selbst das Tragen eines Hitler-Kostüms bei einem Faschingsumzug wurde zur Straftat erklärt.

Paradoxerweise – und das wird gerade im Osten Deutschlands aufmerksam registriert – gilt bei den kommunistischen Symbolen das Gegenteil: Der Umgang damit ist im Laufe der Jahrzehnte immer grosszügiger geworden. Ostalgie-Partys, zu denen man im FDJ-Hemd erscheint, sind keine Seltenheit. Suppenkonserven mit DDR-Wappen tauchen regelmässig in den Regalen ostdeutscher Supermärkte auf. Die ZDF-Journalistin Andrea Kiewel rief vor einigen Jahren im deutschen Fernsehen sogar die SED-Parole aus: «Für Frieden und Sozialismus – seid bereit!», woraufhin die Zuschauer wie in der DDR erwiderten: «Immer bereit!»

Zumindest die Symbole und Losungen von KPD und FDJ müssten jedoch genauso unter den Paragraphen 86a fallen wie die der Nationalsozialisten. Beide Organisationen wurden 1954 und 1956 höchstrichterlich verboten. Juristisch unzulässig sind seitdem unter anderem Hammer und Sichel, eine gelbe aufgehende Sonne auf blauem Grund und die Buchstaben «KPD» und «FDJ». Würde man das Strafgesetzbuch auslegen wie bei Höcke, müssten eigentlich auch die erhobene rechte Faust und der Ruf «Rot Front» strafrechtlich verfolgt werden.

Seit Ende der 1960er Jahre wurde das Verbot jedoch zunehmend aufgeweicht. Wenn linksradikale Splittergruppen in der Bundesrepublik mit Hammer und Sichel agitierten, schaute die Polizei darüber hinweg. 1970 wurde auch das Verbot der DDR-Flagge aufgehoben. Als Deutschland 1990 wiedervereinigt wurde, forderten SED-Opfer vergeblich, die Insignien des Kommunismus genauso aus der Öffentlichkeit zu verbannen wie die des Nationalsozialismus.

Auch die Justiz mass bei den beiden Diktaturen mit zweierlei Mass. Zwei Strafverfahren

gegen linksextreme Demonstranten, die in Chemnitz und Dresden mit einer KPD-Fahne durch die Stadt marschiert waren, wurden wieder eingestellt. Hammer und Sichel seien nur dann strafbar, wenn sie sich auf die 1956 verbotene Partei und nicht auf eine Neugründung bezögen – eine Einschränkung, die es bei NS-Symbolen nicht gibt.

Mit einer ähnlichen Argumentation wurde auch das Verbot des FDJ-Symbols geschliffen. So sprach ein Berliner Gericht zwei Männer frei, die bei einer Gedenkveranstaltung für die Mauertoten im FDJ-Hemd erschienen waren. Zur Begründung hiess es, es sei unklar, ob es sich um das Symbol der verbotenen West-FDJ oder der nicht verbotenen DDR-FDJ handeln würde. Dass es immer nur eine einzige FDJ gab und diese in der Bundesrepublik höchstrichterlich verboten ist, spielte keine Rolle.

### Spekulieren über Freiheitsstrafe

Mittlerweile hat die Staatsanwaltschaft Halle noch eine zweite Anklage gegen Höcke erhoben. Darin wirft sie ihm vor, bei einer AfD-Veranstaltung in Gera im Dezember 2023 die Worte «Alles für ...» ausgesprochen und das Publikum durch Gesten animiert zu haben, «Deutschland» zu rufen. Dies habe er «in Kenntnis des gegen ihn wegen des Verwendens dieser Parole anhängigen Strafverfahrens und im sicheren Wissen um dessen Strafbarkeit» getan.

Auf diese Weise wollte die Staatsanwaltschaft bei dem gegenwärtigen Prozess gleich über zwei Taten Höckes verhandeln. Das Gericht stimmte dem Antrag zu. Erst als Höckes Anwälte darauf hinwiesen, dass dieser dann nur eine Woche Zeit hätte, sich mit den neuen Vorwürfen auseinanderzusetzen, wurde der Plan verworfen. Der Prozess hätte ansonsten verschoben werden müssen. Anfang Mai kündigte das Gericht jedoch an, in Kürze auch über das zweite Verfahren zu verhandeln.

Das knallharte Vorgehen gegen Höcke wurde von den grossen deutschen Medien massgeblich befeuert. Vielen Journalisten fehlt offenbar die Einsicht, dass sich die Qualität einer Demokratie gerade im Umgang mit ihren Gegnern erweist. Einige spekulierten bereits, dass der AfD-Politiker zu einer Freiheitsstrafe verurteilt werden könnte – was zur Folge hätte, dass der Spitzenkandidat der AfD nicht mehr in den Landtag dürfte. Das Gericht sah sich deshalb bereits zu einer ungewöhnlichen Klarstellung veranlasst: «Sollte der Angeklagte verurteilt werden, kommt aus der Sicht der Kammer nach gegenwärtigem Stand eine Geldstrafe in Betracht», erklärte eine Sprecherin.

Am 14. Mai 2024 will das Landgericht Halle das Urteil verkünden.

Hubertus Knabe ist Historiker an der Universität Würzburg.

# Tränen in der Ferne

Der Separatist Carles Puigdemont hat Spanien 2017 in eine Staatskrise gestürzt. Jetzt will er seine Mission vollenden. Besuch an der Wiege des Widerstands.

Urs Gehriger

**D**ie Nelken am Grab von Núria Casamajó i Ruiz sind noch frisch, die Banderoles am Trauerflor fein drapiert. Gross war das Aufgebot an Lokalprominenz, das der Mutter des Chefseparatisten das letzte Geleit gab. Bloss ihr prominenter Sohn musste seine Tränen in der Ferne vergiessen.

Seit bald sieben Jahren ist Carles Puigdemont nicht mehr nach Hause, nach Amer, gekommen. In den letzten Wochen allerdings hat er sich wieder in die Nähe gewagt, hat jenseits der Grenze, im französischen Katalonien, sein Quartier aufgeschlagen. Bei der Teilnahme an der Trauerfeier seiner Mutter hätte ihm die Verhaftung gedroht. Das wollte er nicht riskieren, zumal am 12. Mai die Regionalwahl in Katalonien ansteht und er sich Chancen auf einen Sieg ausrechnet.

## Flucht nach Waterloo

Verräter, Spaltpilz, Staatsfeind – die Namen, die Puigdemont in Restspanien verliehen bekam, sind wenig schmeichelhaft. 2017 hat der Katalane mit der Wischmoppfrisur und dem bebrillten Ernstfallblick Spanien in die schwerste politische Krise seit dem Ende des Franco-Regimes gestossen. Er initiierte ein Referendum über die Abspaltung Kataloniens von Spanien. 92 Prozent stimmten dafür. Aber die Abstimmung war illegal. Gegen die Drahtzieher wurde ein Haftbefehl erlassen. Puigdemont ergriff die Flucht und liess sich im belgischen Waterloo nieder – sinnbildlich, könnte man sagen, für seine Niederlage. Aber aufgeben? Daran hat der exilierte Separatist keinen Moment gedacht.

In der Confiserie Puigdemont, dem Geschäft seiner verstorbenen Mutter an der Carrer de Sant Miquel in Amer, hängt das trotzige Gesicht des Rebellen über der Tortenvitrine. «No surrender» steht darunter. Acht Kinder hat die Matriarchin auf die Welt gestellt. Alle sind im Widerstand gegen die Zentral-

regierung. Am Kinderkarneval auf dem Dorfplatz treffen wir Carles' Neffen Xavier, Schwermetaller. Pechschwarze Mähne, Röhrenjeans, schwarzes T-Shirt, spielt er mit seiner Rockband auf, dass die Fenster zittern. An einer Hauswand über dem Platz steht der Text zum Liedgut mit weissen Lettern gepinselt: «Exiliats polítics a casa ja!»

Amer liegt im hügeligen Hinterland von Katalonien. Die Provinz generiert 20 Prozent des spanischen Haushalts. Viele haben das Zahlen satt, wollen das Verdiente selbst verwalten. Unternehmen, die die fetten Erträge erwirtschaften, sehen die Sache freilich etwas anders. Unmittelbar nach dem Exit-Votum 2017 haben mehr als tausend Firmen angekündigt, sie würden im Falle einer Abspaltung ihren Hauptsitz aus Katalonien abziehen, darunter Giganten wie Bierbrauer San Miguel, Sekthersteller Freixenet oder Caixabank.

Davon lässt sich Puigdemont nicht beirren. Er macht jetzt Wahlkampf im französischen

Catalunya Nord. Wenn er die Wahl gewinne, wolle er zurückkehren, um zu vollenden, was 2017 vereitelt worden war.

## Halbe Ewigkeit im Exil

Das mit der Rückkehr könnte klappen. Spaniens Premierminister Pedro Sánchez hat ein Amnestiegesetz ausarbeiten lassen. Nicht weil der Sozialist die Separatisten besonders ins Herz geschlossen hätte. Eher, weil er die

*Das trotzige Gesicht des Rebellen hängt über der Tortenvitrine. «No surrender» steht darunter.*

Macht behalten will. Und die hängt nach den Wahlen letzten Sommer an einem dünnen Faden. Sánchez regiert mit einer Minderheitskoalition. Mit den Stimmen der Separatisten, so das Kalkül des gewitzten Machtpolitikers, hätte er die nötige Mehrheit. Ende Mai tritt das Gesetz voraussichtlich in Kraft. Dann könnte Puigdemont einreisen, als freier Mann.

Das mit der Wahl zum Präsidenten Kataloniens indes ist alles andere als gewiss. Demoskopien sagen keinen klaren Wahlsieger voraus. Wie in Schottland brennt auch hier die Sehnsucht nach Abspaltung nicht mehr wie einst. Gemäss Meinungsumfragen lehnen 51 Prozent die Unabhängigkeit ab.

Wenn er die Wahl verliere, werde er sich aus der Politik zurückziehen, erklärte Puigdemont resolut. Dass er eine halbe Ewigkeit im Exil ausgeharrt hat, bloss um nach der Rückkehr in die politische Wüste zu entschwinden, das glaubt in seinem Dorf niemand. Und Carles' Mutter, die jetzt auf dem Friedhof an der Landstrasse vor Amer mit ihrem Ehemann die Familiengruft teilt, würde ihrem Sohn einen stillen Abgang nie verzeihen.



Aber aufgeben? Staatsfeind Puigdemont.

# Ich bin nun künstlich intelligent

Heute bin ich zu faul zum Schreiben. Ich überlasse das diesmal der künstlichen Intelligenz.



**A**uf den Redaktionen sind sie derzeit begeistert von der künstlichen Intelligenz. Sie macht die Arbeit leichter. Vor allem standardisierte Artikel wie Verkehrsmeldungen, Bilanzanalysen und Sportberichte braucht man nicht mehr selber zu schreiben. Das macht nun die maschinelle KI.

Ich muss also aufpassen, wenn ich meine heutige Kolumne durch die KI schreiben lasse. Wenn der Köppel Roger mich durch eine Maschine ersetzen kann, dann wird er das auch tun.

Schauen wir also, was die KI kann. Ich nehme dazu die Software von Chat GPT, der derzeit populärsten KI-Anwendung im Journalismus.

Beginnen wir mit dem Autor. Ich habe die KI gefragt, wer denn dieser Kurt W. Zimmermann sei. Hier die Antwort:

«Als Medienkritiker ist Kurt W. Zimmermann bekannt für seine scharfsinnigen Analysen und kritischen Kommentare. Er hinterfragt die Rolle der Medien, deren Einfluss auf die Gesellschaft und die Qualität der Berichterstattung. Zimmermanns Kritiken sind fundiert, gut recherchiert und regen dazu an, über die Rolle und Verantwortung der Medien nachzudenken.»

Ha! Da sieht man mal, wie intelligent die künstliche Intelligenz ist. Ich könnte das nicht hübscher formulieren.

Und was ist die *Weltwoche*? Auch hier weiss die KI, was Sache ist:

«Die *Weltwoche* ist eine bekannte Schweizer Wochenzeitung. Sie wurde lange Zeit von Roger Köppel geleitet, der als Chefredakteur bekannt war. Die *Weltwoche* gilt als konservative Publikation und zeichnet sich durch ihre kritische Berichterstattung und pointierte Kommenta-

re aus. Sie hat eine treue Leserschaft und ist für ihre kontroversen Artikel und Meinungsbeiträge bekannt.»

Auch hübsch formuliert, wenn man mal davon absieht, dass Köppel, anders als gesagt, immer noch am Ruder ist.

Generell aber gilt: Die KI zur *Weltwoche*, wie auch zu Zimmermann, ist viel zu nett.

Und damit wären wir beim Problem der KI. Ihre Suchalgorithmen klopfen Millionen von Texten auf Internetseiten und in den Social Media ab und generieren daraus ihre journalistischen Artikel. Sie erkennen primär Nivellierun-

## *Die Disziplin des Hinterfragens ist nicht ihre Sache, weil hier Geistesakrobatik gefragt ist.*

gen in den Daten. Konflikte und Widersprüche hingegen können sie schwer bewältigen, weil sie numerisch und nicht wertend agieren.

Ich mache zur Illustration zwei Beispiele aus meinen Kolumnen. Im letzten Jahr habe ich etwa Thomas Bucheli von «Meteo» kritisiert, weil er viel zu hohe Hitzewerte prognostizierte. Die Medien machten daraus eine Sommer-Affäre. Was sagt die KI, weiterhin Chat GPT, zum Thema?

«Thomas Bucheli ist ein Meteorologe, der als Wetterexperte beim Schweizer Fernsehen tätig ist. Er präsentiert regelmässig das Wetter und meteorologische Informationen. Seine Berichterstattung zu Hitzeereignissen trägt dazu bei, dass die Zuschauer besser informiert sind und angemessen auf solche Wetterbedingungen reagieren können.»

Nun, «besser informiert» war das nicht.

Dann habe ich in Kolumnen über die verfilzte Liaison zwischen Bundesrat Alain Berset und Ringier-Chef Marc Walder geschrieben, die ich für unstatthaft hielt. Was sagt die KI dazu?

«Alain Berset ist ein Schweizer Politiker, der seit 2012 im Bundesrat tätig ist. Marc Walder ist CEO der Ringier AG. Es scheint keinen direkten persönlichen oder politischen Bezug zwischen Alain Berset und Marc Walder zu geben, da sie in unterschiedlichen Bereichen tätig sind. Es ist daher wahrscheinlich, dass ihr Verhältnis eher neutral ist und nicht besonders eng oder bekannt.»

Nun, «eher neutral» war das nicht.

**W**ir kommen zum Fazit: Für standardisierte Artikel wie Verkehrsmeldungen, Bilanzanalysen und Sportberichte ist die künstliche Intelligenz problemlos. Sie liefert hier vielfach präzise Information. Auch für die Darstellung von Personen und Institutionen ist sie brauchbar, wenn diese nicht gross in Frage gestellt werden sollen.

Wo die KI bisher wenig taugt, ist der kritische Journalismus. Die Disziplin des Hinterfragens ist nicht ihre Sache, weil hier nicht Zahlenakrobatik, sondern Geistesakrobatik gefragt ist. Das schafft die algorithmische Software nicht, weil sie nur bestehende Daten auswerten und keine Innovation auslösen kann. Für griffige News braucht es denn weiterhin profilierte Journalisten und nicht nur professionelle Informatik.

Ich denke, da habe ich noch mal Schwein gehabt. So schnell kann mich Köppel Roger doch nicht durch eine Maschine ersetzen.

# Chinas Tigerlilien

Mutter sein im Reich der Mitte.

Rahel Senn

Als wären die Strapazen der Geburt nicht genug, kommt dicke Post auf jede frischgebackene Mutter zu. In China gelten besondere Regeln und Rituale fürs Wochenbett. So darf die Wöchnerin während eines ganzen Monats weder das Zimmer verlassen, noch sollten die Fenster geöffnet werden, denn frische Luft würde die Entstehung von Arthritis und Rheuma begünstigen. Es geht aber noch weiter: Zähne putzen, duschen, für einen Moment das Handy oder den Rechner benützen – alles verboten. Nach der Entbindung seien die Hautporen geweitet und reagierten deshalb sensibel auf Kälte und Wasser. Dass die Nahrungsaufnahme auf eine Auswahl bestimmter Lebensmittel beschränkt werden muss, versteht sich von selbst. Konkret heisst das: Huhn, Eier, Suppen, Ingwer, Datteln, brauner Zucker und – dies mag wahrlich manchen Westler erstaunen – Reiswein sind auf dem Speiseplan einer Wöchnerin erlaubt. Untersagt ist der Verzehr von Salz und Früchten.

## Personal zum Zähneputzen

Nach den Regeln der chinesischen Medizin zählt Obst zu den «kalten» Lebensmitteln. Nach einer Geburt sollen Frauen vorwiegend «warme» Speisen konsumieren. Hierbei geht es aber nicht um die Temperatur einer Mahlzeit, sondern um das sogenannte *Chi* – etwa: Lebensenergie. Nach der Entbindung soll eine Frau an vermindertem *Chi* leiden. Demzufolge haben chinesische Mediziner unsere Nahrungsmittel in kalte und warme Speisen aufgeteilt. Anders als unsere Schulmedizin befasst sich die traditionelle chinesische Medizin eher mit den Ursachen statt mit den Symptomen einer Krankheit. Kurzum: Vorbeugen ist besser als heilen.

Während unsere westliche Gesellschaft eine möglichst baldige Rückkehr der Mutter ins Berufsleben wünscht, zwingt sie die chinesische Tradition in eine Art Gefangenschaft – auch *Zuo yuezi* genannt. Der Brauch des «Monatssitzens» wird auch im modernen China rege praktiziert.

Ein Aberglaube besagt nämlich, dass Gesundheit, Leben und Schicksal der Mutter von diesem einen Monat abhängen. Neuerdings ziehen sich wohlhabende Frauen vermehrt zum einmonatigen *retreat* in ein hotelähnliches Etablissement mit Spa und Gourmetküche zurück, wo einem vom Personal die Zähne geputzt und der Körper gewaschen wird. Selber Hand anlegen ist in jedem Fall tabu. Doch wieso all dies? Warum soll jemand, der gesundheitlich geschwächt ist, auf Körperhygiene verzichten? Eine solche wäre doch in diesem Fall besonders wichtig. Weshalb Mutter und Kind einbunkern?

Die Erklärung liegt mehr als 2000 Jahre zurück. Wie in den meisten Kulturen galt eine blutende Frau als unrein. Es empfahl sich deshalb, dass sich Mütter nach der Geburt ihrer Kinder vor den Blicken der Götter versteckten. Ausserdem war das Grund- und Quellwasser ein Hort für Keime und Bakterien. Nach dem Prinzip «Schmutz hat noch keinen Menschen umgebracht», eine Infektion aber schon, kann

das Ritual der Wasserabstinenz als Schutzmassnahme verstanden werden. Dass Chinesinnen bis heute an alten Bräuchen und Traditionen festhalten, hat mit ihrer Mentalität zu tun. Kein anderes Volk orientiert sich so gerne am Aberglauben wie das chinesische. Zu reden gab vor einigen Jahren der Tod einer Schang-

*Wer denkt, dass Kindererziehung in der chinesischen Kultur nur Spiel und Spass bedeutet, täuscht sich.*

haier Wöchnerin: Um sich und den Säugling vor kalter Luft zu schützen, verzichtete diese auf die Inbetriebnahme der Klimaanlage. Die Folge: Tod der Mutter infolge Hitzschlages. Genanntes Beispiel ist sinnbildlich für den Clinch, in dem sich die moderne chinesische Gesellschaft befindet: Wie viel Gewicht darf dem Aberglauben beigemessen werden? Wo sind Anpassungen erforderlich?

Wenn der Sohn oder die Tochter erst mal geboren worden sind und die Zeit des Monatssitzens erfolgreich überstanden ist, kann die Mutterschaft in vollen Zügen genossen werden. Oder nicht? Wer denkt, dass Kindererziehung in der chinesischen Kultur nur Spiel und Spass bedeutet, täuscht sich. Der bis in alle Lebensbereiche reichende Konfuzianismus verlangt Strenge vom Vater und Güte von der Mutter. Kindererziehung orientiert sich an klaren Vorgaben. Neugeborene gelten in der chinesischen Kultur als Geschenk Gottes, dem noch kein Verstand beizumessen ist. In den ersten fünf bis sieben Jahren – «Alter der Unschuld» – liegt die elterliche Fürsorge zum grossen Teil in den Händen der Frau. Eine gütige Mutter ist bereit, ihren Nachwuchs nach Strich und Faden zu verwöhnen und sich selber aufzuopfern.

Nach dem achten Lebensjahr beginnt das «Alter des Verstehens», ein Ereignis, das der Beerdigung der Kindheit gleichkommt. Von den Sprösslingen wird



*Eine Art Gefangenschaft.*

Fleiss, Disziplin und Durchhaltewillen verlangt. Es beginnt ein lebenslanger Kampf um die höchsten Schulnoten, Bestleistungen in Kunst und Sport und eine angesehene Anstellung – all dies unter Beobachtung der Argusaugen eines gnadenlosen Vaters. Den Lehren des Konfuzius dient das Konzept der kindlichen Pietät als Basis. Was heisst: Die Kinder stehen ein Leben lang in der Schuld ihrer Eltern. Ein tugendhafter Mensch ist darum bemüht, alles zu tun, um Vater und Mutter stolz und glücklich zu machen.

Im Gegenzug sind die Eltern für das Leben ihrer Kinder verantwortlich: Sie sorgen für ausreichend Nahrung, Kleidung, Wohnung und Zugang zu adäquater Bildung. Im Alter sorgen die Kinder für ihre Vorfahren. Die Familienhierarchie folgt dem vorgegebenen Ideal, wonach sich die jüngere Generation gegenüber der älteren in Gesten der Ergebenheit und des Respekts üben soll. Komplexer gestaltet sich die Beziehung zwischen den Eheleuten.

Wer sich mit der chinesischen Schrift auseinandersetzt, weiss, dass sie die Eigenschaft hat, historische Begebenheiten und kulturelle Denkmuster preiszugeben. Hierzu folgendes Beispiel: Wenn wir das Zeichen für «Frau» nehmen und dieses mit einem oder mehreren anderen Zeichen zusammenfügen, ergibt diese Kombination ein neues Wort. Die Frau dient dabei als Baustein – in der Fachsprache «Radikal» genannt.

### Mann nimmt Frau beim Ohr

Ich erwähne dies hier, weil das Wort «heiraten» in der chinesischen Sprache zwei Ausführungen verlangt, nämlich eine für die Frau und eine weitere für den Mann. Bei der Frau wird dem Radikal «Frau» das Zeichen für «Familie» angehängt. Somit ist klar: Wenn eine Chinesin heiratet, verlässt sie ihr Elternhaus und schliesst sich der Familie ihres Ehemannes an. Die Schwiegermutter hat Macht über sie. Anders beim Mann: Da wird das Radikal «Hand» mit dem Zeichen für «Ohr» ergänzt. Was so viel bedeutet wie: Der Mann nimmt die Frau beim Ohr. In Aufruhr versetzen sollte das unsere westlichen Feministinnen aber nicht, denn schliesslich kennen wir vergleichbare Passagen aus der Bibel. Demnach soll Eva aus einer Rippe Adams herangewachsen sein.



*Schon war die Sehnsucht gestillt.*

Traditionellerweise sieht sich der Ehemann als Familienoberhaupt und übernimmt die Rolle des Ernährers, während sich die Ehefrau um den Nachwuchs kümmert. Es ist immer noch so, dass von den Vätern hartes Durchgreifen verlangt wird und die ideale Mutter fürsorglich sein soll. Wenn es um die Ausbildung der Kinder geht, sieht sich so manche Frau in die Position einer Mittlerin zwischen dem fordernden Vater und dem geforderten beziehungsweise überforderten Nachwuchs gedrängt. Das Dilemma wird aber erst dann zum Problem, wenn patriarchalische Tendenzen inner-

*Ein tugendhafter Mensch ist bemüht, alles zu tun, um Vater und Mutter glücklich zu machen.*

halb der Gesellschaft zunehmen und die toxische Seite von Macht offenbaren. Gerade jetzt, da sich chinesische Medien mit der steigenden Zahl von Fällen häuslicher Gewalt beschäftigen, trifft dies zu. Chinesinnen sehen sich vermehrt als Opfer in ihrer Rolle als Ehefrauen und Mütter – mitunter ein Grund,

warum immer mehr junge Frauen mit Universitätsabschlüssen auf Eheschliessung und Mutterschaft verzichten, stattdessen beruflichen Erfolg und (finanzielle) Unabhängigkeit anstreben. Vielleicht ist das die chinesische Antwort auf den aufgeheizten Feminismus unserer Zeit.

### Eleganz und Erfolg

Das chinesische Schriftzeichen für «Mutter» setzt sich aus zwei Bausteinen zusammen: Radikal Nummer 38 (für «Frau») und Radikal Nummer 187 (für «Pferd»). Im alten China galt das Pferd als unabdinglich: Es stand als Zugtier im Dienst der Landwirtschaft, leistete treue Unterstützung für die berittenen Krieger und glänzte als glorreicher Thronersatz für angesehene Kaiser und Könige. Bis dato hat das Tier seine Symbolkraft beibehalten. Das Pferd steht für Mut, Stärke und Frohsinn gleichermassen wie für Eleganz und Erfolg. Im Gegensatz zum Drachen, der das männliche Yang verkörpert, dient das Pferd als Sinnbild für die – starke – Weiblichkeit (Yin). Was schliessen wir daraus? *Ma* (Mutter): Eine Frau, die mutig und stark ist, gleichsam dem Frohsinn frönt wie sie Eleganz ausstrahlt, wagt alles anzupacken und führt uns zum Erfolg. Ohne Mutter keine Kinder. Sie ist wichtig. Um bedingungslose Mutterliebe und selbstlose Hingabe haben sich schon im Altertum zahlreiche Gedichte gewunden. Es sind Schriftstücke, die auch heute noch zur Pflichtlektüre an jeder chinesischen Schule gehören.

Seit den 1980er Jahren wird der Muttertag auch in China gefeiert. Dass es sich dabei um einen aus den USA importierten Feiertag handelt, haben die meisten wahrscheinlich vergessen, wenn man sich in die Schlange vor dem Blumengeschäft mit den schönsten Nelkensträussen stellt. Was viele nicht wissen: China hat eine eigene Blume für alle Mütter, nämlich die Tigerlilie. Diese soll die Eigenschaft haben, Leute glücklich zu machen und sie von ihren Sorgen zu befreien. Der Legende nach sollen Reisewillige diese Blumensorte in ihrem Garten angepflanzt haben, bevor sie das Elternhaus verliessen. Wenn eine Mutter an ihr Kind dachte, brauchte sie nur die Blume anzuschauen, und schon war ihre Sehnsucht gestillt. In diesem Sinn: alles Gute zum Tag der Mütter – *Muqinjie*.

Seit den 1980er Jahren wird der Muttertag auch in China gefeiert. Dass es sich dabei um einen aus den USA importierten Feiertag handelt, haben die meisten wahrscheinlich vergessen, wenn man sich in die Schlange vor dem Blumengeschäft mit den schönsten Nelkensträussen stellt. Was viele nicht wissen: China hat eine eigene Blume für alle Mütter, nämlich die Tigerlilie. Diese soll die Eigenschaft haben, Leute glücklich zu machen und sie von ihren Sorgen zu befreien. Der Legende nach sollen Reisewillige diese Blumensorte in ihrem Garten angepflanzt haben, bevor sie das Elternhaus verliessen. Wenn eine Mutter an ihr Kind dachte, brauchte sie nur die Blume anzuschauen, und schon war ihre Sehnsucht gestillt. In diesem Sinn: alles Gute zum Tag der Mütter – *Muqinjie*.

Rahel Senn ist eine schweizerische Musikerin und Schriftstellerin mit chinesischen Wurzeln.

# Fall einer Vorzeigefrau

Die Präsidentin der Columbia University hat eine eindrucksvolle Karriere hingelegt. Jetzt droht ihr wegen der antisemitischen Studentenunruhen ein unrühmlicher Abgang. Ich habe Minouche Shafik erlebt. Ihr Scheitern überrascht mich nicht.

*Francis Pike*

Vor mehr als zehn Jahren lernte ich in London Minouche Shafik kennen, die heute als Präsidentin der New Yorker Columbia University im Kreuzfeuer der Kritik steht. Anlass war eine Podiumsdiskussion, moderiert von Leo Johnson, dem liebenswürdigen Ökologen und jüngeren Bruder von Boris Johnson. Ich kann nicht behaupten, dass Shafik einen sonderlich sympathischen Eindruck auf mich gemacht hat.

## Opportunistische Haltung

Wir sollten aus den für den Prix Pictet (den internationalen Preis für Fotografie und Nachhaltigkeit) eingereichten Meldungen ein Bild auswählen. Leo, der mich vermutlich für einen geborenen Störenfried hielt, erteilte mir als Erstem das Wort. Die Aufnahme, für die ich mich entschied, zeigte chinesische Arbeiter in einer beengten Unterkunft voller Etagenbetten für jeweils sieben Mann. Auf den ersten Blick eine bedrückende

*Shafik war zu einer Figur der globalen Elite aufgestiegen, die uns beherrscht.*

Szene. Aber ich sah darin ein Zeichen von Optimismus. Es dürften Wanderarbeiter vom Land gewesen sein, die jene Wolkenkratzer hochziehen sollten, die damals überall in China aus dem Boden schossen. Ich fand es gut, dass die Ärmsten der Welt nun über Zentralheizung, fließend Wasser, Innentoilette und all den Komfort verfügen würden, der für uns im Westen selbstverständlich ist.

Nachdem ich fünfzehn Jahre in Asien gelebt und milliardenschwere Investitionen in vormalig sozialistische Länder vermittelt hatte, wusste ich sehr wohl, dass moderne Wohnungen die Lebensqualität der Menschen deutlich verbesserten. Doch das Podium widersprach

vehement. Der Vorsitzende der Jury des Prix Pictet, Sir David King, ein knallharter Sozialist und Ökofanatiker, wies meine Bemerkungen zurück, was niemanden überraschen konnte. Sir David, vormaliger Technologieberater der Regierung von Tony Blair, interessierte sich nicht besonders für die Armen der Welt. Wenn man den Einsatz fossiler Energieträger in den bevölkerungsreichsten Ländern einschränken



*Diversität und Gleichstellung: Ökonomin Shafik.*

wollte, was bedeutete, dass die Armen arm bleiben müssten, dann sei das eben so.

Das Podium schloss sich der Argumentation von Sir David an, auch Shafik. Sie redete vielleicht nicht so hochtrabend wie er, aber ihre schwammigen Ausführungen liefen darauf hinaus, dass wirtschaftliche Entwicklung in China schlecht sei – was auch insofern bemerkenswert war, als dass sie seinerzeit Ab-

teilungsleiterin im britischen Entwicklungshilfeministerium gewesen war. Mir erschien ihre Haltung sofort als opportunistisch. Als Anschauungsmaterial in Sachen Gutmenschen-tum empfehle ich die Lektüre ihres Buchs «What We Owe Each Other. A New Social Contract for a Better Society» (2021).

Auf den ersten Blick kann Shafik eine eindrucksvolle Karriere vorweisen. Sie wurde in Ägypten geboren, wuchs in Amerika auf, studierte Wirtschaftswissenschaften und Politik in Amherst, schloss das Studium in Cambridge ab und promovierte in Oxford. Damit empfahl sie sich globalen Institutionen als perfektes Aushängeschild für Diversität, Gleichstellung und Inklusion.

## Shafik zauderte

Shafik war nicht nur hohe Beamtin im Entwicklungshilfeministerium, sondern auch Vizepräsidentin der Weltbank, stellvertretende Geschäftsführerin des Internationalen Währungsfonds, stellvertretende Gouverneurin der Bank of England sowie Präsidentin der London School of Economics. Im vergangenen Jahr wurde sie Präsidentin der Columbia University in New York, einer der angesehensten Hochschulen des Landes. 2021 nahm sie, inzwischen von Königin Elizabeth II. geadelt, ihren Sitz im britischen Oberhaus ein. Mit anderen Worten: Sie war zu einer Figur jener globalen Elite aufgestiegen, die uns beherrscht und belehrt.

An der Columbia University erlebt Shafik jedoch gegenwärtig ihr Waterloo. Am 17. April forderten propalästinensische Studenten die Universität auf, alle Beteiligungen an Rüstungsunternehmen und an Firmen, die in Israel investieren, zu kündigen. Sie errichteten ein illegales Zeltlager auf dem Campus und sollen jüdische Studenten am Besuch von Lehrveranstaltungen gehindert haben.



Shafik zauderte. Statt den Aufstand sofort zu unterbinden, verhandelte sie mit Studentenvertretern. In einem wachweichen Mail erklärte sie: «Wir haben unsere Forderungen, sie haben ihre.» Man könnte durchaus fragen, mit welchem Recht Studenten Forderungen stellen. Natürlich fühlten sich die Studenten ermutigt, noch weiter zu gehen. Sie besetzten die Hamilton Hall, das ikonische Gebäude, benannt nach Alexander Hamilton, einem der herausragendsten Gründerväter der Vereinigten Staaten, brillanter Staatsmann und Architekt des amerikanischen Finanzsystems.

### Gelegenheit für viele Selfies

Dann traten zwei weitere Protestgruppen auf den Plan (Jews for Palestine und Jews for Israel) – vermutlich unter Mitwirkung professioneller Agitatoren. Die Proteste wurden immer aggressiver und gerieten ausser Kontrolle. Narzisstische Rädelsführer wie Bo Tang, der an Frank Guridys Seminar «Columbia – 1968» teilgenommen hatte (eine Referenz an die damalige Anti-Vietnam-Protestbewegung), sprachen von ihrem eigenen Moment «lebendiger Geschichte» – zweifellos Gelegenheit für viele Selfies.

Viel zu spät gab Shafik schliesslich dem Druck des Verwaltungsrats und der Sponsoren nach und rief die Polizei auf den Campus, um

### *Viel zu spät gab sie dem Druck von Verwaltungsrat und Sponsoren nach und rief die Polizei auf den Campus.*

zu verhindern, dass weitere Ausschreitungen den Ruf der Columbia University beschädigen würden. Die linke Presse, blind für Straftaten, Sachbeschädigungen und Antisemitismus (und ohnehin führend in der Kritik an Anwälten der Meinungsfreiheit wie etwa Elon Musks Plattform X), warf nunmehr Shafik vor, die Meinungsfreiheit einzuschränken. Natürlich sprach niemand von den antisemitischen Parolen der Studenten und ihren gesetzwidrigen Aktionen. Die üblichen linken Verdächtigen, der *Guardian* und die *New York Times*, forderten Shafiks Entlassung.

Da ihre Amtsenthebung von «Demokraten» wie «Republikanern» gefordert wird, spricht einiges dafür, dass sich Shafik nicht mehr lange wird halten können. Fragt sich nur, wie sie in die Geschichte eingehen wird – als brillante Ökonomin und treue Staatsdienerin oder als prinzipienlose, überschätzte Vertreterin von Diversität und Gleichstellung. Ich vermute Letzteres.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Weltwoche Nr. 19.24

Bild: Fussball WM 82/Picture Alliance/Keystone

CÉSAR LUIS MENOTTI (1938–2024)

# Fantasie an die Macht

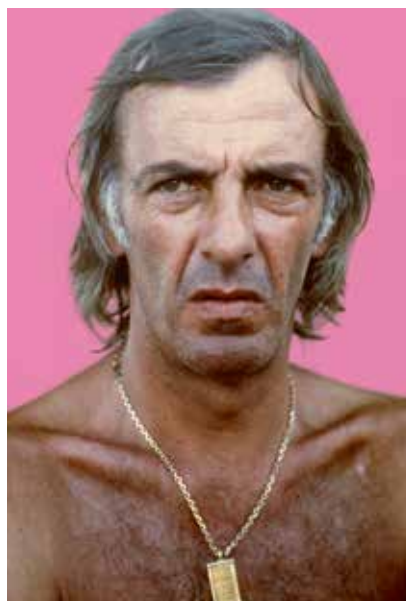
Der argentinische Weltmeistertrainer erschuf im Jahr 1978 den «linken», den angriffig-kreativen Fussball, wie ihn heute, politisch unverdächtig, Lionel Messi verkörpert.

Peter Hartmann

Er galt als Ideologe eines «linken Fussballs», rauchte fünfzig Zigarillos täglich zur Inspiration und gewann für Argentinien den ersten Weltmeistertitel. Viele hielten ihn, auch im eigenen Land, für einen romantischen langhaarigen Träumer. In der Realität erwies sich César Luis Menotti als gerissener Feldherr im Teufelspakt mit einem Regime, das er verachtete.

Die Fussball-Weltmeisterschaft in Argentinien begann am Tag nachdem die Militärjunta die gescheiterte Rückeroberung der Falklandinseln einräumen musste. César Luis Menotti, genannt El Flaco (der Dünne), stand als Coach der Nationalmannschaft vor der vaterländischen Pflicht, Schmach und Trauma dieser Niederlage zu überspielen. Er hatte mit den Generälen weitgehende Privilegien ausgehandelt, ohne ihnen die Hand zu reichen. Und er hatte einen Strategieplan, der im Unterschied zum Kriegsspiel der Militärs gegen die «Eiserne Lady» Margaret Thatcher aufging.

Sein Kader bestand nur aus Spielern, die für einheimische Klubs arbeiteten. Menotti kasernierte sie während dreier Monate unter der Woche im Trainingszentrum beim Flughafen Ezeiza fern der Verlockungen von Buenos Aires und entliess sie nur am Wochenende zu ihren Meisterschaftsspielen und Familien. Ein einziger aus dem Ausland kam zuletzt hinzu: Mario Kempes von Valencia, der Goalgetter. Schützenhilfe leisteten aber auch die Machthaber selber. Die Gerüchte wurden nie widerlegt, dass Vize-Admiral Carlos Alberto Lacoste, der Organisationschef der WM, zum 6:0-Sieg gegen Peru den Gegner gekauft



Fünfzig Zigarillos täglich: Maestro Menotti.

hatte, den Argentinien zum Weiterkommen benötigte. Der Endsieg mit 3:1 nach Verlängerung gegen die Niederlande befeuerte eine kurzzeitige Euphorie.

Vier Jahre später in Spanien scheiterte Menotti mit (und an) Diego Maradona, dem jungen Ballzauberer, der gegen die Italiener die Nerven verlor und nach einem Brutalo-Foul vom Platz flog. Beide, der Trainer und sein Star, zogen dann nach Barcelona. Das Gastspiel endete für Menotti ohne grossen Titel und für Maradona mit Gelbsucht und Knöchelbruch und Kokainsucht.

Bei der WM 1986 in Mexiko kommandierte ein neuer Coach, der Kinderarzt Carlos Bilardo, der Maradonas Vertrauen und so auch das Turnier gewann. Argentinien Fussball zerfällt in zwei Gesinnungslager: die kämpferisch-defensive Taktikschule des Bilardismus und die befreite, angriffig-kreative Linie Menottis. Maestro Menotti predigte die Fantasie-an-die-Macht-Maxime als «linken Fussball», wie ihn heute, politisch unverdächtig, Lionel Messi verkörpert.

Der Arztsohn und Bummelstudent Menotti kam aus Rosario (wie Che Guevara, mit dem er sich als bekennender Kommunist gerne verglich, und wie Messi) und war ein schlaksiger, torgefährlicher Mittelfeldspieler. Für seinen Heimklub Rosario Central buchte er in vier Jahren 47 Tore in 86 Spielen. Sieben Mal spielte er in der Nationalmannschaft, kurze Zeit mit den New York Generals und im brasilianischen Santos neben Pelé, den er, mutig, für besser als Maradona hielt. César Luis Menotti, der Idealist mit dem umgekehrten Feldherrennamen, starb nach längerem Spitalaufenthalt an einer Lungenkrankheit.

# Frühlingsreise durch den Donbass

Wie sieht es auf der russischen Seite der Front aus? Anders, als westliche Medien berichten.

Guy Mettan

Wie konnten sie uns das antun? Warum will Kiew uns zerstören? Das sind die Fragen, die sich die Bewohner des Donbass seit zehn Jahren stellen. Von der Schweiz oder von Deutschland aus betrachtet, mögen sie unpassend erscheinen, so sehr haben wir uns an die Vorstellung gewöhnt, dass nur die Ukrainer unter dem Krieg leiden würden. Wir wollen nicht daran erinnert werden, dass der Kampf seit 2014 andauert und in erster Linie die Zivilbevölkerung im Donbass betroffen hat.

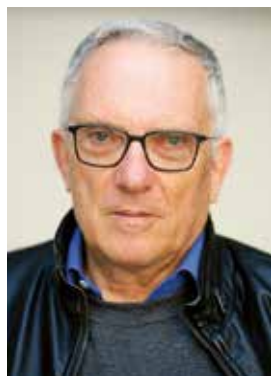
Eine Woche lang konnte ich die Region über ihre engeren Grenzen hinaus in alle Richtungen bereisen, zerstörte und im Wiederaufbau befindliche Städte besuchen, Flüchtlinge treffen und mit den Menschen vor Ort sprechen. Ich zweifle nicht daran, dass dieser Bericht bei vielen Menschen Anstoss erregen wird, die daran gewöhnt sind, die Welt schwarzweiss zu sehen. Denen werde ich antworten, was John Steinbeck und Robert Capa ihren Kritikern entgegenhielten, als sie 1947, zu Beginn des Kalten Krieges, Stalins Russland besuchten: Ich begnüge mich damit, Zeugnis abzulegen und zu berichten, was ich auf der anderen Seite der Front gesehen und gehört habe. Es ist dann jedem selbst überlassen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Meine ist, dass Russland und die Menschen im Donbass ihren Kampf niemals beenden werden, bevor sie ihn nicht gewonnen haben.

## Freund fürs Leben

Alles begann auf sehr russische Weise mit einer unwahrscheinlichen Verkettung von Zufällen. Vor neun Jahren hatte ich in Duschambe einen tadschikischen Unternehmer aus Moskau getroffen, der seine Tochter verheiratete. Er sprach kein Wort Englisch und hatte, ohne auf mein miserables Russisch Rücksicht zu nehmen, unsere ganze Delegation zur Hochzeit eingeladen. Ich hielt eine kleine Ansprache zu Ehren der Braut und ihrer Eltern. Seitdem ist Umar Ikro-

mowitsch ein Freund fürs Leben, von dem mich weder die Entfernung noch die sprachliche Kluft trennen können. Ein-, zweimal im Jahr, an wichtigen Feiertagen, schickt er mir Telegram-Nachrichten. Im Februar überraschte er mich mit dem Vorschlag, mich ihm anzuschliessen und seine Projekte im Donbass zu besuchen, wo er noch nie zuvor gewesen war. Umar beschäftigt einige hundert Arbeiter in der Region Moskau und einige Dutzend beim Wiederaufbau des Donbass.

Am 3. April um drei Uhr morgens warteten er und Nikita, ein Freund von ihm aus dem Verteidigungsministerium, am Ausgang des Moskauer Flughafens Wnukowo auf mich, um sich mit mir in den Donbass aufzumachen. Nikita



Zeugnis ablegen:  
Reporter Mettan.

hatte das Programm vorbereitet und die erforderlichen Genehmigungen sowie einen erfahrenen Fahrer, Wolodja, besorgt. Zehn Stunden am Stück, mit einer kurzen Kaffeepause an einer neueröffneten Tankstelle, rasten wir die 1060 Kilometer lange Prigogine-Autobahn von Moskau nach Rostow am Don hinunter, genau die Autobahn, die der verstorbene Wagner-Chef Jewgeni Prigoschin im Juli vergangenen Jahres mit seinen Panzern hatte hochfahren wollen.

Nichts ist einfacher als eine russische Autobahn. Sie verläuft immer geradeaus, bis Rostow gibt es keine einzige Kurve. Und da sich diese hier in makellosem Zustand befindet, abgesehen von fünfzig Kilometer Baustelle kurz vor Rostow, verlief die Fahrt schnell und schmerzlos, so dass wir innert weniger Stunden vom letzten Moskauer Schnee in den süßen Frühling am Asowschen Meer gelangten. Unterwegs ein ununterbrochenes Hin und Zurück von Lastwagen, einige Militärkonvois, aber letztlich recht wenige von ihnen.

In Rostow, dem geschäftigen Hafen und der staugeplagten Hauptstadt des russischen Südens, konnten wir kaum unser Gepäck abstellen und drei Schritte gehen, als wir schon zu unserer

ersten Besichtigung aufbrachen: eines riesigen Pumpspeicherwerks für das Wasser des Don an der Mündung des Flusses, rund zwanzig Kilometer von der Stadt entfernt. Die Arbeiter sind noch damit beschäftigt, die Aussenanlagen fertigzustellen. Zwei riesige Rohre, Dutzende von 20 000 Kubikmeter grossen Tanks und acht Pumpstationen mit jeweils elf Turbinen leiten nun Süsswasser von Rostow in das 200 Kilo-

*Es scheint ausgeschlossen, dass Russland jemals wieder zustimmen wird, sich vom Donbass zu trennen.*

meter entfernte Donezk, das aufgrund des ukrainischen Embargos über kein Trinkwasser mehr verfügt. Alles ist automatisiert. Die 3700 Arbeiter begannen und beendeten die Baustellenarbeiten sowie die Errichtung der Hochspannungsleitung, die die Turbinen mit Strom versorgen sollte, innerhalb von sechs Monaten zwischen November 2022 und April 2023.

Erste Schlussfolgerung: Nach solch schnellen und kolossalen Investitionen erscheint mir der russische Wille unerschütterlich, und es scheint ausgeschlossen, dass Russland jemals wieder zustimmen wird, sich vom Donbass zu trennen. Dieses Gebiet ist nunmehr russisch.

Bei Einbruch der Dunkelheit sitzen wir am Tisch einer offensichtlich sehr beliebten Braserie in Rostow mit Blick auf den friedlichen Don. Die Nacht ist ruhig, der Schlaf bleiern. Die darauffolgende, mit vierzig ukrainischen Raketen, die auf den nahegelegenen Luftwaffenstützpunkt Morosowsk abgefeuert werden, wird etwas lebhafter.

Am nächsten Morgen geht es nach Mariupol, 180 Kilometer und drei Fahrstunden entfernt. Nach Taganrog führt die Strasse am Asowschen Meer entlang und ist mit LKW-Konvois verstopft, die vom Donbass kommen und wieder dorthin zurückkehren. Sie wird derzeit verbreitert. Die Militärfahrzeuge tragen ein deutlich sichtbares V oder Z. Vor und hinter der Grenze zur Republik Donezk reihen sich Checkpoints und verschiedene Kontrollen aneinander. An



«Niemals vergessen, niemals vergeben»: Denkmal für russische Soldaten in Sawur-Mohyla, 70 Kilometer von Donezk entfernt, April 2024.

den Seitenstreifen warten lange Kolonnen auf die Durchsuchung. Dank unserer Passierscheine befinden wir uns bald auf ehemals ukrainischem Gebiet. Jewgeni, ein Russe aus Wladiwostok, der sich freiwillig bei der Republik Donezk gemeldet hat, übernimmt die Führung. Er wird uns während unseres gesamten Aufenthalts als Reiseleiter und Dolmetscher dienen.

Kurz vor Mittag erreichen wir die Vororte von Mariupol und betreten das völlig verwüstete Gebiet von Asowstal. Die Fabrik besteht nur noch aus verrosteten Schornsteinen, einem Geflecht aus aufgerissenen Rohren und verbogenem Schrott. Eine apokalyptische Szenerie, die Erinnerungen an Stalingrad, die Traktorenfabrik, Wassili Grossman und die «Russische Reise» von Steinbeck und Capa weckt. Keines der umliegenden Häuser hat überlebt.

Das Stadtzentrum hielt viel besser stand, die Zerstörungsrate kann auf den ersten Blick auf 50 Prozent geschätzt werden. Es wird derzeit umfassend renoviert. Der Wiederaufbau des berühmten Theaters auf dem zentralen Platz – ob es bombardiert oder gesprengt wurde, ist unklar – soll bis zum Jahresende abgeschlossen sein. Mein Freund Umar ist zufrieden: Die Kinder und jungen Mütter haben den Park und den Spielplatz, den seine Firma gerade fertiggestellt hat, bereits in Beschlag genommen. Die Buslinien, die von der Stadt St. Petersburg gestiftet wurden, sind wieder in Betrieb. Die Strassencafés haben wieder geöffnet.

Dann fahren wir wieder in den Westen der Stadt, der eine ganz andere Landschaft bietet. Dort ist alles neu. Die alten Viertel wurden bereits renoviert, und innerhalb von nicht einmal einem Jahr sind neue Viertel, Häuserblocks, eine Schule, eine Kita und ein Krankenhaus aus dem Boden geschossen. Eine Frau, die ihren Hund ausführt, erzählt uns, dass sie erst vor zwei Wochen in ihre brandneue Wohnung eingezogen sei, nachdem sie monatelang in einem Slum ohne fließendes Wasser gelebt habe.

#### Erinnerungen an Stalingrad

Die Baustellen sind Tag und Nacht in Betrieb, überwacht durch die staatliche Military Construction Company des Verteidigungsministeriums in Zusammenarbeit mit den russischen Städten und Provinzen. 10 000 Bewohner wurden bereits umgesiedelt, und die Stadt hat zwei Drittel ihrer Vorkriegsbevölkerung erreicht, nämlich 300 000 Einwohner. Im Laufe des Nachmittags besichtigen wir ein zweites Krankenhaus mit sechzig Betten, das völlig neu und sehr gut ausgestattet ist, abmontiert werden kann und von freiwilligen Ärzten aus den verschiedenen Regionen Russlands geleitet wird.

Die spektakulärsten Bauten betreffen jedoch die Schulen. Eine neue Marineakademie am Meer wird im September ihren ersten Kadettenjahrgang aufnehmen. Klassenzimmer, Internat, Sporthallen, Trainingsräume – vier glänzende

Gebäude aus Glas und Stahl wurden innerhalb von zehn Monaten aus dem Boden gestampft. Vorgesehen für 560 uniformierte Schülerinnen und Schüler im Alter von elf bis siebzehn Jahren, werden sie hauptsächlich Waisenkinder aus den beiden Donbass-Kriegen, dem von 2014 bis 2022 und dem von 2022 bis 2024, aufnehmen, wie man mir sagte. Sechs Tage pro Woche mit acht bis zehn Stunden Unterricht pro Tag; es wird kaum Zeit für Langeweile geben. Nach Ab-

*Neue Viertel, eine Schule, eine Kita und ein Krankenhaus sind aus dem Boden geschossen.*

schluss der Schule können die Schüler entweder ihre Ausbildung bei der Marine vervollständigen oder an einer zivilen Universität studieren.

Die zweite Schule ist klassischer, aber noch spektakulärer. Es handelt sich um ein experimentelles Gymnasium, wie man es in Russland (und meines Wissens auch in der Schweiz) noch nie zuvor gesehen hat. Das bemerkenswerte Design ist sehr durchdacht. Die Klassenzimmer sind mit den neuesten Technologien ausgestattet, mit Computern, Robotern, Cyber- und Nanotechnologie sowie künstlicher Intelligenz. Klassischer sind die Räume für Zeichnen, Nähen, Kochen, Malen, Sprachen, Ballett, Theater, Chemie, Physik, Biologie, Anatomie und Mathematik. Es gibt sogar einen Raum, der mit Ka-

binen ausgestattet ist, in denen man das Fahren und das Fliegen lernen kann.

Die Ende 2022 begonnene und im September 2023 fertiggestellte Schule hat im vergangenen Jahr ihren ersten Jahrgang mit 500 Schülerinnen und Schülern aufgenommen, und zum Beginn des neuen Schuljahres im September erwartet sie weitere 500. Der Lehrplan ist ebenfalls auf dem neusten Stand, ohne jegliches Geplänkel: Der Unterricht dauert zwölf Stunden pro Tag. Er beginnt um 8 Uhr und endet um 20 Uhr, wobei morgens sechs Stunden «harte» Fächer und nachmittags sechs Stunden Freizeit- oder Ergänzungsfächer unterrichtet werden. Die Kantine bietet drei Mahlzeiten pro Tag. Die einzige Schwierigkeit, so versichert die Direktorin, be-

### *Die Klassenzimmer sind mit den neuesten Technologien ausgestattet, Robotern, künstlicher Intelligenz.*

stehe darin, Lehrkräfte zu finden, die bereit sind, nach Mariupol zu ziehen. Aber sie scheint nicht der Typ zu sein, der vor dieser Aufgabe zurückschreckt.

Am späten Nachmittag fahren wir auf die brandneue Autobahn, die Mariupol mit dem 120 Kilometer entfernten Donezk verbindet, und machen einen kurzen Stopp in der Kleinstadt Wolnowacha, deren Kulturpalast im November letzten Jahres einen Himars-Schlag erlitt. Das Dach stürzte ein, und Gerüste verstopften die Überreste der Bühne und des Saals. Glücklicherweise forderte der Beschuss weder Tote noch Verletzte, da die für diesen Tag angesetzte

Aufführung in letzter Minute verlegt worden war. Für die Einheimischen bestand kein Zweifel daran, dass die Ukrainer so viele Zivilisten wie möglich töten wollten. Mein Reiseführer erklärt mir, dass sie die Himars-Raketen immer in Dreiergruppen abfeuern: eine erste Rakete, um das Dach und die Strukturen zu durchschlagen, eine zweite, um die Bewohner zu liquidieren, und 20 bis 25 Minuten später ein dritter Schlag, um so viele Feuerwehrleute, Rettungskräfte, Verwandte, Polizisten, Freunde und Nachbarn wie möglich zu töten, die den Opfern zu Hilfe kommen. Diese Geschichte wird mir wiederholt erzählt.

Donezk ist eine Grossstadt mit einer Million Einwohnern, sehr weitläufig, sehr belebt, mit dichtem Verkehr. Man sieht nur wenige zerstörte Gebäude oder Fassaden. Stattdessen erbebt die Stadt vom Klang der Kanonen. Ich hatte bei meiner Ankunft aufgrund der Müdigkeit und der Aufregung des Tages nicht darauf geachtet. Doch als ich um drei Uhr morgens aufwache, werde ich plötzlich vom Kanonendonner erschlagen. Alle zwei bis drei Minuten geht ein Schuss los, der die Fensterscheiben erzittern lässt und den Himmel in ein orangefarbenes Licht taucht: Es handelt sich um russische Artilleristen, die auf ukrainische Stellungen einige Kilometer vom Stadtzentrum entfernt feuern. Die Ukrainer setzen regelmässig Raketen, Drohnen oder Himars-Raketen ein, was jeweils russisches Gegenfeuer auslöst.

Am nächsten Morgen wird mir beigebracht, wie man die einen von den anderen unterscheidet. Die Himars sind bis zur letzten Explosion lautlos, die französischen Scalp- und die

britischen Storm-Shadow-Raketen verursachen ein Flugzeugsummen ebenso wie die russischen Abwehrraketen, während gewöhnliche Granaten zischend niedergehen. Wie auch immer, ich müsse mir keine Sorgen machen, versichern mir meine neuen Freunde. Sie haben mich im einzigen Hotel der Stadt untergebracht, das noch in amerikanischer Hand ist, und die Ukrainer würden es nie wagen, auf ein amerikanisches Ziel zu schießen. Nichtsdestotrotz fordert der ukrainische Beschuss weiterhin Verletzte und durchschnittlich einen Toten pro Woche – allesamt Zivilisten, denn es gibt keine Soldaten, militärischen Fahrzeuge oder Einrichtungen in der Stadt. In den vier Tagen vor Ort sollte ich keiner einzigen Uniform begegnen.

Wir beginnen den Tag mit einem Besuch der «Allee der Engel» inmitten eines schönen Stadtparks. Auf diesen Namen taufte man das Mahnmal, das zum Gedenken an die Kinder errichtet wurde, die seit 2014 durch ukrainische Bombenangriffe getötet wurden. 160 Namen wurden bereits auf den Marmor geschrieben. Inzwischen umfasst die Liste schon über 200 Namen. Unter dem schmiedeeisernen Torbogen türmen sich Dutzende von Blumensträussen, Spielsachen und Kinderfotos. Es ist erschütternd.

### **«Sie wollen uns zerstören»**

Auf dem Rückweg besuchen wir die Kollegen vom Fernseh- und Radiosender Oplot am Rande des zentralen Platzes. Ihr Gebäude wird regelmässig von Himars beschossen. Die letzten getroffenen Studios konnten noch nicht repariert werden, aber sie werden ohne grössere Umstände wieder instand gesetzt. Die fünf Fernseh- und Radiokanäle senden ihr Programm ohne Unterbrechung. Die Leitung und das Team bestehen zu 90 Prozent aus Frauen, die wenigen Männer sind mit der Berichterstattung von der zehn Kilometer entfernten Front beauftragt. Ein kleiner Kindergarten – eine grosse Kinderkrippe würde die Aufmerksamkeit der ukrainischen Himars auf sich ziehen – betreut die Kinder der Angestellten. Dies ist in der ganzen Stadt so, da die öffentlichen Kindergärten geschlossen werden mussten, um den Luftschlägen zu entgehen. Anfangs, im Jahr 2014, sei es wegen der Anschlaggefahr schwierig gewesen, Journalistinnen und Journalisten anzuwerben, aber das sei heute nicht mehr der Fall, versichert die Chefredaktorin Nina Anatolewa. Die russische Intervention im Jahr 2022 habe die Sicherheit stark erhöht. Aber man habe Einschaltquoten eingebüsst. Ihre Kanäle, die im russischsprachigen Teil der Ukraine weit verbreitet waren, seien abgeschaltet worden und nur noch im Internet oder über das lokale Netz zu sehen.

Am Nachmittag machen wir uns auf den Weg zum Dorf Jassynuwata, das in der Nähe von Awdijiwka und damit in unmittelbarer Nähe der Front liegt. Das Dorf, das dem ukrainischen Granatbeschuss stark ausgesetzt ist, beherbergt



**Vollkommen unaufgeregt:** wiederaufgebauter Spielplatz in Mariupol, April 2024.

eine Schule, die in ein Aufnahmezentrum für Flüchtlinge aus den nahegelegenen Dörfern umfunktioniert wurde. Sobald wir Donezk verlassen, wird die Nähe zur Front spürbar. Die Strasse ist von Granatbeschuss zerfurcht und mit Trümmern von eingestürzten Brücken übersät. Links von uns fliegen zwei Ka-52-Alligator-Hubschrauber und ein Mi-8-Hubschrauber im Tiefflug von der Front zurück. Zu unserer Rechten bilden Schützengräben und drei Reihen von

*«Die ukrainischen Soldaten haben uns überhaupt nicht geholfen», sagt die 85-jährige Nina Timofeewna.*

Drachenzähnen, die an die Form unserer Schweizer Toblerone erinnern, eine der russischen Verteidigungslinien. Militärfahrzeuge fahren regelmässig an ihr entlang.

Unser Fahrzeug ist vollkommen anonym. Kein Konvoi, keine Presseabzeichen, keine kugelsicheren Westen oder Helme könnten die Aufmerksamkeit ukrainischer Überwachungsdrohnen auf sich ziehen. Die GPS-Geräte unserer Handys sind längst deaktiviert. Es geht darum, so gewöhnlich wie möglich zu wirken. Die Strasse wird immer holpriger, und es gibt so gut wie

keinen Verkehr. Der Fahrer, der Reiseleiter und Umar sind vollkommen unaufgeregt.

Die Schuldirektorin, eine frühere Mathematiklehrerin begrüsst uns. Das Ende der Kämpfe um Awdijiwka und die Nachbardörfer Ende Februar hat die überlebenden Bewohner aus den Kellern geholt. Sie sind hier in den Klassenzimmern untergebracht, bis sie wieder in ihre Häuser zurückkehren können oder eine neue Unterkunft finden. Von den 160 Personen, die untergebracht wurden, konnten bereits einige wieder heimkehren nach Awdijiwka.

Heute ist Nina Timofeewna, 85 Jahre alt und voller Schwung, an der Reihe, in ihre Wohnung zurückzukehren. Sie hatte zwei Jahre lang in ihrem Keller gelebt und auf der Strasse Feuer gemacht. Sie versichert: «Die ukrainischen Soldaten haben uns überhaupt nicht geholfen.» Währenddessen habe die russische Armee ihr Dach und die Fenster ihres Hauses repariert, sodass sie wieder in dieses einziehen kann. Sie wird begleitet von zwei Soldaten der Militärpolizei, die ihr Gepäck tragen. «Das ist kein Krieg, sondern ein Massaker an Zivilisten. Sie wollen uns zerstören.»

In den Fluren packen Freiwillige der orthodoxen Kirche Kartons mit Kleidung, Wasserflaschen und Lebensmitteln aus. In den anderen

Räumen: ein Paar mit einer schönen blauäugigen Katze, alte Menschen, eine Familie mit einem vierjährigen Jungen. Deren Wohnung wurde von einer Rakete weggeblasen, als sie versuchten, im Freien etwas zu essen zu finden. Der Vater war Arbeiter und die Mutter Buchhalterin in Awdijiwkas Kokerei. Sie entgingen dem Tod wie durch ein Wunder und können es noch immer nicht fassen, überlebt zu haben ...

### Mit Nazisymbolen tätowiert

Auf dem Rückweg nach Donezk kommen wir auf das Leben während des Krieges zu sprechen, und Jewgeni erzählt mir, dass in Mariupol das Neonazi-Bataillon Aow bereits 2014 ein geheimes Gefängnis in einem Flughafengebäude eröffnet hatte, das «Bibliothek» genannt wurde, weil die Opfer dort als «Bücher» bezeichnet wurden, ganz nach dem Vorbild der Nazis, die ihre Opfer als «Stück» bezeichneten. Laut Zeugenaussagen wurden dort Dutzende Menschen gefoltert und getötet während der acht Jahre, in denen die mit Nazisymbolen tätowierten Nationalisten des Bataillons in Mariupol das Sagen hatten und die örtliche Polizei wegschaute. Derzeit laufen Ermittlungen, um die Opfer zu identifizieren, und die Besichtigung der Räumlichkeiten wurde sistiert. Die russische Presse berichtete darüber,

# ZENSUR

**Der Zürcher  
Regierungsrat  
verbietet seinen  
Angestellten  
kritische Berichte!  
Warum wohl?**

Lassen Sie sich freie Berichterstattung nicht verbieten. Lesen Sie «Die Tribüne»: [www.die-tribuene.ch](http://www.die-tribuene.ch)

Die News-Plattform «Die Tribüne» ist eine unabhängige Informationsseite des alt Kantonsrates Hans-Peter Amrein, die sich kritisch mit den Vorgängen in der Zürcher Politik auseinandersetzt.

**Nun hat der Zürcher Regierungsrat die Webseite für seine Mitarbeiter gesperrt!**

Anscheinend will der Zürcher Regierungsrat nicht, dass seine Angestellten kritische Artikel zur Arbeit des Regierungsrates lesen. Das ist Zensur wie in Nordkorea!

Home News Hier brannts Klatsch, Gesellschaft, Satire Parlamentsvorstoss Stichworte Meldebbox Kontakt

## Die Tribüne

Willkommen auf der Tribüne – der unabhängigen Plattform für eine kritische Beobachtung der Politik im Kanton Zürich

**LEUnet Internet Proxy Service**  
Die folgende Seite kann nicht angezeigt werden: <https://www.die-tribuene.ch:443>  
(Pfad: /schwerter-zu-pflugscharen-anerkannte-religionsgemeinschaften-laden-zum-gebet-anlaesslich-der-eroeffnung-des-neuen-amtsjahres-von-kantons-und-regierungsrat-ein/), Kategorie Suspicious)  
Zugriff verweigert (policy\_denied, Fehlerzelle: 0)  
Sperrgrund: Die gewünschte Adresse befindet sich auf der systemweiten Sicherheits-Sperreliste (Black-List)  
Wenn Sie hierzu Unterstützung benötigen, wenden Sie sich bitte an Ihren Helpdesk.

aber die westlichen Medien schwiegen – aus Angst, das Narrativ von den guten Ukrainern und den bösen Russen zu beschädigen.

Zweite Feststellung: Der Donbass feiert Anfang April den 10. Jahrestag seines Aufstands gegen das Kiewer Regime, das gegen ihn den Terrorkrieg ausgerufen hatte. Tausende Menschen, Kinder, Zivilisten und Kämpfer wurden getötet. Donezk erhielt den Beinamen «Stadt der Helden». Nach so vielen Opfern werden die drei Millionen Einwohner der Oblast bis zum Ende kämpfen, um ihre Republik zu verteidigen, egal, zu welchem Preis, und egal, was man im Westen über sie denken mag.

Die Schlacht zwischen Russland und dem Westen, zwischen den Ukrainern in Kiew und den ehemaligen Ukrainern, die zu Russen geworden sind, ist jedoch nicht nur eine militärische, sondern auch eine erinnerungspolitische.

Im Westen möchte man den 80. Jahrestag der Landung der Alliierten am 6. Juni ohne die Russen begehen und leugnen, dass der Sieg über Nazideutschland in erster Linie ein sowjetischer Sieg war und dass die Operation Overlord ohne die von der Roten Armee im Osten durchgeführte Operation Bagration, mit der die deutschen Panzerdivisionen ebendort eingeschlossen wurden, nicht hätte erfolgreich sein können.

### Erben schicken Henker

Insbesondere in Osteuropa, den baltischen Staaten und der Ukraine werden mit aller Gewalt historische Statuen und Denkmäler für die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs abgerissen, um Stelen für die Opfer der Sowjets und der Nationalisten zu errichten, die an der Seite der Nazis kämpften und Juden massakrierten, wie Stepan Bandera, Jaroslaw Stezko oder Roman Schuchewytsch. Man tut so, als würde man vergessen, dass das Todeslager Treblinka von etwa zwanzig deutschen SS-Männern geleitet wurde und die Vernichtung von etwa hundert ukrainischen und litauischen Aufsehern durchgeführt wurde.

Die Feier des Holodomor, wie die Ukrainer die von Stalin 1932 gegen die Bauernschaft ausgelöste Hungersnot nennen, ist ein typisches Beispiel dafür. Sie schreibt dieses Hungermassaker allein den Russen zu und macht die Ukrainer zu ihren einzigen Opfern, obwohl es auch Südrussland und Kasachstan betraf und von einem Georgier, Stalin, inszeniert und von einem Polen, Kossior, der die Ukraine zu dieser Zeit regierte, ausgeführt wurde.

Täglich werden in Osteuropa Denkmäler abgerissen und andere an ihrer Stelle errichtet, heimlich, still und leise, während die westlichen Medien darüber schweigen. Diese Umschreibung der Geschichte ist den Menschen im Donbass nicht entgangen. Getreu ihrem Motto «Niemals vergessen, niemals vergeben» reagieren sie mit einer Verdoppelung des Gedenkens



*Aus dem Boden gestampft:* neues Viertel im westlichen Mariupol, April 2024.

und der Errichtung von Denkmälern für ihre gefallene Helden.

Das zweifellos beunruhigendste Denkmal ist dasjenige des Minenschachtes 4/4 BIS in Donezk. Ich hatte noch nie davon gehört, und ich nehme an, Sie auch nicht. Es wird geschätzt, dass dort von Ende 1941 bis 1943 75 000 bis 102 000 Menschen ermordet wurden, doppelt bis dreimal so viele wie in Babyn Jar. Die gesamte Jüdische Gemeinde von Donezk (damals «Stalino» genannt) wurde in diese Grube geworfen, nebst

### *Ein Besuch des Ortes genügt, um zu verstehen, warum sich die Bewohner des Donbass im April 2014 erhoben.*

Zehntausenden von Zivilisten. Diese Gedenkstätte, die von der Regierung in Kiew nach 1991 ignoriert wurde, weil sie das offizielle Narrativ störte und nur die russischsprachigen Menschen im Osten des Landes betraf, wird seit letztem Jahr wiederbelebt. Ein Besuch des Ortes genügt, um zu verstehen, warum sich die Bewohner des Donbass im April 2014 erhoben, als das aus dem Maidan hervorgegangene Regime deren Sprache verbieten wollte und die Erben ihrer Henker schickte, um sie zu unterdrücken.

Man kann Denkmäler zerstören, nicht aber die Erinnerung.

Siebzehnhundert Kilometer von Donezk entfernt, in der Provinz Horliwka, ist das monumentale Kenotaph von Sawur-Mohyla ein weiteres Zeugnis der Schlachten des letzten Jahrhunderts. Er wurde auf dem höchsten Hügel des Donbass an jener Stelle errichtet, wo im Juli und August 1943

schwere Gefechte stattfanden, zeitgleich mit der berühmten Panzerschlacht von Kursk, die die Wehrmacht zerschlagen sollte. Im Jahr 1963 wurde hier eine Treppentaler mit einer riesigen Turmspitze errichtet.

Siebzehnhundert Jahre später, im August 2014, war der Hügel Gegenstand eines erbitterten Stellungskampfes zwischen Separatisten und Kiewer Soldaten, bevor er endgültig von den Donezker Republikanern unter deren Anführer Alexander Sachartschenko zurückerobert wurde. Die Kämpfe hatten das Denkmal verwüstet. Nach 2022 liess Putin es wieder aufbauen, um an die beiden Kriege zu erinnern, den Grossen Vaterländischen Krieg von 1941 bis 1945 und den Krieg um den Donbass von 2014 bis 2022. Auf beiden Seiten der Allee stehen grosse geschnitzte Stelen, die die Helden feiern, die zwischen 1941 und 2022 für die Freiheit des Donbass gestorben sind.

Am intensivsten ist dieser Erinnerungsschock aber wohl in Luhansk. Dort werde ich von Anna Soroka empfangen, einer Historikerin und seit 2014 Kämpferin in den Regimentern der Republik. Das erste Denkmal erinnert an die 67 Kinder, die von den ukrainischen Milizionären der Neonazi-Bataillone Kraken und Ajdar getötet wurden, die 2014 versuchten, die Stadt einzunehmen, und sie bis 2022 bombardierten. Es wurde inmitten eines Parks errichtet, der als Kindergarten dient. Mehrere Kinder wurden dort durch ein gezieltes Bombardement der Ukrainer getötet, die umliegenden Gebäude blieben unberührt.

Das zweite Denkmal befindet sich in einem Waldstück ausserhalb von Luhansk. Wie der Minenschacht Nr. 4 in Donezk erinnert dieses

an den Ort, an dem während der Nazibesatzung die Jüdische Gemeinde von Luhansk (zirka 3000 Personen, überwiegend Frauen und Kinder) und 8000 Erwachsene unterschiedlicher Glaubensrichtungen ermordet wurden. «Es ist unverständlich, warum Kiew heute die Nachkommen derer ehrt, die während des Zweiten Weltkriegs so viele von uns getötet haben», sagt Anna Soroka. Seit 1991 den Dornbüschen überlassen, wurde die Stätte erst kürzlich restauriert.

#### «Opfer der ukrainischen Aggression»

Ein Stück weiter, auf der anderen Seite der Strasse, haben die Behörden der Republik eine grosse Gedenkstätte zu Ehren der Kämpfer und Zivilisten errichtet, die im Krieg von 2014 bis 2022 getötet wurden. Fast 400 Gräber sind auf beiden Seiten des Weges aufgereiht, der von der von Rodin inspirierten Statue in der Nähe des Eingangs über den zentralen Pfeil bis hin zur brennenden Kapelle führt. Wir halten in der Nähe des Grabes von Iwan Selikhow an. Anna kannte die meisten der hier Begrabenen persönlich.

Am 5. Mai 2014 wurde Iwan aus seinem Haus geholt und von Milizen mit einem Kopfschuss exemplarisch hingerichtet, weil sein Sohn sich bei den Republikanern engagiert hatte. Seine Nachbarn mussten ihn zunächst in dessen Gar-

ten beerdigen. Die Stätte befindet sich am Ort der Schlacht und erinnert an die 397 «Opfer der ukrainischen Aggression» in jenem Sommer: Arbeiter, Grabenbauer, Lehrer, Schulkinder, Ärzte,

#### *Am 5. Mai 2014 wurde Iwan aus seinem Haus geholt und von Milizen mit einem Kopfschuss hingerichtet.*

Krankenschwestern und Patienten, die von der Bombardierung ihrer Schule und ihres Krankenhauses (169 Tote) getroffen wurden.

Auf dem Weg zurück in die Stadt kommen wir an dem grossen Denkmal für die sowjetischen Soldaten vorbei, die die Stadt 1943 befreit haben, und an einem mit Blumen geschmückten ukrainischen Panzer, der auf einem Betonsockel am Rande der Autobahn steht: Die Bewohner des Viertels haben ihn dort hingestellt, um daran zu erinnern, dass dieser Panzer vor zehn Jahren ihre Häuser bombardierte. Unterhalb der Strasse befindet sich ein Feld, das immer noch mit Minen übersät ist.

Das letzte Denkmal auf diesem Stadtrundgang ist wahrscheinlich das symbolträchtigste für das tragische Schicksal des Donbass in den letzten hundert Jahren. Es handelt sich um die

Gedenkstätte Hostra Mohyla, die auf einem kleinen Hügel im Südosten der Stadt liegt. Mehrere Denkmäler unterschiedlicher Machart erinnern an die verschiedenen Gemeinschaften, die im Laufe der Jahrzehnte von der Landkarte getilgt wurden. Das grösste Denkmal auf dem Gipfel des Komplexes gibt jedoch einen Einblick in die Psychologie der Bewohner der Region. Es besteht aus vier riesigen Soldatenstatuen, bewaffnete Helden der vier Kriege, die das kollektive Bewusstsein des Donbass prägen: ein Kämpfer aus dem Bürgerkrieg, ein sowjetischer Soldat aus dem Grossen Vaterländischen Krieg, ein Aktivist des Anti-Kiew-Widerstands von 2014 bis 2018 und schliesslich ein Kämpfer aus dem seit 2022 bis zum heutigen Tag andauernden Krieg.

Der langen Rede Sinn: Es ist offenkundig, dass Russland und seine neuen Bürger in den ostukrainischen Provinzen ihren Kampf gegen Kiew und den Westen niemals beenden werden, ohne ihn gewonnen zu haben.

Guy Mettan ist Journalist und Grossrat des Kantons Genf (früher CVP, heute SVP). Er war Chefredaktor der *Tribune de Genève* und ist Autor des Buchs «Russie-Occident. Une guerre de mille ans».



**Guter Rat? Silbervorrat!  
Eröffnen Sie jetzt Ihr S-Deposito.  
Und zahlen Sie später unkompliziert ein.**

#### Wir leben in turbulenten Zeiten. Schon vorgesorgt?

Bereiten Sie sich vor, indem Sie ins wichtigste Geldmetall der Geschichte investieren: in Silber. Eröffnen Sie bequem ein S-Deposito mit einer Minimaleinlage. Diese können Sie einfach erhöhen, wenn es brennt. Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich. Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber sicher in einem Schweizer Zollfreilager auf. Und zu 100% versichert.

[silber-deposito.ch](https://silber-deposito.ch) [contact@bb-wertmetall.ch](mailto:contact@bb-wertmetall.ch) [0041 62 892 48 48](tel:0041628924848)

**S-Deposito<sup>+</sup> – stabile Werte für stürmische Zeiten.**

# In Schaffhausen machen Beamte Geschäfte

Eine Verwaltungsabteilung der Stadt schnappt lokalen Unternehmen Aufträge weg. Schlüsselfigur ist SP-Stadtpräsident Peter Neukomm.

Philipp Gut

Schaffhausen tickt anders. Zwar kommt es auch anderswo vor, dass staatliche oder staatsnahe Betriebe unter dem Zaun hindurch grasen und jenseits ihrer Leistungsaufträge in privatwirtschaftliche Märkte drängen. Doch die Stadt Schaffhausen ist noch einen Schritt weiter: Der Energieversorger SH Power, zu Deutsch: die Städtischen Werke, ist eine Verwaltungsabteilung der Stadt, kein Rechtskörper, nicht einmal eine öffentlich-rechtliche Anstalt – und tritt dennoch wie eine Firma auf wie die Müller AG oder die Meier AG.

## Wohlwollen und Abhängigkeiten

Der Grundversorger, der die Grenzen der Grundversorgung längst überschritten hat, verfügt über ein Marketingbudget von mehreren 100 000 Franken und unterhält in der Altstadt an bester Lage ein «Kundenzentrum». Zum Angebot des «Energie- und Infrastrukturunternehmens» gehören unter anderem «massgeschneiderte Gebäudetechniklösungen für Ihr Zuhause – von der Photovoltaikanlage über Elektromobilität bis hin zur Heizung».

Speziell mutet auch die Chefetage an: Als strategisches Führungsgremium amtiert eine sogenannte Verwaltungskommission, in der auch Parteienvertreter Einsitz nehmen. Das mag erklären, weshalb die Politiker gewisse Beisshemmungen gegenüber der SH Power haben, wenn es um Schranken für deren Geschäftstätigkeit geht (wir kommen darauf zurück). Präsident der Verwaltungskommission ist Peter Neukomm (SP), der zugleich als Stadtpräsident amtiert. Ebenfalls Mitglied der Verwaltungskommission ist Hermann Schlatter (SVP), Stadtparteipräsident

und Fraktionspräsident im Grossen Stadtrat. Neu kommt mit Lukas Ottiger ein Grünliberaler hinzu.

Auch über die Politik hinaus hat die SH Power ein feinmaschiges, patronal anmutendes Netz geworfen, das ihr Wohlwollen und Abhängigkeiten sichert: So finanziert sie eine ganze Reihe von Körperschaften und Veranstaltungen aus «Sport, Bildung, Umwelt und Kultur rund um Schaffhausen». Berechtig, Unterstützungsgelder abzuholen, sind «eingetragene Vereine, Gesellschaften, Institutionen, Stiftungen und sonstige Organisationen aus unserem Versorgungsgebiet», also praktisch alle, die etwas wollen – und von denen die SH Power etwas will, getreu ihrem Slogan: «Sponsoring – zusammen erreichen wir mehr».

Besonders zu reden gibt ein Ringen zwischen den Stadtwerken und privaten Anbietern im Bereich der Wärmeverbände. Die Stadt sichere sich die «Filetstücke», berichteten die *Schaffhauser Nachrichten*. Vertreter privater Verbände kritisierten, dass die Stadt «auf Vorrat Hoheitsgebiete für SH Power reserviert», während sie aussen vor bleiben müssten. Der Tenor der Kritik: Die Stadt behindere private Initiativen, statt sie zu fördern. So verweigere sie teilweise Konzessionen an Private – und die SH Power profitiere davon.

Mit einem «Staatsmonopol» würden hier «eigene Geschäftsinteressen durchgesetzt», sagt der Schaffhauser FDP-Parlamentarier Severin Brüngger gegenüber der *Weltwoche*. Dieser offenkundige Interessenskonflikt wird nicht gerade entschärft durch die Tatsache, dass der Stadt- und der Stadtwerkepräsident in Personalunion verkörpert werden.

Brüngger will dem nun Einhalt gebieten. Er ist einer der Köpfe der FDP-Volksinitiative «Für ein starkes Schaffhauser Gewerbe». Die zentrale Forderung lautet: «Die Städtischen Werke sind ausschliesslich für die Grundversorgung gemäss den vom Grossen Stadtrat erlassenen Versorgungsaufträgen zuständig.

*Der Interessenskonflikt wird durch Neukomm's Doppelrolle nicht gerade entschärft.*

Geschäftsbereiche, die im freien Markt stattfinden, dürfen von den Städtischen Werken nicht bewirtschaftet werden.» Was über die Grundversorgung hinausgehe, sei keine Staatsaufgabe.

Die SH Power reagierte pikiert auf die Ankündigung der Volksinitiative und versandte eine Medienmitteilung, in der sie vor dem Volksbegehren warnte – noch bevor die Unterschriftensammlung begonnen hatte. Wer die Initiative unterzeichne, müsse mit «gravierenden negativen Folgen» rechnen. Durch die «erzwungene Aufgabe» ihrer Geschäfte würde auch die Grundversorgung «massiv geschwächt».

Falls es eines Beispiels bedurft hätte, um die fragwürdige Stellung der Städtischen Werke im lokalen Marktumfeld zu illustrieren: Es gäbe kein besseres als diese Einmischung von oben in einen direktdemokratischen Prozess. Das hat inzwischen offenbar, was diese Intervention betrifft, auch Stadtpräsident Neukomm eingesehen: Diese «politische Stellungnahme» sei «ein Fehler, für den ich bereits vor einigen Monaten die Verantwortung übernommen und mich entschuldigt habe», sagt er auf Anfrage der *Weltwoche*. Allerdings ist dieser Fehler im System angelegt: Zur Frage der Personalunion sagt Neukomm, sie sei «von Gesetzes wegen gegeben». Die sich daraus ergebenden Interessenskonflikte und die Geschäftsoffensive der Stadt gegen die lokalen KMU mit ungleich langen Spiessen sind insofern politisch gewollt. Die Volksinitiative könnte das ändern.



«Filetstücke»: Stadtpräsident Peter Neukomm (SP).



# Deutsche Lähmung

Wie die Koalition der Neinsager sich gegenseitig blockiert.



In der späten Regierungsphase des Bundeskanzlers Gerhard Schröder hatten 2004 die Reformen am Arbeitsmarkt die Republik gehörig durcheinandergewirbelt. Die Bezugsdauer von Arbeitslosenunterstützung wurde damals verkürzt, und der Arbeitslose landete recht unvermittelt in der Sozialhilfe, die in «Grundsicherung» umbenannt wurde. Das legte den Grund für die nachfolgende Gesundung des deutschen Arbeitsmarkts und den anhaltenden Absturz der SPD in der

*Der Sozialstaat frisst Finanzmittel auf, die man für Infrastruktur, Bundeswehr und Ukraine braucht.*

Wählergunst. Der grosse Nutzniesser war Angela Merkel, sechzehn Jahre lang stand sie bei sinkenden Arbeitslosenzahlen an der Spitze von unionsgeführten Bundesregierungen.

Als 2021 die SPD endlich wieder den Bundeskanzler stellte, war ihr wichtigstes Anliegen die Rückabwicklung von Gerhard Schröders Arbeitsmarktreformen, und das gelang sehr eindrucksvoll: Die Grundsicherung wurde in «Bürgergeld» umbenannt und zweimal nacheinander um 12 Prozent erhöht. Sanktionen gegen Arbeitsunwillige wurden abgebaut, und die Leistungen für Kinder und Familien im Bürgergeld wurden ebenfalls erhöht.

Trotz einer deutlichen Erhöhung des gesetzlichen Mindestlohns mehren sich seitdem die Klagen nicht nur von Reinigungsunternehmen, dass Mitarbeiter den Bezug des Bürgergeldes einem geregelten Arbeitsverhältnis vor-

ziehen. Auch ukrainische Flüchtlinge haben in Deutschland Anspruch auf Bürgergeld – mit der Folge, dass nirgendwo in europäischen Aufnahmeländern die Beschäftigungsquote der Ukrainer so niedrig ist wie in Deutschland. Ebenso haben die Hunderttausenden Asylbewerber, die jedes Jahr den Weg nach Deutschland finden, nach einer Übergangszeit Anspruch auf den Bezug von Bürgergeld, während ihre Integration in den Arbeitsmarkt nur sehr zögerlich verläuft.

Das alles ficht die SPD nicht an, im Gegenteil: Eine unbezahlbare Grundsicherung für Kinder, die die Arbeitsbereitschaft der Eltern noch weiter absenken würde, soll noch draufgesetzt werden. Auch die demografischen Probleme der Rentenversicherung sollen zu Lasten des Bundeshaushalts und der Beitragszahler gelöst werden, während die Rente mit 63 unangetastet bleibt. So gleiten die gesetzliche Renten- und Krankenversicherung allmählich in die Unfinanzierbarkeit. Nebenbei kündigt Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach noch an, dass die gesetzliche Pflegeversicherung zwölf Milliarden Euro jährlich braucht, wenn sie finanzierbar bleiben soll.

Die Grünen sind zwar sozialpolitisch nicht so engagiert wie die SPD, aber sie machen diesbezüglich alles mit, was Sozialdemokraten sich so ausdenken, solange nur die Kernkraftwerke abgeschaltet bleiben und die SPD bei der Energie- und Klimawende, so wie die Grünen sie sich vorstellen, keine Hindernisse aufbaut. Die SPD schont den grünen Wirtschaftsminister Robert Habeck, wo sie nur kann.

Die Grünen setzen sich, anders als die SPD, für eine aufgestockte militärische Unterstützung der Ukraine ein. Das kostet ebenso Geld wie die stärkere militärische Ertüchtigung der Bundeswehr. Dieses Geld ist aber nicht vorhanden, denn alle potenziellen Spielräume des Bundeshaushalts sind durch Sozialprojekte belegt beziehungsweise durch absehbare Finanzlücken in der sozialen Sicherung bedroht. Die künftige Finanzierung der Bundeswehr hängt ebenso wie die gesamte Haushaltsentwicklung ab 2025 in der Luft.

Es ist nicht erkennbar, dass der Bundesfinanzminister und FDP-Bundesvorsitzende Christian Lindner zur künftigen Haushaltsentwicklung ein Konzept hat. Er besteht allerdings darauf, dass die verfassungsrechtlich vorgegebene Schuldenbremse künftig eingehalten wird. Sie könnte sowieso nur mit parlamentarischer Zweidrittelmehrheit, also mit den Stimmen der CDU/CSU, geändert werden.

Das ist nicht absehbar, und so frisst sich die deutsche Bundespolitik in Bewegungslosigkeit fest: Während die deutsche Abgabenbelastung im europäischen Vergleich ein Rekordniveau erreicht hat und Millionen Menschen, die arbeiten könnten, dies wegen falscher Anreize nicht tun, frisst der hypertrophe Sozialstaat die Finanzmittel auf, die man zur Unterstützung der Ukraine, zur Ertüchtigung der Bundeswehr und zur Modernisierung der maroden Infrastruktur anderswo viel dringender braucht. SPD, Grüne und FDP spielen politisch Mikado, anstatt sich um die Zukunft zu kümmern.



«Eine existenzielle Angelegenheit»: Groucho Marx und Esther Muir in «A Day at the Races», 1937.

## Treffen sich zwei KZ-Häftlinge...

Was macht einen guten Witz aus? Der israelische Humorforscher Arie Sover weiss es. Ein heiteres Gespräch in ernsten Zeiten.

*Pierre Heumann*

**Weltwoche:** Professor Sover, bitte erzählen Sie uns den besten jüdischen Witz, den Sie kennen.

**Arie Sover:** Ich muss zwei Dinge vorausschicken, damit die Pointe verständlich ist. Erstens neigen jüdische Eltern und Grosseltern dazu, für ihren Nachwuchs schon im zarten Alter sehr ehrgeizige Berufsziele festzulegen. Und zweitens sind Juden dafür bekannt, dass sie mehr als jede andere Nation auf eigene Kosten lachen.

**Weltwoche:** Und jetzt bitte den Witz.

**Sover:** Eine jüdische Grossmutter trifft im Central Park beim Spaziergang mit ihren Enkeln eine Bekannte. «Wie alt sind die beiden Süssen?», erkundigt sie sich. Meint die Grossmutter: «Der Anwalt ist zwei Jahre alt, und der Arzt ist vier.»

**Weltwoche:** Weshalb haben Sie mir zum Verständnis der Pointe den kulturellen Hintergrund des Witzes erklärt?

**Sover:** Humor basiert auf der Kultur und auf Codes der Gemeinschaft, auf der Geschichte, auf gemeinsamen Erlebnissen. Um einen jüdischen Witz zu verstehen, muss man mit Begriffen wie Holocaust, Verfolgungen und dem Überleben von Juden als Minderheit vertraut sein.

**Weltwoche:** Selbstironie ist eines der Hauptmerkmale jüdischen Humors. Woher kommt das?

**Sover:** Wer über sich selber lacht, sendet dem Gegner die Botschaft, dass man stark ist, dass einen nichts zu Fall bringen kann.

**Weltwoche:** Haben Sie ein Beispiel dafür?  
**Sover:** Der jüdische Würdenträger Moshe Montefiore war zu einer Dinnerparty in Lon-

don mit Ministern, Herzögen und der Elite der Stadt eingeladen. Ein antisemitischer Herzog, der neben Montefiore sass, sagte zu ihm: «Hören Sie, Montefiore, ich bin gerade aus Japan zurückgekehrt. So ein schönes Land.

*«Wer über sich selber lacht, sendet dem Gegner die Botschaft, dass man stark ist.»*

Ich habe dort kein Schwein und keinen Juden gesehen.» Montefiore erwiderte: «Wissen Sie was? Wir sollten sofort hinfahren. Dann gibt es von jedem eins.»

**Weltwoche:** Ihre Interpretation?

**Sover:** Wer auf Beleidigungen wütend reagiert oder weint, gibt zu, dass er verletzt wor-

den ist. Wer aber lacht, zeigt nicht nur, dass ihm nichts passiert ist, sondern auch, dass er die Situation gemeistert hat.

**Weltwoche:** Sie erwähnten den Holocaust. Gibt es selbst über diese dunkelste Epoche der jüdischen Geschichte Witze?

**Sover:** Selbstverständlich. Zum Beispiel den: Im Konzentrationslager Auschwitz bespuckt ein jüdischer Häftling einen Nazi-Offizier und rennt weg. Will ein Offizier, der das gesehen

*«Für mich sollte es keine Tabus geben. Humor hat mit Meinungsfreiheit zu tun und muss gehütet werden.»*

hat, wissen: «Weshalb hast du nicht reagiert?» Antwort des Bespuckten: «Das ist okay, ich habe seine Nummer», also die Nummer, die jedem Häftling auf dem Arm eintätowiert wurde.

**Weltwoche:** Wollen Sie damit sagen, dass sich Juden in Auschwitz gegenseitig Witze erzählt haben? Oder sind sie erst später aufgetaucht?

**Sover:** Während des Holocausts gab es sehr viel Humor, so unglaublich das auch klingen mag. Aber es macht durchaus Sinn: Der österreichische Psychiater Viktor Frankl, ein Holocaust-Überlebender, beschreibt in seinem Buch «Der Mensch auf der Suche nach Sinn», wie er seine jüdischen Freunde in Auschwitz bat, jeden Tag eine lustige Geschichte über die Zukunft zu erzählen, in der sie frei sein und Kunden in ihrer Klinik empfangen würden. Humor kann die Fähigkeit vermitteln, sich über jede Situation hinwegzusetzen.



**Kultur und Codes:**  
Professor Sover.

**Weltwoche:** Wie erklären Sie diese Medizin?

**Sover:** Humor ist eine existenzielle Angelegenheit. Er ist keineswegs nur zur Unterhaltung oder zum Vergnügen gedacht, sondern letztlich Teil unseres Abwehrmechanismus. Wenn man einen Witz über sich selbst erzählt, nimmt man sich aus der Situation heraus. Es ist wie ein Blick von aussen, als ob man in einem Film wäre. Das erleichtert die Last, den psychologischen Druck. Humor hilft uns deshalb, schwierige Situationen zu bewältigen. Das gilt bei allen möglichen Problemen, angefangen bei einer Autopanne bis hin zum Zahnarztbesuch. Humor hilft, die Wahrnehmung des Problems zu überwinden und es zu relativieren.

**Weltwoche:** Gibt es dazu auch Beispiele aus Konzentrationslagern?

**Sover:** Ein sehr makabres sogar. In Auschwitz zirkulierte der Witz von zwei Juden, die sich als Tagesration ein Stück Brot teilen müssen. «Iss nicht zu viel», sagt einer zum anderen, «denn ich muss dich nachher zum Gasofen tragen.»

**Weltwoche:** Gibt es Grenzen für Witze, ab denen sie als geschmacklos gelten?

**Sover:** Für mich sollte es keine Tabus geben. Humor hat mit Meinungsfreiheit zu tun und muss daher mit aller Sorgfalt gehütet werden, sonst verkommen wir zu einer Diktatur der Worte. Es gibt aber andere, die sagen, bitte keine Witze über den Tod oder über Gott, über Krüppel oder über Blondinen, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Aber es gibt einen Grundsatz, der befolgt werden muss: Man soll nicht lachen, um jemanden zu verletzen.

**Weltwoche:** Kann Humor die Realität verändern?

**Sover:** Jeder, der glaubt, dass ein Witzverbot zu bestimmten Themen etwas an der Realität ändert, täuscht sich gewaltig. Denn ein Witz reflektiert ja nur die Realität, auf der er aufbaut, wenn auch überspitzt. Die Scherzkultur beleuchtet eine Realität, die schwer zu ertragen ist. Deshalb wäre es besser, sie zu thematisieren, warum nicht auch mit Humor?

**Weltwoche:** Was unterscheidet den jüdischen Humor von anderen?

**Sover:** Die Grundlage des jüdischen Humors ist das Ergebnis der jüdischen Geschichte. Die Juden sind ein verfolgtes Volk, das immer mit dem Überleben beschäftigt war. Gleichzeitig haben sie immer darauf geachtet, gebildet zu sein und zu lernen, denn das war ein begehrtes Gut in den Gastländern, sei es im christlichen Europa oder in den islamischen Ländern, deren Bürger mehrheitlich Analphabeten waren, manchmal auch ihre Herrscher, die gebildete Menschen brauchten, um die Bedürfnisse der Fürstentümer, Herzogtümer oder des Staates zu befriedigen.

**Weltwoche:** Was hat Sie bewogen, sich der Humorforschung zu widmen?

**Sover:** Ich komme aus einem glücklichen Elternhaus, in dem viel gelacht wurde, obwohl mein Vater, der in Rumänien aufgewachsen ist, ein Holocaust-Überlebender war. Wir wussten nicht einmal, dass er im KZ gewesen war. Keiner sprach darüber. Er sagte nur: «In Rumänien ist nichts passiert», und erzählte uns lustige Geschichten. Auf den berühmten Bahnhofsrampen, wo die Selektion stattfand – eine Einteilung nach rechts bedeutete Vernichtung und nach links Zwangsarbeit –, liess er instinktiv seine Hose herunter, zeigte dem Oberst eine Vorwölbung an seinem Bauch und sagte: «Entschuldigen Sie, aber mein Inneres ist draussen.» Der Oberst wurde wütend und forderte ihn auf, ihm aus den Augen zu gehen. Und so entging er dem Tod.

**Weltwoche:** Ihr Vater verschwieg, dass es sich dabei um eine «Auswahl» gehandelt hatte, die über Leben und Tod entschied?

**Sover:** Genau. Aus unserer Sicht war es bloss eine Geschichte, wie er jemanden getäuscht hatte. Wir wussten nicht, warum er uns immer wieder diese Geschichte erzählte. Ich habe das alles erst nach seinem Tod herausgefunden.

**Weltwoche:** Gibt es denn auch Witze über den 7. Oktober, also über den brutalen Angriff der Hamas auf Israel?

**Sover:** Ich habe bisher keine gesehen. Wir sind immer noch im Schockmodus mit all den Toten, Vergewaltigten und Entführten.

**Weltwoche:** Gibt es Witze über Politiker wie Premier Benjamin Netanjahu?

**Sover:** Politische Witze sind aus der Mode gekommen. Seit das Internet und die sozialen Netzwerke zur wichtigsten sozialen Interaktion geworden sind, haben Memes und Karikaturen die Witze ersetzt. Aber in Comedy-Shows am Fernsehen wird die Regierung auf den Arm genommen. So wurde in der israelischen Satiresendung «Eretz Nehederet» ...

**Weltwoche:** ... «Ein wunderbares Land» ...

**Sover:** ... ein Sketch ausgestrahlt, in dem Mitglieder der Regierung von Ministerpräsident Benjamin Netanjahu den Wohltätigkeitssong «We Are the World» aus dem Jahr 1985 mit einem neuen Text sangen, der sich über das sinkende internationale Ansehen der Hardliner-Koalition seit dem Ausbruch des Krieges zwischen Israel und der Hamas im

*«Jeder, der glaubt, dass ein Witzverbot etwas an der Realität ändert, täuscht sich gewaltig.»*

Gazastreifen lustig machte. Die wöchentlichen Satiresendungen sind Kult und sind an die Stelle der Witze getreten.

**Weltwoche:** Wodurch ist ein schlechter Witz charakterisiert?

**Sover:** Humor ist in erster Linie ein persönliches Phänomen. Jeder hat seinen eigenen Geschmack in Bezug auf Humor, so wie jeder das Essen hat, das er gerne isst.

**Weltwoche:** Können Sie uns zum Ende noch einen Ihrer Lieblingswitze erzählen?

**Sover:** Eine Mutter betritt ein Restaurant und findet ihren Sohn in Gesellschaft von vier Frauen. Er sagt zu seiner Mutter: «Mutter, eine von ihnen ist meine zukünftige Frau. Rate mal, wer es ist.» Die Mutter sieht sich die vier Frauen an und zeigt auf eine von ihnen. Der Sohn ist überrascht und verwirrt. Er fragt: «Wie hast du das erraten?» Worauf die Mutter antwortet: «Sie hat mir vom ersten Augenblick an nicht gefallen.»

Arie Sover ist emeritierter Professor für Kommunikation und Humor an Israels Open University sowie Gründer des *Israeli Journal of Humor Research*.

# Liebe Nele!

Der deutsche Verfassungsschutz ist einzigartig: Er bespitzelt selbst unbescholtene Bürger. Gleichzeitig wirbt er junge Menschen als Agenten an. Ein Abwerbeversuch.

Milosz Matuschek

**W**erde Verfassungsschützer\*in. Die «Sichtagitation», wie man Propaganda-Eigenwerbung im DDR-Jargon nannte, welche der deutsche Inlandsgeheimdienst seit geraumer Zeit aufführt, ist augenfällig. An Plakatwänden und in Inseraten wirbt der deutsche Verfassungsschutz vor allem um junge Leute als Agenten. Auf einem Plakat schaut ein junges Mädchen vor futuristischer Glitzerkulisser schüchtern in die Kamera: Nele, 19. Ist es so dringend? Steht Deutschland kurz vor einem Kollaps von innen? Nun ja, vielleicht schon, aber etwas anders als der Rollator-Umsturzversuch, den angebliche Reichsbürger rund um einen deutschen Prinzen angeblich planten und vor dem uns der Verfassungsschutz bewahrt hat, nachdem er half, einen «Reichstagssturm» zu inszenieren. Aber dazu gleich.

## Wofür dich Kinder hassen könnten

Liebe Nele, willst du wirklich Verfassungsschützerin werden? Überlege es dir gut. Trollprofile auf Twitter anzulegen, um gegen Kritiker der Regierung Stimmung zu machen: Es gibt doch lukrativere Arten, im Internet reich zu werden, besonders als gutaussehende, junge Frau. Aber zurück zum Thema. Eigentlich soll der Verfassungsschutz, wie der Name schon sagt, den Bestand der freiheitlich-demokratischen Grund-

## Liebe Nele, willst du wirklich Verfassungsschützerin werden? Überlege es dir gut.

ordnung gegen Gefahren von innen schützen: extremistische, gewaltsame Umsturzversuche, Kalifatsfantasien, Terrorismus. Dazu hat er Informationen zu sammeln und an die Polizei zu übergeben. Die Trennung von Geheimdienst und Polizeibefugnis erklärt sich aus der Distanzierung von der Gestapo während der Herrschaft der Nationalsozialisten. Noch bist du im



Helle Seite der Macht?

Team «Gut», und deine Eltern wären stolz auf dich. Gleich (vielleicht) nicht mehr.

Wofür dich allerdings deine Kinder mal hassen könnten: Der deutsche Verfassungsschutz ist weltweit einzigartig. Er kann auch gegen gänzlich unbescholtene Bürger spionieren und operativ vorgehen. Gegen Menschen also, die nie etwas Strafbares getan haben. Die vielleicht eine Bürgerinitiative gegen Atomkraft gegründet haben oder einen Verein zur Aufarbeitung des Corona-Unrechts. Gegen Anwälte, gegen kritische Ärzte und gegen Journalisten. Die Trennung von Geheimdienst und Polizei in allen Ehren, aber: Für den Publizisten und Arzt Paul Brandenburg (gegen den auch geheimdienstlich ermittelt wurde) war das relativ unerheblich, als morgens um halb sechs ein Polizeikommando seine Berliner Wohnung stürmte, ihn nackt aus dem Bett

holte und seine Familie erschreckte. Ihr macht die Vorarbeit, den Rest die Kollegen von der Polizei. Für den Bürger seid ihr ein «Team Staatsmacht». Paul Brandenburg wohnt jetzt in der Schweiz. Nele, du würdest beim Ausschaffungsamt für kritische Publizisten arbeiten. Willst du das?

Du würdest bei einer politisch gesteuerten Ausmisttruppe mit übertriebenem Hygieneeifer arbeiten. Die oberste Verfassungsschützerin, deine Chefin, schrieb schon für Antifa-Hefte. Dein aktueller Behördenleiter, Thomas Haldenwang, lobt die extremistische Klimabewegung, also deine Altersgenossen, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt dadurch gefährden, dass sie leistungsbereite Menschen morgens nicht zur Arbeit fahren lassen. Bürgerinitiativen im Keim ersticken? Politische Bewegungen zersetzen, die der Reputation der Regierung schaden, aber nicht unbedingt der Demokratie? Gegen kritische Kanäle vorgehen, Widerstandsgruppen unterwandern, die Realität ein Stück weit gefährlicher aussehen lassen, als sie ist, also Bühnenbildnerin für die Kabinettstückchen der Regierung spielen? So ein bisschen Feuerpolizei, die

mit einem Branddeckchen noch auf jedes Diskursflämmchen losgeht, auf dass am Ende jeder Stammtisch verdächtig ist. Willst du das? Und vergessen wir nicht: Es ging schon so oft gründlich schief. Erinnerst du dich noch an das Desaster des NPD-Verbots? Die NPD war mit so vielen V-Leuten deiner Behörde besetzt, dass das Bundesverfassungsgericht die Verbotsklage abwies. Es liess sich nicht unterscheiden zwischen der Gefährlichkeit einer Partei und einer durch V-Leute (mit) verursachten Gefährlichkeit. Ihr wart einfach zu gut. Immerhin, da seid ihr deutsch: Gründlichkeit könnt ihr. Und für NPD-Leute glaubwürdig Nazis spielen.

All das und noch viel mehr, liebe Nele, kannst du auch in einem Buch nachlesen, geschrieben vom Juristen und Journalisten Ronen Steinke («Verfassungsschutz: Wie der Geheimdienst

Politik macht»), er schreibt für die *Süddeutsche Zeitung*, das wiederum könnte deinen Eltern gefallen, der ist also von der guten Seite und lässt trotzdem kein gutes Haar an deiner Behörde. Ihr wuchert wie ein Krebsgeschwür: In zwanzig Jahren habt ihr eure Belegschaft verdoppelt, euer Budget verdreifacht. Euer Budget beträgt eine halbe Milliarde Euro pro Jahr und wird laufend mehr. Ihr seid jetzt so teuer wie der Auslandsgeheimdienst BND. Wollt ihr uns wirklich weismachen, dass von innen so viel Gefahr droht wie von aussen? Oder ist einfach nur nächstes Jahr Wahl, und die Regierung muss ein paar politische Gegner loswerden? Ihr etikettiert noch jeden als gesichert rechtsextrem, davon bin ich überzeugt. Wohin ihr sonst wuchert, kann niemand genau wissen, aber dass ihr euren Arbeitsauftrag eher weit auslegt, ist längst bekannt. Wie weit seid ihr im Journalismus schon gekommen? Auch das ein Fall, der dich abschrecken müsste, Nele. In den USA hatte der Geheimdienst CIA in den siebziger Jahren den Journalismus unterwandert, 3000 Agenten bearbeiteten die Presse, zahlreiche Chefs von Sendeanstalten oder Chefredaktoren waren quasi Inoffizielle Mitarbeiter. Schliesslich war man wieder mal im Krieg, da durfte man es mit der gelebten Meinungsfreiheit nicht so genau nehmen.

### Philanthropen und Kriegstreiber

Nein, liebe Nele, du willst eigentlich gar nicht zur Gestapo. Doch du willst etwas für die Demokratie tun, richtig? Dann werde investigative Journalistin. Grabe in den trüben Gewässern, welche die Fundamente des Gemeinwesens tatsächlich umspülen, sie untergraben und morsch machen. Stelle Transparenz für die Gefahren der Demokratie her, wechsele zum Nachrichtendienst des Volkes! Anstatt bei der Exekutive angestellt zu sein, gehst du zur vierten Gewalt, die eine gesellschaftliche ist und wo du dich jedem Thema widmen kannst, von welchem du glaubst, dass es für andere relevant ist. Und wenn du dann mal einen Blick auf die Regierung wirfst, auf Verstrickungen mit WEF, Cum-Ex, Maskendeals und Impfkampagnen, auf das Hofieren von Philanthropen und Kriegstreibern bei gleichzeitiger ideologischer Günstlingswirtschaft, dann fällt dir vielleicht auf, dass genau den Job machst, den du eigentlich wolltest. Denn dann siehst du, wer tatsächlich die Verfassung mit Füßen tritt und die Demokratie aushöhlt, wo es nur geht. Und wer den demokratischen Streit untergräbt, der das Lebens- element der Demokratie ist.

Die dunkle oder die helle Seite der Macht, Nele? Es ist deine Wahl.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von [www.freischwebende-intelligenz.org](http://www.freischwebende-intelligenz.org). Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (Books on Demand, 2023), mit der er sich derzeit auf Lesereise befindet ([tinyurl.com/Lesung-Matuschek](https://tinyurl.com/Lesung-Matuschek)).

# Rar wie ein weisses Einhorn im Schwarzwald

Weisse sollen Busse leisten für die Taten ihrer Vorfahren. Das Beispiel Brasilien zeigt, wie absurd das werden kann.

Alex Baur

Wer hätte das gedacht – 250 Jahre nach der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung erleben voraufklärerische Konzepte wie Sippenhaft, Erbschuld und Rasse eine ungeahnte Renaissance. Eine rasant wachsende Bewegung fordert die Weissen auf, eine Schuld gegenüber den Schwarzen an-

*Wie soll man die Nachfahren der Versklavten von jenen unterscheiden, die diese wie Tiere gejagt hatten?*

zuerkennen und Busse zu leisten für das Unrecht, das die Urahnen der einen den Urahnen der anderen angetan haben. Kürzlich erklärte sich sogar der portugiesische Staatspräsident Marcelo Rebelo de Sousa bereit, den Afrikanern für die Sklaverei in Brasilien Schmerzensgeld und Schadenersatz zu zahlen.

Klingt auf den ersten Blick verständlich – doch der Teufel steckt, wie üblich, im Detail. Brasilien war bekanntlich nie eine Kolonie im technischen Sinn, sondern (nach dem Wiener Kongress 1815 auch offiziell gleichberechtigter) Teil des portugiesischen Königreiches, das seinen Hauptsitz zeitweilig sogar nach Rio de Janeiro verlegt hatte. Brasilien focht nie einen Unabhängigkeitskrieg aus. Nachdem Prinzregent João sich 1818 geweigert hatte, von der sonnigen Copacabana nach Lissabon zurückzukehren, emanzipierte sich die riesenhafte Tochter peu à peu vom kleinen Portugal. Die Sklaverei schaffte Brasilien trotzdem erst 1888 ab, als letztes westliches Land, notabene.

Brasilien gehörte damit klar auf die Täterseite. Doch auch die Nachfahren der Sklaven sind längst Brasilianer. Und es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn ausgerechnet sie zahlen müssten an die Nachfahren jener Afrikaner, die bei der Sklaverei eifrig kollaborierten und mitverdienten. Zumindest die dunkelhäutigen Brasilianer müssten von der Strafe ausgenommen werden, was insofern schwierig ist, als die Rassen in Südamerika sich unter der Tropensonne längst bis zur Unkenntlichkeit vermischt haben. Ein Latino mit makellosem

Pedigree ist so rar wie ein weisses Einhorn im Schwarzwald. Dasselbe gilt natürlich auch für portugiesische Mischlinge.

Anders als noch im letzten Jahrhundert, als man die Rassenzugehörigkeit mit Schädelvermessung (Deutschland) oder «Bleistifttest» (Südafrika) zu objektivieren versuchte, verfügt man heute zwar über genetische Untersuchungen, die aufgrund gewisser Marker eine halbwegs plausible Zuordnung ermöglichen. Allerdings können die Mischverhältnisse selbst unter leiblichen Geschwistern markant variieren. Aber immerhin: Der Sohn einer dunkelhäutigen Magd, Frucht einer standeswidrigen Affäre mit dem weissen Patron, hätte definitiv bessere Karten als seine bleichen Halbgeschwister.

### Schluss mit Sippenhaft

Noch schwieriger würde es auf der afrikanischen Seite. Wie soll man die Nachfahren der Versklavten von jenen unterscheiden, welche diese wie Tiere gejagt und ins Ausland verschachert hatten? Selbst wenn man sie nach Stämmen in Opfer und Täter aufteilen könnte, wäre es denk-



Vorwärts hinter die Aufklärung: Portugals Präsident de Sousa.

bar, dass es unter den Bösen auch gute Menschen gab und bei den Guten böse. Praktischer wäre es, Sippenhaft, Erbschuld und Rassen dort zu belassen, wo sie hingehören – auf den Müllhaufen der Geschichte –, und sich auf die Errungenschaften der Aufklärung zu besinnen.

# Als wär's ein Stück von James Bond

Das sächsische Schloss Colditz ist in Grossbritannien bekannter als in Deutschland. Im Zweiten Weltkrieg diente es als – freilich undichtes – Kriegsgefangenenlager der Nazis. Jetzt ist die abenteuerliche Geschichte der prächtigen Anlage neu zu entdecken.

Peter Littger

Das goldene Zeitalter der 25 000 deutschen Burgen und Schlösser (so die offizielle Zahl der staatlichen Tourismuszentrale) ist lange vorbei – selbst wenn man sich in Berlin erst kürzlich die Mühe gemacht hat, das kaiserliche Stadtschloss als «Humboldt-Forum» zu rekonstruieren: mit einem Körper aus Stahlbeton und einem hübschen neuen Kleid aus Ziegelsteinen und Stuck. Das im Krieg zerstörte Original war 1950 gesprengt und der Schutt in den Wäldern verteilt worden.

Dieses doppelte Schicksal – zuerst die Zerstörung und dann die Postmoderne – ist dem sächsischen Schloss Colditz erspart geblieben. Wahrhaft majestätisch liegt es wie einst auf einem Vulkanfels oberhalb des Flusses Mulde. Dabei gab es im April 1945 einen kurzen kritischen und beinahe ruinösen Moment, als sich das 273. Infanterieregiment der US-Armee aus dem Westen näherte und das Städtchen Colditz, fünfzig Kilometer südöstlich von Leipzig, belagerte. Die knapp tausend Jahre alte Festung zählte zu den wenigen im Reich, die eine echte militärische Bedeutung hatten. Seit der Ankunft des ersten Kontingents von mehr als hundert Polen 1939 war es ein Hochsicherheitsgefängnis: das «Sonderlager für alliierte Offiziere», kurz Oflag IV-C. Seine hohen Mauern galten bis zu Adolf Hitler hinauf als unüberwindbar, und seine Lage mitten in Deutschland liess die nächste Grenze unerreichbar erscheinen. Das machte vor allem die Schweiz zu einem massiven Sehnsuchtsort. Insgesamt 2500 Inhaftierte aus mehr als zehn Nationen haben von ihr geträumt.

## Katz-und-Maus-Spiel gegen die Deutschen

Die heranrückenden Amerikaner ahnten nicht, dass die Insassen am 14. April 1945 mit der Wachmannschaft der Wehrmacht die Rollen getauscht und sprichwörtlich die Schlüssel für das Schloss erhalten hatten. Auch erkannten sie nicht die Bettlaken mit der Aufschrift «POW» – Prisoners of War –, die aus den Fenstern hingen. Stattdessen stiessen sie auf den Widerstand der Waffen-SS, die kurz zuvor in einem nahegelegenen anderen Lager 300 jüdische Zwangsarbeiter ermordet hatte und die womöglich

auch das Schloss stürmen und als letzte Trutzburg nutzen würde. *Besiege and destroy* – notfalls unter Beschuss nehmen und zerstören – lautete der Befehl für das US-Kommando, der aber nicht ausgeführt werden musste. Am Morgen des 16. April konnte man sich am Schlosstor rasch auf Englisch verständigen. Schloss Colditz wurde damit unzerstört an die Geschichte übergeben – wenn man von rund zwanzig angefangenen Fluchttunneln absehen möchte, die es durchlöchert haben.

Während das reale Gebäude in der DDR schon bald – und bis 1996 – als Krankenhaus genutzt wurde, dauerte es auch nicht lange, bis seine mediale Rekonstruktion zu einem wichtigen

## Aus einer Abteilung Q kamen allerlei verrückte Gadgets nach Colditz – versteckt in Paketen.

Schauplatz und bisweilen zu einem Mittelpunkt der englischsprachigen Nachkriegsunterhaltung wurde, vor allem in Grossbritannien. Hilfreich dafür war das 1952 erschienene Buch «The Colditz Story» des britischen Hauptmanns Pat Reid. Er war früh in deutsche Hände geraten und hatte bereits eine missglückte Flucht aus dem süddeutschen Kriegsgefangenenlager Laufen hinter sich, als er am 10. November 1940 mit fünf Kameraden nach Colditz gebracht wurde. Seine Erinnerungen an die Haft, die er bereits im Oktober 1942 mit seinem Ausbruch und der Flucht in die Schweiz beendete, wurden zu einer populären Heldensage im Krieg gegen Nazi-Deutschland. Sie handelten davon, wie Reid und die anderen *chaps* mit wenig Werkzeug, viel Verstand und noch mehr Mut ein Katz-und-Maus-Spiel gegen die Deutschen führten, die dümmer und moralisch unterlegen waren.

Auch König Charles hat den Erzählstrang öffentlich aufgegriffen, als er sein schottisches Internat Gordonstoun einmal als «Colditz in kilts» bezeichnete: ein Ort, der einen für das Leben prägt, aber den man verlassen möchte. Es war der Ausdruck für eine in seinem Königreich verbreitete Vorstellung von einer leidens-



Wahrhaft majestätisch: Schloss Colditz.

fähigen und selbstironischen Elite, die ausreichend geistreich und willensstark ist, dass am Ende immer das Gute gewinnt.

Dabei heiligt der Zweck die Mittel, vor allem wenn sie vom britischen Geheimdienst kommen, der dafür eigens einen eigenen Arm, die Military Intelligence Section 9 (MI9), gründete. Aus einer Abteilung Q kamen allerlei verrückte Gadgets nach Colditz – versteckt in Paketen teils erfundener Hilfsorganisationen: Kompass in Nüssen. Reichsmark in Monopoly-Spielen. Landkarten in Langspielplatten. Stoffe, Farben und Schnittmuster für deutsche Uniformen. Bauteile für einen Radioempfänger und sogar ein detaillierter Plan des Schlosses aus dem 17. Jahrhundert – mit Zauberschrift auf ein Stofftaschentuch gedruckt. Zigarrentuben

aus Metall der Marke Upmann – sogenannte *arse creepers* – dienten dazu, Gegenstände zu verstecken.

### Lucas Cranach als Art-Direktor

Aus heutiger Sicht wirkt vieles wie ein Prequel für die Geschichten von James Bond. Mit oder ohne 007 – es entstand eine regelrechte Colditz-Industrie mit Filmen und Fernsehserien, die fast jeder in der britischen Nachkriegsgeneration kannte. Hinzu kamen mehr als dreissig Bücher oder auch das Brettspiel «Escape from Colditz». Sie alle schufen einen Mythos und ein Narrativ, das den früheren Feinden in Deutschland völlig fremd geblieben ist. Schloss Colditz mag heute

the Castle», ist in die Muttersprache seines deutschen Bertelsmann-Verlags übersetzt worden.

Im Bewusstsein der traditionellen britischen Hoheit über die Geschichtsschreibung von Colditz wagt die sächsische Schlösserverwaltung am Ort des Geschehens zum ersten Mal eine eigene Darstellung – in einem neuen Museum mit mehrheitlich leeren, unrenovierten Räumen. Sie geben, für sich genommen, wenig preis von der Kriegszeit, aber umso mehr von 500 Jahren Vor- und 50 Jahren Nachkriegsgeschichte: Freigelegte, reich bemalte Holzdecken und Reste von goldverzierten Ledertapeten zeugen davon, dass das Schloss im 16. Jahrhundert als Residenz der sächsischen Kurfürsten diente. Der Maler

Die wichtigste Anschauung im neuen Museum bekommt man auf sogenannten digitalen «Histopads», interaktiven mobilen Geräten, die vom französischen Unternehmen History bespielt worden sind. Dadurch wird die Ausstellung nicht nur multimedial, sondern auch deutlich vielschichtiger und letztendlich interessanter als alle bisherigen Darstellungen von Colditz unter britischer Regie. In dreizehn Räumen des Schlosses können Gäste zahlreiche animierte Szenen und Details aus mehreren Jahrhunderten abspielen – und zur Freude und Genugtuung etwa von polnischen oder niederländischen Colditz-Forschern wird der britische Beitrag zur Geschichte eingebunden und nicht mehr als Krönung aufgesetzt. Für diejenigen, die weiterhin den sportlichen Wettbewerb am wichtigsten finden, wird auch nicht länger übersehen, dass die Goldmedaille den Franzosen zusteht, die schliesslich zwölf Mal erfolgreich türmten, gefolgt von elf Briten, sieben Niederländern, einem Polen und einem Belgier.

Man solle und wolle nach 79 Jahren nicht mehr die «einfachen Revolvergeschichten» in den Vordergrund stellen, obwohl er sie selbst gerne seinen Söhnen erzähle, betonte Sachsens Ministerpräsident Michael Kretschmer während einer Feierstunde am 16. April, dem Jahrestag der Befreiung. Es sei wichtiger, Colditz als «einen Ort der Versöhnung und der europäischen Zusammenarbeit» darzustellen. «Wir feiern mit Freunden, die hier früher Gefangene waren – und das ist eine Errungenschaft», sagte der CDU-Politiker im Beisein der britischen Botschafterin Jill Gallard und einer Reihe weiterer Gäste aus den Niederlanden, Frankreich und Polen.

### Regeln des Kriegs

Der ebenfalls anwesende britische Historiker Neil MacGregor, der zum ersten Mal in Colditz war und bis 2018 als Direktor des Berliner Humboldt-Forums seine Erfahrungen gemacht hat, äusserte Bewunderung für die Entscheidung, die Schlossräume leer und unrenoviert zu lassen, statt ihnen den Stempel einer Epoche aufzudrücken. Das gebe den Besuchern die Möglichkeit, das Schloss unvoreingenommen zu erleben, so MacGregor – der es sich dann nicht nehmen liess, in gewohnt britischer Manier zu erklären, was das für die sechs Kriegsjahre bedeutet: Im Vergleich mit anderen, schrecklichen Orten sei Colditz zivilisiert gewesen, weil die Wehrmacht die Regeln des Kriegs – die Genfer Konventionen – stets eingehalten habe. Jüdische Gefangene seien deshalb auch sicherer gewesen als irgendwo sonst in jener Zeit. «Niemand wurde in Colditz entmenschlicht», fasste MacGregor in deutscher Sprache zusammen.

Deutschland hat damit so etwas wie sein erstes gutes Nazi-Gefängnis. Wenn das keine Errungenschaft ist.



dem einen oder der anderen in Deutschland durch seine schöne Jugendherberge oder die sächsische Landesmusikanstalt ein Begriff sein – beide Einrichtungen sind seit knapp zwanzig Jahren im ersten Innenhof des Schlosses untergebracht, wo sich im Krieg das Wachkommando der Wehrmacht befand. Doch was sich zur selben Zeit im zweiten, dem älteren und kleineren Innenhof abspielte, wo die Kriegsgefangenen untergebracht waren, weiss beinahe niemand. Deshalb ist es auch nicht vorstellbar, dass Colditz in einer deutschen Grossstadt ein eigenes Schaufenster in einem Buchgeschäft bekäme, wie etwa im Herbst 2022 im Herzen von London, unweit des Piccadilly Circus, bei Waterstones. Nicht einmal der dort ausgestellte Bestseller des Autors Ben Macintyre, «Colditz – Prisoners of

Lucas Cranach der Ältere, der damals so etwas wie ein Art-Direktor der Anlage war, hat die Epoche in seinem Gemälde «Das Goldene Zeitalter» festgehalten. Gleichzeitig erinnern triste Tape-

### Die «Revolvergeschichten» seien Vergangenheit, sagt Sachsens Ministerpräsident Kretschmer.

ten oder karge Waschzellen an das Krankenhaus und andere unrühmliche Nutzungen als Irrenanstalt oder – zwischen 1933 und 1939 – als Internierungs- und Konzentrationslager zunächst für politische Gegner und dann für rund achtzig Menschen, die als «nicht lebenswert» betrachtet wurden und zu Tode kamen.

# Alles auf Zucker

Die Schweizer Nichtregierungsorganisation Public Eye beschuldigt Nestlé, Kinder in Entwicklungsländern mit überzuckerten Produkten süchtig zu machen. Die Vorwürfe sind haltlos.

Thomas Baumann

Vor fünfzig Jahren ereignete sich der «legendäre Milchpulverskandal», wie die Nichtregierungsorganisation Public Eye ihn genüsslich nennt. Unter dem Motto «Nestlé tötet Babys» startete die «Arbeitsgruppe Dritte Welt Bern» im Jahr 1974 eine Kampagne gegen den Nahrungsmittelkonzern.

Dies war die wohl bekannteste Aktion überhaupt in der Geschichte der Entwicklungshilfeorganisationen hierzulande. Mit entsprechender Wehmut gedenkt man in diesen Kreisen der gloriosen Vergangenheit – und wünscht sie sich zurück.

So auch die Nichtregierungsorganisation Public Eye: «Nestlé macht Babys und Kleinkinder in einkommensärmeren Ländern zuckersüchtig», titelte sie unlängst zu einer neuen Studie. «Zwei der meistverkauften Babynahrungsmittelmarken von Nestlé enthalten in Ländern mit niedrigem bis mittlerem Einkommen – anders als in der Schweiz – hohe Mengen an zugesetztem Zucker», schreibt sie weiter.

Diese Aussage ist gleich doppelt falsch: Einerseits existiert eine der beiden Marken in der Schweiz überhaupt nicht. Was nicht existiert, kann auch nicht zuckerfrei sein. Andererseits geht es im Fall dieser Marke – «Nido» respektive «Dancow» – in vielen Fällen nicht um zugesetzten Zucker, geschweige denn in «hohen Mengen».

## Alles oder nichts, Schwarz und Weiss

Doch was ist dran an der Behauptung, dass Kinder im globalen Süden durch Zuckerzusatz in Babynahrungsmitteln von Nestlé frühzeitig an Zucker gewöhnt werden – hierzulande aber nicht?

Der erste Gang führt zum bekanntesten und ältesten Discounter der Schweiz. Weder in der ersten noch in der zweiten besuchten Filiale sind Babynahrungsmittel oder Babymilchpulver erhältlich. Mit einer Ausnahme: In der Ecke, wo für die Migrationsbevölkerung

Nahrungsmittel aus ihren jeweiligen Heimatländern feilgeboten werden, findet man einen Kinderbrei namens «Cerelac» – der zweiten von Public Eye ins Visier genommenen Marke –, hergestellt in Portugal, Beschriftung in portugiesischer Sprache. Auf der Liste der Zutaten: *sacarose*, also Haushaltszucker.

Weiter zu einem der beiden bekanntesten Grossverteiler hierzulande: Neben der Babymilch «Beba Optipro» von Nestlé (ohne Zuckerzusatz) findet man Milchgriess von Cerelac, prominent gekennzeichnet mit «40 % weniger Zucker». So viel zu den angeblich zuckerfreien Babynahrungsmitteln von Nestlé in der Schweiz. Daneben drei weitere Breiprodukte von Nestlé – diesmal alle ohne Zucker.

Zwar relativiert Public Eye nach dem «knackigen» Titel gleich selber: «Während in der Schweiz die wichtigsten von Nestlé vertriebenen Getreidebreie und Folgemilchprodukte für Babys und Kleinkinder frei von Zuckerzusatz sind, enthalten die meisten entsprechenden Produkte, die Nestlé in Ländern mit niedrigeren Einkommen verkauft, zugesetzten Zucker, oft in hohen Mengen.» Aus alles oder nichts, Schwarz und Weiss, wird ein unklares «die wichtigsten», «die meisten».

In einem Punkt bleibt Public Eye jedoch bestimmt: «Obwohl einige Cerealien für Kinder über einem Jahr zugesetzten Zucker enthalten, sind alle für Babys ab sechs Monaten [in Deutschland, Frankreich und Grossbritannien] frei davon.» In der Schweiz jedoch ist der Milchgriess von Cerelac mit «40 Prozent weniger Zucker» explizit gekennzeichnet für Kinder ab sechs Monaten.

Rund zehntausend Kilometer südöstlich, in Indonesien. Kaum angefragt, antwortet die Kontaktperson spontan: «Wir kaufen normalerweise keine Nestlé-Produkte, da zu süß.» Dies zeigt nicht so sehr, dass die Produkte zu süß sind, sondern vor allem,

dass es auch in Indonesien Konsumentensouveränität gibt und die Menschen dort nicht einfach alles kaufen, was ihnen vorgesetzt oder gerade besonders intensiv beworben wird.

Zu Indonesien schreibt Public Eye: «Mit einem Umsatz von über 400 Millionen US-Dollar im Jahr 2022 ist Indonesien der weltweit grösste Markt für Nido, vor Ort als Dancow bekannt. Beide Produkte für Kinder ab einem Jahr, die Nestlé in diesem Land verkauft, enthalten Zuckerzusatz.»

## Genau wie in der Schweiz

Studiert man die Zutatenliste, stellt man fest: Dancow für Kinder ab einem Jahr enthält 3 Prozent, die Variante für Kinder über drei Jahren 4 Prozent Honig. Aber keinen Zucker. Dennoch empört sich Public Eye: «Der Konzern hat keine Hemmungen, die Produkte als «ohne

*Die NGO vergleicht hier Äpfel mit Birnen – und führt die Öffentlichkeit damit in die Irre.*

Saccharose» zu kennzeichnen, obwohl sie Zuckerzusatz in Form von Honig enthalten.» Auch das ist falsch: Honig enthält Glukose und Fruktose, aber keine Saccharose.

Tatsächlich gibt es in Indonesien bei der Babymilch nicht bloss die Produktlinie Dancow, sondern auch die etwas höherwertigeren und rund einen Drittel teureren Linien Lactogen beziehungsweise Lactogrow. Diese sind auch ohne zugesetzten Honig erhältlich, entsprechend besteht der Zucker dort vollumfänglich aus Milchzucker, genauso wie in der Schweiz.

Die NGO vergleicht hier Äpfel mit Birnen – und führt die Öffentlichkeit damit in die Irre –, wenn sie eine in der Schweiz gar nicht erhältliche Marke mit einem höherwertigeren Produkt in der Schweiz vergleicht – obwohl auch im Ausland ein höherwertigeres Produkt ohne Zuckerzusatz erhältlich ist.

Von Public Eye erfolgte innerhalb der gesetzlichen Frist keine Stellungnahme.



Doppelt falsch.



# Wokeismus des Transatlantiks

Wer dachte, Deutschland sei das Epizentrum des Schwachsinn, der irrt. Es sind die USA.



Es sind verstörende Bilder von amerikanischen Universitäten, die gerade die sozialen Medien fluten. Immer wieder eskalieren Pro-Palästina-Proteste, Hass auf jüdische Kommilitonen ist mittlerweile Alltag. Ein aktuelles Video der University of California (UCLA) zeigt nun Hunderte Studenten, die sich auf einer Wiese vor dem Campus versammeln, um das islamische Gebet zu verrichten.

Das Kuriose: Es sind nicht allein gebürtige Muslime, die hier ihr Gebet verrichten, sondern vor allem auch viele linke Studenten, die offenbar aus Solidarität mit den Palästinensern und in einer Mischung aus Protestfolklore und Wohlstandsverwehrlosung kurzerhand zum Islam konvertiert sind. Da sitzen sie nun, die blauhaarigen, nonbinären Queeraktivisten, die Geschlecht eben noch für ein Konstrukt hielten, und neigen ihren Kopf geschlechtergetrennt gen Mekka. Mehr Komik geht kaum. Mehr Kopfschütteln aber auch nicht.

Wer dachte, Deutschland sei das Epizentrum des geballten Schwachsinn, der irrt. Es sind die USA. Mit dem Vorteil, dass zwischen ihnen und dem Nahen Osten ein Ozean liegt, während wir weiterhin nichts dagegen tun, dass jeden Tag Menschen zu uns migrieren, deren Sicht auf Israel, Juden, Demokratie und Frauenrechte – sagen wir es euphemistisch – mitunter ein wenig problematisch ist.

Desillusionierend sind die Bilder aus den USA auch deshalb, weil man dachte, dass dort noch so etwas wie ein natürliches Immunsystem gegen unfreiheitliche Ideologien wie den Wokeismus, aber auch den Islam existiert. Dass der amerikanische Patriotismus im Zweifel Schlimmeres

verhindert. Dass wir Deutschen uns aufgrund des Nationalsozialismus hassen und unsere Kultur verleugnen, ist nichts Neues. Dass ein wachsender Teil der jungen Amerikaner sich selbst hasst, schon.

Es ist eine Geschichte der kollektiven Schuld des Westens, die der linke Wokeismus länderübergreifend in die Köpfe junger Menschen gepflanzt hat. Wenn es nicht die Nazi-Schuld wie in Deutschland ist, dann ist es der Kolonialismus oder die «Ausbeutung» der Dritten Welt oder die Militäreinsätze oder die Waffenlieferungen oder einfach die eingepfote Scham für die Gnade der eigenen Geburt in einem Teil der Welt, der viele Jahrzehnte erfolgreicher war als die anderen. In Wohlstand und Freiheit aufgewachsen

*Da sitzen sie nun, die nonbinären Queeraktivisten, und neigen ihren Kopf geschlechtergetrennt gen Mekka.*

zu sein, während andere dieses Privileg nicht hatten. Vermeintliche oder tatsächliche Privilegien sind ohnehin ein gutes Stichwort. Die existieren nämlich scheinbar überall und beginnen bereits mit der Hautfarbe, dem Geschlecht und der eigenen Sexualität. «Check your privileges» ist nicht umsonst zu einem elementaren Satz dieser Bewegung geworden.

Auf dem Fundament der Schuld gedeihen woke Ideologien wie der Postkolonialismus und die Critical Race Theory (die es irgendwie nur auf Englisch gibt, weil «kritische Rassenlehre» nicht so gut klingt) besonders gut. In diesem Kastensystem der Viktimisierung basiert jedwedes

Denken auf einer strengen Opferhierarchie. Die Solidarität von linken Queeraktivisten mit Menschen, die sie in Gaza umgehend vom nächsten Hochhaus werfen würden, mag für Leute, die mit gesundem Menschenverstand argumentieren, zutiefst unlogisch sein. Legt man die Opferschablone der woken Ideologie an, macht sie innerhalb ihrer eigenen Logik für ihre fast schon wahnhaften Protagonisten jedoch Sinn.

Auf dieser Schablone gelten Palästinenser allein schon aufgrund ihrer Hautfarbe als unterdrückt. Juden werden per se als «weiss gelesen», obwohl sie in Israel zumeist eher aussehen wie Araber. Dazu kommt die vermeintliche weltweite Unterdrückung der Muslime, und fertig ist der Opferstatus am unteren Ende der Nahrungskette. Wer da steht, wird verteidigt. Ob er einen in der Realität vom Hochhaus werfen würde, spielt keine Rolle und wird in der eigenen Naivität auch nicht wahrgenommen. Schwarze und Muslime sind im «guten», linken Rassismus eh nur so etwas wie Maskottchen, deren Ansichten man gar nicht ernst nimmt und deshalb permanent verharmlost.

Zur Wahrheit gehört also die Erkenntnis, dass der Westen nicht von aussen zerstört wird. Es ist eine ideologische Autoimmunerkrankung, die ihn befallen hat und es seinen Feinden leichtmacht anzudocken. Wer die Errungenschaften der eigenen Kultur aus Selbsthass nicht mehr als Errungenschaften ansieht, wird aufhören, sie zu verteidigen. Dass die USA genauso an diesem Punkt stehen, ist beunruhigend und zeigt, wie ernst die Lage wirklich ist.

# Wir riefen Ukrainer, und es kamen EU-Roma

Unsere Behörden ächzen unter dem Missbrauch des Flüchtlingsstatus S. Ukrainische Pässe werden verkauft, Wohnungen von Grossfamilien bezogen und ruiniert zurückgelassen.

Christoph Mörgeli

Der Notschrei war laut und deutlich. In den Tamedia-Blättern brachte der Berner Asylsachverständige Pierre Alain Schnegg (SVP) das Problem des Missbrauchs unverblümt auf den Punkt: Der Schutzstatus S diene immer mehr Scheinflüchtlings als Vorwand, um das hiesige Sozialsystem auszunutzen. Schnegg versicherte, heute kämen in «Mehrheit» Roma, die weder Ukrainisch noch Russisch sprächen und vom Krieg nicht direkt betroffen seien. Viele Gemeinden stöhnen mittlerweile über die Unterbringung ganzer Roma-Clans, denen sie Wohnungen zur Verfügung stellen müssen, aus denen die Kurzzeit-Bewohner dann über Nacht wieder ausziehen und die Zimmer in grosser Unordnung und teilweise beschädigt zurücklassen. Kaum haben diese Roma die entsprechenden Sozialhilfegelder bezogen, sind sie verschwunden. Pierre Alain Schnegg vermutet dahinter ein wohlorganisiertes Geschäftsmodell auf Kosten der Schweizer Steuerzahler.

Die Schweizerische Flüchtlingshilfe, die vom Geschäftsmodell unseres Flüchtlingswesens ähnlich profitiert wie die Menschenhandelsmafia aus Osteuropa, hält energisch dagegen: «Die aktuelle Debatte ist ein weiteres Beispiel für die hartnäckige Stigmatisierung von Roma in Europa.» Es gebe keine Zahlen, die das Ausnutzen unseres Systems belegten. Dies ist richtig, doch liegt der Grund darin, dass statistisch nur Nationalitäten, keine Ethnien erfasst werden dürfen. Wären die Roma nämlich in den behördlichen Akten amtlich als Roma bezeichnet, würde die Flüchtlingshilfe erst recht Zeter und Mordio schreien.

## Realität in den Gemeinden

Nicht nur im Kanton Bern ist die Stimmung angespannt. Die bürgerliche Mehrheit des St. Galler Parlaments hat eine Standesinitiative beschlossen, um in Bern die Aufhebung des Status S zu erreichen. Der Regierungsrat wehrte sich energisch dagegen und warnte «vor einer pau-

schalen Diskriminierung der Roma». Die St. Galler Mitte-Politiker Beni Würth und Nicolo Paganini haben indessen Vorstösse im National- und Ständerat eingereicht, welche die Aberkennung des Schutzstatus S bei Missbräuchen verlangen. Mittlerweile sind nämlich zahlreiche Fälle von

*Ein solches Perpetuum mobile der Geldbeschaffung weist auf organisierte Strukturen hin.*

Bezügern einer Rückkehrhilfe bis zu 2000 Franken pro Familie bekannt geworden, die danach erneut in die Schweiz eingereist sind. Ein solches Perpetuum mobile der Geldbeschaffung weist auf organisierte Strukturen hin. Der Bundesrat äussert sich hingegen überzeugt, dass die geltenden Vorschriften gegen Missbrauch genügen.

Doch wie sieht die Realität in den Gemeinden aus? Sie ächzen ohnehin schon über die ständig steigende Last der Unterbringung



Hinterlassenschaft des Grauens:  
Wohnung nach dem Auszug einer Roma-Familie.

von Asylanten. Die Gemeinden müssen oft in kürzester Zeit Wohnungen für Roma-Grossfamilien mit StatusS organisieren. Die *Weltwoche* hat mit Gemeinderäten des Sozial- und Asylressorts gesprochen, die selbstverständlich anonym bleiben müssen. Die Befragungen ergeben, dass es sich bei den schutzsuchenden Roma vielfach um Analphabeten handelt, deren Originalpapiere auf Ungarn oder Rumänien zurückgehen. Als EU-Bürger hätten sie allerdings keine Chance im Asylverfahren beziehungsweise im Schutzkonzept. Also reisen sie in die Ukraine, wo sogenannte blaue Pässe für 2500 Euro gekauft werden können. Diese wurden erst nach Kriegsausbruch von Ende Februar 2022 geschaffen. Der *Weltwoche* liegen die entsprechenden Dokumente vor.

Beispielsweise jene einer fünfköpfigen Familie, die bereits 2022 in Deutschland um Asyl nachgesucht hat und dort auch über eine amtliche Wohnadresse verfügt. Vor einem Jahr reiste diese Familie mit gefälschtem Führerschein und einem fahruntüchtigen Auto in die Schweiz ein und beantragte den Schutzstatus S. Die hiesigen Behörden lassen die Roma-Familie seither unbehelligt herumfahren. Dies, obwohl die zuständige Kantonspolizei mittlerweile nachgewiesen hat, dass sie auch einen Asylstatus in Polen besitzt.

Eine andere vollkommen analphabetische Roma-Familie, bestehend aus einer Mutter mit vier eigenen Kindern sowie deren Cousine, stammt aus den rumänischen Karpaten. Sie beschaffte sich ukrainische Pässe, erhielt in der Schweiz Schutzstatus S und fiel in der ihr zugewiesenen Gemeinde sofort durch Bettelei und lästige Lärmimmissionen auf. Die sechs Personen durften eine komplett renovierte

Wohnung beziehen. Wie es nach ihrem unangekündigten Auszug bei Nacht und Nebel darin aussah, dokumentieren die beiliegenden Bilder. Dass solche Erlebnisse für viel Frustration sorgen, liegt auf der Hand. Der Berner Regierungsrat Pierre Alain Schnegg sprach vor allem auch die Lehrpersonen an, die sich in den «Willkommensklassen» viel Mühe gäben, um dann festzustellen, dass sich die Familien nach kurzer Zeit über alle Berge davongemacht haben.

#### «Die meisten sind Roma»

Die *Sonntagszeitung* vermeldete: «Die meisten Menschen, die neu den Ukraine-Schutzstatus beantragen, sind Roma.» Alexander Ott, Chef der Fremdenpolizei im rot-grün regierten Bern, liess sich so zitieren: «Wir stellen vermehrt Personen fest, die den Schutzstatus missbrauchen.» Allein in der Stadt Bern – so vermuten die Behörden – halten sich zehn Roma-Familien auf, die das Aufenthaltsrecht für ukrainische Kriegsflüchtlinge widerrechtlich erhalten haben. Von ihnen allen wird angenommen, dass sie gar nie in der Ukraine gelebt haben, sondern sich ihren Pass auf korrupten Wegen erschlichen. Besonders auffallend ist, dass viele von ihnen angeblich aus der gleichen Region der Ukraine stammen und unmittelbar nach dem Bezug der Sozialhilfe wieder verschwinden. Im Kanton Graubünden wird vermutet, dass mindestens die Hälfte der seit letztem Sommer zugewiesenen «Flüchtlinge» mit Status S Roma sind.

Das Staatssekretariat für Migration (SEM) scheint ausserstande, die Legitimität der vorgewiesenen ukrainischen Pässe festzustellen. Manche Gemeinden beschwerten sich, dass das

SEM selbst dann nichts unternehme, wenn es ausdrücklich auf Missstände hingewiesen wird. Die massive Zunahme der Gesuche nach StatusS durch Roma ist schon seit dem Herbst 2022 bekannt. Doch medial wurde das heikle Thema hierzulande im Gegensatz etwa zu Deutschland weitgehend totgeschwiegen. Die *Weltwoche* berichtete Mitte November 2022 erstmals über die Probleme von Polen mit den Roma aus der Ukraine und zitierte einen Sozialhilfe-Verantwortlichen so: «Sie kommen, kassieren,

#### *Besonders auffallend ist, dass viele unmittelbar nach dem Bezug der Sozialhilfe wieder verschwinden.*

fahren nach Hause – und kehren vier Wochen später wieder zurück, um das Hilfgeld erneut zu beanspruchen». Dem Beamten der Grenzstadt Przemysl fiel auf, dass die Roma ein Flugblatt bei sich trugen mit Anweisungen, wie man vorgehen muss, um die Sozialhilfe zu kassieren.

Über die Probleme der Schweizer Gemeinden mit den schutzsuchenden Roma berichtete die *Weltwoche* bereits im Sommer 2023 («Fake-Ukrainer strömen in die Schweiz», Nr. 30/31, 2023). Mittlerweile zeigt sich die Herausforderung flächendeckend, sie wird von der Politik aufgegriffen und in den Medien breit besprochen. Von Lösungen scheint die Schweiz allerdings noch meilenweit entfernt. Der Entzug des privilegierten Status S bei Missbrauch wäre ein erster Schritt. Im Weiteren müsste dieser Schutzstatus für die Ukrainer entweder ganz aufgehoben oder zumindest auf Personen beschränkt werden, die nachweislich aus gefährdeten Kriegsregionen im Osten der Ukraine stammen.



**Chaos, wohin man schaut:**  
Zustände nach dem Auszug in Wohn-, Ess-, Schlaf- und Badezimmern.

# Was ist ein Kalifat?

Nicht das, was sich Islamisten darunter vorstellen.

Wolfgang Koydl

Sie wurden ermordet, eingekerkert oder exiliert. Ein Kalif genoss nicht immer Macht und Prunk aus 1001 Nacht. Manchen der 101 Träger dieses Titels spielten das Schicksal und politische Ränke übel mit. Hinzu kommt,



Nachfolger des Religionsstifters.

dass Kalifen schon seit Hunderten von Jahren keine wirklichen Befugnisse mehr haben. Was also treibt Islamisten an, auf Deutschlands Straßen nach der Einrichtung eines Kalifats zu rufen? Wissen sie nicht, wovon sie reden?

## Mohammed ohne Söhne

Das kann man so sagen. Einerseits. Das Kalifat endete vor hundert Jahren, als Abdülmecid II. am 3. März 1924 in Istanbul den Orient-Express bestieg und ins Schweizer Exil ging. Seitdem spielt das Kalifat in der Geschichte islamischer Staaten keine Rolle mehr. Die Muslime in aller

Welt hatten nun amtlich kein gemeinsames geistliches Oberhaupt mehr. Aber schon vorher war der Einfluss des Sultans und Kalifen in Konstantinopel auf die islamische Umma, die Gemeinschaft der Gläubigen, überschaubar gewesen.

Einerseits. Andererseits wissen die heutigen Islamisten sehr gut, was sie wollen: die totale Macht über Gläubige wie Ungläubige. Sie knüpfen an die Anfänge des Kalifats und an seine jüngste Manifestation an. Im Juni 2014 hatte sich Abu Bakr al-Baghdadi, der Anführer der Terrororganisation Islamischer Staat, zum Kalifen ausgerufen. Bejubelt wurde er zwar nur von seiner eigenen Mörderbande, aber das änderte nichts an seinem totalitären Anspruch: die politische und religiöse Führung über die gesamte islamische Welt.

Dabei schert es die Islamisten nicht, dass al-Baghdadi nicht die Anforderungen erfüllt hätte, um sich Kalif zu nennen: die direkte Abstammung vom Propheten Mohammed oder zumindest von dessen Beduinenstamm, den Quraish. Denn ursprünglich bezeichnete Kalif den Nachfolger des Religionsstifters. Es leitet sich vom arabischen Wort für «folgen» ab. Da Mohammed ohne Söhne starb und keine Regelung bestimmt hatte, wäre der junge Islam nach seinem Tod fast zerfallen. Seine engsten Vertrauten einigten sich darauf, einen Nachfolger aus ihren Reihen zu wählen. Der erste war mit Abu Bakr Mohammeds Schwiegervater, auf den zweiten Kalifen Omar folgte Osman, der Schwiegersohn des Propheten. Er wurde ebenso ermordet wie sein Nachfolger Ali, der Begründer der schiitischen Glaubensrichtung im Islam.

Zu diesem Zeitpunkt war der Islam bereits zu einer Grossmacht geworden, deren Herrscher, der Umayyaden-Sultan Muawiya, in der prächtigen Hauptstadt Bagdad regierte. Nach Alis Tod beanspruchte er den Titel für sich und vererbte ihn auf seine Nachkommen. Es begann die Glanzzeit des Kalifats, nach der sich die Fanatiker von heute sehnen. Die Kalifen vereinten absolute weltliche wie geistliche Gewalt in ihren Händen. Aber schon bald ero-

bierte diese Macht. Der Kalif delegierte mehr und mehr Vollmachten – an Wesire, Imame, Qadi (Richter) und Emire. In den Händen der Letzteren konzentrierte sich die wahre Macht. Der Kalif war nur nominell der «Führer der Gläubigen», dessen Name beim Freitagsgebet angerufen wurde. Immer wieder installierten sich in entfernten Provinzen des Reiches Gegenkalifen, und als die türkischen Osmanen 1517 Kairo eroberten, schleppten sie den letzten abbasidischen Kalifen in Ketten nach Konstantinopel.

## Atatürks Plan

Die osmanischen Sultane trugen den Titel nur pro forma, aber füllten ihn nicht aus. Erst in den 1770er Jahren belebte ihn Sultan Abdülhamid I., um seinen religiösen Führungsanspruch auf Muslime im russischen Reich zu untermauern. Zuvor waren die Zaren als Schutzherrn orthodoxer Christen im Osmanischen Reich aufgetreten. Mitte des 19. Jahrhunderts nutzte Sultan Abdülhamid II. den

*Die heutigen Islamisten wissen sehr gut, was sie wollen: totale Macht über Gläubige wie Ungläubige.*

Titel als Propagandawaffe für panislamische Politik. Dies rief die Briten auf den Plan, weil ihre muslimischen Untertanen in Indien türkischen Sirenenklängen zu erliegen drohten. Kurzfristig machten sie dem Scherifen Husain, dem Herrscher über die heiligen Stätten Mekka und Medina, Hoffnung, ihn als neuen Kalifen anzuerkennen; doch sie liessen ihn fallen. Mit der Umwandlung der Türkei in eine Republik nach den Vorstellungen Kemal Atatürks hatte sich das Problem Kalifat von selbst erledigt.

Ob das klug war, ist heute zweifelhafter denn je. Der islamischen wie der nichtislamischen Welt wären vermutlich viel Elend und Terror erspart geblieben, wenn es eine verbindliche geistliche Instanz für alle Muslime gäbe. Und niemand könnte unter dem Deckmantel «Kalifat» einen Terrorstaat verlangen.

# Heisse Feger

Gesellschaftspolitik für einmal beiseite – heute haben wir hier ein Date mit dem Vergnügen.



**E**ntsuldigen Sie die Störung, liebe Leser, aber wir nehmen heute eine Pause von der Welt, die vielleicht noch mehr als sonst von Herausforderungen und Chaos geprägt ist, und wenden uns etwas Angenehmem zu: dem, was Frauen antörnt an Männern. Im Magazin *Men's Health* haben Frauen ihre grössten Antörner verraten, und weil ich zur Aufklärung beitragen will, leite ich sie hiermit gern weiter.

**Antörner 1: Die Hände** — «Etwas an einem gutaussehenden Paar fähiger Hände lässt mich darüber nachdenken, wozu sie sonst noch fähig sein könnten», erklärt eine Teilnehmerin der Umfrage. Wer hätte gedacht, dass Hände so viel Macht haben? Während die einen sie als schlichte Werkzeuge zum Öffnen von Gurkengläsern betrachten, sehen die anderen in ihnen das Tor zur Feuerentfaltung. Also, Männer, vielleicht sollten Sie Ihre Handpflegeroutine ein wenig aufpolieren – wer weiss, welche Funken fliegen könnten, wenn eine Dame Ihre Griffel bemerkt.

**Antörner 2: Stirnküsse** — «Es ist so eine einfache Sache, aber sie fühlt sich so intim an, weil es eine so sanfte Geste ist. Sie lässt mich geliebt und umsorgt fühlen.» Ja, ein Kuss auf die Stirn ist so etwas wie ein Schlüssel, um eine Tür zu öffnen, ohne dabei die Tür einzutreten. Eine zärtliche Geste, die Vertrautheit und Fürsorge ausdrückt, ohne dabei zu aufdringlich zu sein.

**Antörner 3: Sich nicht zu sehr bemühen** — «Es macht mich an, wenn mein Freund morgens nichts ausser seinen Boxershorts trägt,

seine Haare zerzaust sind, er noch verschlafen ist. Dann ist er so natürlich.»

Die ungezwungene Erscheinung strahlt tatsächlich Ehrlichkeit und Verletzlichkeit aus, die sexy ist – bei einer Frau übrigens auch; das ungeschminkte Gesicht ist die wahre Essenz einer Person. Aber Achtung! Dieser Anblick kann auch in die komplett andere Richtung

*Immerhin wissen wir jetzt, dass Frauen nicht nur auf die offensichtlichen Dinge anspringen.*

gehen; wenn er gerade aufgewacht ist, noch völlig verpeilt, die Augen verquollen und sein Atem einen Rauchmelder auslöst. Antörner – Abtörner: Es ist ein schmaler Grat.

**Antörner 4: Sich schick kleiden** — «Ich werde schwach bei einem gutgekleideten Mann. Es macht einen durchschnittlichen Typen attraktiv und einen gutaussehenden Mann zum echten Hingucker.»

Eine gutgekleidete Erscheinung kann definitiv Damenherzen schneller schlagen lassen als ein Espresso nach Mitternacht. Es zeigt nicht nur Stilbewusstsein, sondern auch Selbstvertrauen. Manche Frauen interpretieren es auch als Ausdruck von sozialem Status und Erfolg; dass ein voller Geldbeutel eine verführerische Wirkung haben kann, ist ja nichts Neues unter der Sonne.

**Antörner 5: Barry-White-Baritonstimme** — «Wenn er eine tiefe Stimme hat.» Touché. Eine tiefe Männerstimme ist wie Musik in den Ohren

einer Frau, und sie kann nicht nur Wände zum Vibrieren bringen.

**Antörner 6: Handwerker spielen** — «Etwas mit den Händen reparieren ist männlich, süss und supersexy.» Ein Mann, der mit seinen geschickten Händen jedes Problem in Luft auflösen kann, hat definitiv den Charme eines MacGyver. Problemlöser, die uns die Last von den Schultern nehmen, sind grundsätzlich attraktiv. Immer.

**Antörner 7: Beschützerinstinkt** — Das wäre noch mein persönlicher Input. Ein Mann, der, wenn nötig, instinktiv den Beschützerinstinkt aktiviert: hochgradig anziehend. Das hat etwas Ur-Männliches. Wenn er beispielsweise inmitten einer Menschenmenge ein Auge auf uns hat oder sich zwischen uns und mögliche Gefahren stellt und uns das Gefühl gibt, sicher und geborgen zu sein, das ist möglicherweise der Held unter den männlichen Eigenschaften.

**D**ass jede Frau anders tickt und die genannten Aspekte nicht für alle zutreffen, ist klar. Und wirksam sind sie mit hoher Wahrscheinlichkeit nur dann, wenn schon eine Grundanziehung besteht, allein reichen sie für Anziehung nicht aus; bei einem guten Essen braucht es auch mehr als nur die richtigen Zutaten. Immerhin wissen wir jetzt, dass Frauen nicht nur auf die offensichtlichen Dinge anspringen – da haben die Männer doch gleich mal wieder eine neue Herausforderung. Mit romantischen Grüßen!

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

# Biedermann und Brandstifter

Verteidigungsminister Boris Pistorius scheint seinem Amt nicht gewachsen zu sein. Mit unverantwortlichen Sprüchen gefährdet er Deutschlands Sicherheit.

Oskar Lafontaine

**B**oris Pistorius ist schon viele Monate der beliebteste Politiker Deutschlands. Daran muss man sich erst gewöhnen in einem Land, das sich nach dem Zweiten Weltkrieg geschworen hatte: «Nie wieder Krieg.»

Er will unter grossem Beifall der Öffentlichkeit Deutschland wieder «kriegstüchtig» machen. Wenn ich ihn und seine Kollegen «Verteidigungsminister» auf der Bühne der Welt agieren sehe, denke ich immer an ein Schlüsselerlebnis, das ich Ende der achtziger Jahre hatte, als ich kurz vor der Auflösung des Warschauer Paktes den damaligen bulgarischen Staatschef Todor Schiwkow in Sofia besuchte. Am Abend führte mich ein Germanistikprofessor durch die Stadt, und wir kamen an einem imponierenden Bau vorbei, auf dem oben in grossen Buchstaben «Verteidigungsministerium» stand. Er fasste mich am Arm und sagte: «Hier beginnt die Lüge. Früher stand dort «Kriegsministerium».»

## Unverantwortliche Sprüchen

Kürzlich war Boris Pistorius bei Sandra Maischberger zu Gast. Es war ein gelungener Auftritt. Der «Verteidigungsminister» war locker, jovial und um keine Antwort verlegen. Das Publikum spendete Beifall, und die Moderatorin machte kein Hehl daraus, dass sie in Sachen Krieg und Frieden mit ihrem Gast weitgehend übereinstimmte. Die Fernsehzuschauer konnten mit dem Gefühl ins Bett gehen, im Verteidigungsministerium sitze ein Mann, der schon dafür sorgen wird, dass Putin uns demnächst nicht überfällt.

Pistorius überzeugte aber nur auf den ersten Blick. Er machte bei Maischberger den üblichen Fehler, den Psychologen «Projektion des schwächeren Teils» nennen. Menschen neigen dazu, die eigenen Fehler dem anderen vorzuwerfen. «Die Russen benutzen Menschen im schlimmsten Sinne des Wortes als Kanonenfutter», sagte er. Dass die USA, unterstützt von den Berliner Kriegsbefürwortern, die Ukrainer als Kanonenfutter für ihre geostrategischen Ziele



*Als sei Russland keine Atommacht:*  
SPD-Politiker Pistorius.

verheizen und die Deutschen anstandslos zur Kasse bitten, käme ihm nie in den Sinn. «Für 5 Prozent des US-Verteidigungshaushalts und null amerikanische Militäropfer zerstört die uk-

## *Ein Verteidigungsminister sollte die Geschichte und die sich daraus ergebenden Verpflichtungen kennen.*

rainische Armee das russische Militär, und das ist absolut im Interesse der USA», jubelte Kori Schake, Sicherheitsexpertin des American Enterprise Institute schon im Frühjahr 2023 im Sender CNN. Aber von solchen und ähnlichen Stellungnahmen der US-Politik haben die deutschen und europäischen Kriegstreiber anscheinend noch nie etwas gehört. «Wir müssen einkalkulieren, dass Wladimir Putin eines Tages sogar ein Nato-

Land angreift. Unsere Experten rechnen mit einem Zeitraum von fünf bis acht Jahren, in denen das möglich sein könnte.» Mit solchen unverantwortlichen Sprüchen, an die er leider selber glaubt, macht Pistorius der deutschen Bevölkerung Angst, um seine Forderung nach weiterer Aufrüstung durchzusetzen. In diesem Sinne verweist er auch darauf, dass Russland seine Verteidigungsausgaben deutlich gesteigert habe. Das trifft zu, er verschweigt aber, dass die Nato 2023 mit 1,3 Billionen Dollar im Vergleich zu Russland das Zehnfache fürs Militär ausgegeben hat.

## Pakt mit Judenmörder

An dieser Stelle wird deutlich, dass der deutsche Verteidigungsminister die sicherheitspolitischen Diskussionen der vergangenen Jahrzehnte nicht kennt. Militärisches Gleichgewicht stabilisiert den Frieden. Das war ein zentrales Argument der verteidigungspolitischen Konzeption des ehemaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt. Er hat darüber ein Buch geschrieben. Wer wie Pistorius und alle westlichen Rüstungsbefürworter diesen Grundsatz ausser Acht lässt, ist mitverantwortlich für das neue

Wettrüsten und die daraus folgende wahnwitzige Zunahme der Rüstungsausgaben in der Welt. Mit Stolz verweist der deutsche Verteidigungsminister darauf, dass demnächst deutsche Soldaten in Litauen an der russischen Grenze stationiert werden.

Von dem Disengagement, dem Auseinanderücken der Truppen und Militärstationen, das der Grossmeister der US-Diplomatie, George Kennan, für Mitteleuropa entwickelt hatte, hat er offensichtlich auch noch nie etwas gehört. Diese Ideen waren die Grundlage der Ost- und Entspannungspolitik Willy Brandts und Egon Bahrs. Darauf aufbauend, hatten sie den Begriff der gemeinsamen Sicherheit entwickelt, der über viele Jahre das Herz der sozialdemokratischen Aussenpolitik war. Wir wollen ein Volk der guten Nachbarn sein und vertrauensbildende Massnahmen ergreifen – diese aussenpolitischen Leit-

motive des ehemaligen Bundeskanzlers, der die Sozialdemokraten zum grössten Wahlerfolg ihrer Geschichte geführt hat, sind der heutigen SPD-Führung offensichtlich unbekannt.

Ein Verteidigungsminister muss kein Diplomat sein, aber die deutsche Geschichte und die sich daraus ergebenden Verpflichtungen sollte er kennen. Dass er bei der Vorstellung einer neuen Biografie über Winston Churchill davor warnte, Putin werde mit der Aggression nicht auf-

*Mit Stolz verweist Pistorius darauf, dass deutsche Soldaten an Russlands Grenze stationiert werden.*

hören, und sagte: «Das hat er auch klar gesagt. Genauso deutlich wie Hitler, der auch immer gesagt hat, dass er nicht aufhören würde», war ein Fauxpas. Auch er hat wie die Mehrheit der deutschen Politiker und Journalisten vergessen, dass in Hitlers Vernichtungskrieg 25 Millionen Bürger der Sowjetunion umgebracht wurden. Wie kann man den Judenhass bekämpfen und gleichzeitig mit den Verehrern des Judenmörders Stepan Bandera paktieren und trotz der Ermordung von Millionen Russen durch die Nazis gedankenlos den Russenhass schüren?

Während mangelndes diplomatisches Geschick bei einem Verteidigungsminister vielleicht noch hinnehmbar ist, ist strategisches Denken unabdingbare Voraussetzung bei der Übernahme einer solchen Verantwortung. Pistorius hat aber bei der Diskussion um die Lieferung von Taurus-Marschflugkörpern an die Ukraine gezeigt, dass strategisches Denken nicht seine Sache ist. Als Olaf Scholz erklärte, er könne nicht verantworten, Marschflugkörper an Kiew zu liefern, die 500 Kilometer Reichweite haben und strategische Ziele in Moskau zerstören können, fiel Pistorius ihm in den Rücken und liess durchsickern, dass er dazu bereit wäre. Und selbst als aufflog, dass Generäle und Offiziere der Luftwaffe darüber schwadronierten, wie man diese Flugkörper liefern und programmieren könnte, ohne dass die Russen es merkten, stellte er sich schützend vor seine Soldaten und brüskierte den Bundeskanzler.

### **Schutzgarantie der USA ist eine Illusion**

Bei Maischberger verteidigte er dann die Entscheidung seines Regierungschefs, wies aber darauf hin, dass das Völkerrecht es zulasse, dass die angegriffene Ukraine mit Langstreckenraketen den Krieg nach Russland trage. Er stellte aber nicht klar, dass das in keinem Fall von Deutsch-

land gelieferte Raketen sein dürften, weil die Bundesrepublik dann endgültig Kriegspartei wäre. Ohnehin kann man nur darüber staunen, dass den deutschen Waffenlieferungs-befürwortern nicht bewusst ist, dass die Frage, ob Deutschland Kriegspartei ist, letztlich nicht von ihnen oder vom Völkerrecht, sondern nur von Russland beantwortet wird. Ein Politiker, der die strategische Falle, in die er tappen würde, wenn er Taurus-Marschflugkörper lieferte, nicht sieht, sollte kein Verteidigungsminister sein.

Zweifel daran, ob er für dieses Amt geeignet ist, kommen auch auf, wenn er so redet, als sei Russland keine Atommacht. Damit konfrontiert, verweisen die deutschen Sofastrategen immer auf die atomare Schutzgarantie der USA. Diese war und ist aber eine Illusion. Kein US-Präsident würde nach einem russischen Nuklearschlag auf eine europäische Stadt die Zerstörung seines Landes durch die russischen Interkontinentalraketen riskieren. Wann werden die Europäer das begreifen und in der entstehenden neuen Weltordnung ihr eigenes Schicksal als zwischen den Supermächten vermittelnde Friedensmacht in die Hand nehmen?

Oskar Lafontaine ist Finanzminister Deutschlands a. D. und ehemaliger Vorsitzender der SPD.



4 STERNE HOTEL ST. GOTTHARD  
BAHNHOFSTRASSE 87 | 8001 ZÜRICH

Vielseitige und massgeschneiderte Veranstaltungsräume mit modernster Technik, erstklassigem Service mit köstlicher Verpflegung für bis zu 150 Personen.

Die ideale Location für Ihre nächsten Meetings und Seminare. Wir sorgen dafür, dass Ihr Anlass zu einem unvergesslichen Erfolg wird.

Reservationen  
bankett@hotelstgotthard.ch  
Telefon: +41 44 227 76 73

# SEIT 1889



## Vermeintliche Gegner

Nr. 18 – «Der Westen, Aufstieg oder Fall»  
Essay von Jörg Friedrich

Man sollte den sogenannten Westen nicht in einen Topf werfen. Wir unterscheiden zwischen dem Angloamerikanismus im tatsächlichen Westen, dazwischen Mitteleuropa und Eurasien im Osten. Die Mentalitäten dieser Blöcke sind unterschiedlich. Im Westen überwiegt die Ratio, der Verstand, der Erfolg, vor allem im Materiellen, im Osten die Emotionalität, auch die Glaubensstärke. Diese Gegensätze bilden eine Polarität, deren Harmonie hergestellt werden könnte durch die in der Mitte liegenden DACH-Staaten [Deutschland, Österreich, Schweiz; die Red.]. Dabei sehen wir die Besonderheiten im deutschen Idealismus, in der Klassik, in der Romantik – und zwar in dem, was wir Gemüt nennen. Dazu gehört das Einfühlen in die Motive des vermeintlichen Gegners anstelle des Verketzerns. Eine Aufgabe der Mitte wäre die Neutralität, das Vermitteln, das Gespräch. Die DACH-Staaten sollten darauf bestehen, dies als Aufgabe zu haben, zum Wohl der Menschheit.  
*Manfred Manca, Abtwil*

## Eigenständig

Nr. 17 – «Europa muss sich selbst behaupten»  
Essay von Oskar Lafontaine

Die alliierten Streitkräfte haben sich aus Europa zurückgezogen, bis auf die USA, welche immer noch umfangreich in Deutschland und Italien stationiert sind – angeblich zu unserem Schutz (vor Russland). Heute kann man annehmen, dass die USA in einem europäischen Kriegsfall sich nicht engagieren würden. Europa muss daher in jeder Beziehung unabhängig und

eigenständig werden, wir haben auch andere politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse und Interessen als die USA. Es ist zu bezweifeln, dass Ursula von der Leyen die Weitsicht, Fähigkeit und Kraft hat, Europa dahin zu führen. Frankreichs Präsident Emmanuel Macron vielleicht? *Peter Janczer, Zürich*

## Gemeinsame Scholle

Nr. 16 – «Waffenbasar am Bürgenstock»  
Rafael Lutz über die geplante Friedenskonferenz

Als Schweizer weigere ich mich, ein Feind von Russland zu sein oder als solcher angesehen zu werden. Unsere beiden Völker leben auf der gemeinsamen eurasischen Scholle, und mit Nachbarn gilt es auszukommen. Vieles im Bruderkonflikt zwischen der Ukraine und Russland verstehen wir nicht. Was wir aber sehr gut verstehen würden, wären die heftigen Reaktionen der Tessiner oder der Romands, sollte es ab morgen heissen, dass in der Schweiz nur noch Deutsch gesprochen werden darf. Bekanntlich ist der Gebrauch der russischen Sprache in der Ukraine verboten. Eine solche Gleichschaltung würde auch die Schweiz zerreissen. Ich möchte mit Russland in Frieden mit kulturellem und wirtschaftlichem Austausch leben. Wirtschaftssanktionen empfinde ich als hybride Kriegsführung, die ich in aller Form ablehne. Als Schweizer will und werde ich auch mit Russland ein freundschaftliches Verhältnis pflegen. *Vital Burger, Emmenbrücke*

## Egozentriker erster Güte

Nr. 18 – «Amerikas neokolonialer Megafon-Diplomat»  
Rafael Lutz über US-Botschafter Scott Miller

Scott Miller ist kein Diplomat, sondern ein Egozentriker erster Güte. Dass er sich als Schwulen-

aktivist der LGBTQ besonders für diese Organisation einsetzt, stört mich nicht. Auch dass er nie eine diplomatische Ausbildung durchlaufen hat, kann ich noch schlucken. Was mich aber wirklich stört und verärgert, ist, dass er dauernd und flegelhaft gegen unser Land und unsere Politik schiesst. Miller wurde von Joe Biden als US-Botschafter 2021 für die Schweiz und Liechtenstein wegen seiner grosszügigen Wahlspende neu ernannt. Kaum hatte er seinen Posten in Bern angetreten, äusserte er sich in abschätziger Weise über die Schweiz («Die Schweiz ist das Loch im Donut»). Einmal mehr glaubt er jetzt, er müsse sich in unsere Politik einmischen. Unverblümt fordert er einen Beitritt der Schweiz zu einer nicht neutralen Task-Force (Schiedsrichter-Gruppe), und wir täten sowieso zu wenig in unserer US-freundlichen Auslandspolitik. Auch unsere Neutralität meint er neu definieren zu müssen. Mit Verlaub, das geht Miller überhaupt nichts an. Was unternimmt eigentlich unser Bundesrat gegen diesen untauglichen US-Botschafter?

*René Moser, Wohlen*

## Empathie und Geist

Nr. 16 – «Der Sinn des Lebens»  
Fragen an Zoë Jenny

Die Aussagen der Schriftstellerin haben mein Herz berührt. Jeder Satz von ihr hat Empathie und Geist. Besonders zwei Antworten möchte ich hervorstreichen: «Alle Menschen, die anderen helfen und Berufen nachgehen, in denen die Empathiefähigkeit im Zentrum steht» und «Zu lieben, das ist wichtiger, als geliebt zu werden.» *Werner Stitz, Voitsberg (A)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





Paul Auster (1947–2024)  
Frank Stella (1936–2024)



*Macht des Zufalls:* Schriftsteller Auster.

Mit einer falschen Nummer fängt das Verhängnis an. Mehrmals ruft ein Unbekannter den Krimiautor Quinn an und verlangt den Privatdetektiv Paul Auster zu sprechen, es gehe um Leben und Tod. Schliesslich gibt Quinn seiner Neugier nach, schlüpft in die Rolle Austers und wird in eine Geschichte verwickelt, die ihn in die Abgründe des Wahnsinns führt. So vertrackt beginnt «Stadt aus Glas», der erste Roman der New-York-Trilogie, mit der Paul Auster in den 1980er Jahren zum Star des postmodernen Erzählens wurde.

Das Verwirrspiel zwischen Realität und Fantasie, in dem sich die Figuren wie in einem Labyrinth verlieren, die Suche nach der unsicheren Identität prägen Austers ganzes Werk. Einer der ersten Sätze aus der Trilogie könnte als Motto darüberstehen: «Nichts ist wirklich ausser dem Zufall.» In «Das rote Notizbuch» (1995) hat Auster (angeblich) wahre Geschichten aus seinem Leben versammelt, die genau dies festhalten: schicksalhafte Wendungen, die sich unglaublichen Zufällen verdanken.

Kein Zufall ist, dass er selber durch seine Bücher geistert. Facetten seiner eigenen Biografie tauchen in vielfältig gebrochenen Spiegelungen darin auf. Auster stammte wie Philip Roth aus Newark, New Jersey, aber im Unterschied zu Roth spielte seine jüdische Herkunft für sein Schreiben keine Rolle. Er studierte Literatur an der Columbia University, bereiste Europa und lebte drei Jahre in Paris. Zurück in New York

hielt er sich mit Übersetzungen über Wasser und versuchte sich als Lyriker, bis ihm mit seinem ersten Roman der Durchbruch gelang.

Der Dichter des Abgründigen war, bei aller experimentellen Verspieltheit, ein begnadeter Erzähler, dessen eleganter Prosa man als Leser auch über tausend Seiten hinweg gespannt folgt. Wie in «4321» (2017), in dem Auster ein farbiges Panorama der USA in den 1950er und 1960er Jahren entwirft: zwischen wachsendem Wohlstand und Rassenunruhen, zwischen Vietnamkriegsdemonstrationen und kultureller Aufbruchstimmung. Vor diesem Hintergrund schildert Auster das Leben eines Mannes in vier Versionen. Sie unterscheiden sich drastisch, nur weil ein einzelnes Ereignis den Lebenslauf völlig verändert. «Das Buch meines Lebens», nannte Auster den Roman hintersinnig.

Über vierzig Jahre war Auster mit seiner zweiten Frau, der Schriftstellerin Siri Hustvedt, verheiratet. Ein schwerer Schicksalsschlag war 2022 der Tod durch eine Überdosis seines Sohnes aus erster Ehe; er war angeklagt worden, den Tod seiner zehn Monate alten Tochter verschuldet zu haben. Im selben Jahr machte Hustvedt die Erkrankung ihres Mannes an Lungenkrebs öffentlich. Sein Roman «Baumgartner» (2023) über einen alten Philosophieprofessor «in der Zone schrumpfender Perspektiven» war sein literarischer Abschied. Letzte Woche ist Paul Auster in New York gestorben.

*Daniel Weber*

Der amerikanische Maler setzte sein Werk und sich selbst schnell und früh auf die Landkarte der Kunstwelt: Als Mittzwanziger, in den späten 1960er Jahren, bekam er für seine «Black Paintings» bereits höchstes Lob von führenden Kritikern. Der fliegende Wechsel von strengen, dunklen, horizontal und vertikal verlaufenden Streifen zu farbenfrohen, überlappenden grossformatigen Halbkreisen, der «Protractor»-(Winkelmesser)Serie, gelang ihm scheinbar spielerisch. Und machte ihn zu einem «Gott der sechziger Jahre» (*New Yorker*-Kritiker Peter Schjeldahl), dessen Einfluss auf die abstrakte Malerei nur mit Bob Dylans Wirkung auf die Musik und Andy Warhols Bedeutung für mehr oder weniger alles verglichen werden könne; auch der kommerzielle Erfolg kam rasch.

Während der folgenden fünf Jahrzehnte bewies sich der Sohn einer Landschaftsmalerin und eines Gynäkologen aus Boston als «Meister der Neuerfindung» (*New York Times*). Was als gehobener Ausdruck für «variantenreiche Weiterentwicklung der immergleichen Idee» verstanden werden darf. Stella blieb seinen Linien und Formen treu, wechselte aber sowohl das Medium – er schuf etwa Skulpturen – als auch die Wiedergabefläche. Leinwände wurden ihm zu klein, der öffentliche Raum stattdessen bot die Grösse, die der Künstler brauchte, er bespielte ganze Häuserblocks.

In den 1990er Jahren brachte Stella eine Serie von 266 Arbeiten heraus, die auf Herman Melvilles «Moby Dick» fussten. In der Folge wurde er für seine Hartnäckigkeit betreffend die Neugestaltung abstrakter Kunst mit dem unnachgiebigen Kapitän Ahab aus dem Walfänger-Roman verglichen. Vergangene Woche ist er in seinem Haus in Manhattan verstorben, er hinterlässt eine Ehefrau und fünf Kinder aus drei Beziehungen. *Mark van Huisseling*



*Hartnäckiger Neuerer:* Künstler Stella.

# Staatsgläubige Sankt Galler Elite

Milton Friedman würde am Management-Symposium kaltgestellt.



**J**unge Leader im Dialog mit erfahrenen Führungskräften – das ist das Rezept, von dem sich das «St. Gallen Symposium» frische Ideen verspricht, um drängende Probleme unserer Zeit anzugehen. Das durch Studenten organisierte Management-Symposium der Universität St. Gallen rief dieser Tage nach einem «Paradigmenwechsel».

Konkret: «Führungskräfte von heute und morgen fordern Unternehmen auf, ihre Prioritäten auf den Kopf zu stellen.» So der Befund einer Befragung von 650 jungen Top-Talenten und 250 Senior Executives der umsatzstärksten Unternehmen weltweit zum Themenkomplex Knappheit natürlicher Ressourcen.

Es tönt radikal: «Die Mehrheit der Befragten beider Generationen fordern von Unternehmen, sozialen und ökologischen Mehrwert höher zu priorisieren als Gewinne für ihre Aktionäre. Die geforderte Prioritätenhierarchie würde die aktuellen Verhältnisse, bei denen aus Sicht der Befragten der Shareholder Value dominiert, auf den Kopf stellen.»

Aber es tönt nur so, es ist nicht radikal. Nichts Frisches. Es ist das alte Spiel von Managern, die sich auf möglichst elegante Weise vor Aufgaben drücken wollen und deshalb den sogenannten Shareholder Value als Feindbild aufbauen, um ihn dann publikumswirksam zu bekämpfen.

Dahinter steht das, was der legendäre amerikanische Ökonom Milton Friedman 1970 über die soziale Gerechtigkeit in der Wirtschaft gesagt hat: In einem System des freien Unternehmertums und Privateigentums sei ein leitender Angestellter eines Unternehmens ein Angestellter der Eigentümer des Unter-

nehmens, mit einer direkten Verantwortung gegenüber seinen Auftraggebern. Diese bestehe darin, die Firma in Übereinstimmung mit deren Wünschen zu führen, was im Allgemeinen heisse, so viel Geld wie möglich zu verdienen, dies unter Einhaltung der grundlegenden Regeln der Gesellschaft in Bezug auf das Gesetz wie auch auf ethische Bräuche.

«The business of business is business», lautete dann die griffige Formel dazu. Später wurde diese Sicht als Shareholder-Value-Orientierung vertreten, als Ausrichtung auf den Wert eines Unternehmens in dem Sinn, dass die Manager gemäss Mandat der Eigentümer möglichst gut zum Unternehmen schauen sollen. Sie sollen sich auf den Auftrag konzentrieren und nicht davon ablenken oder auf Kosten der Eigentümer eigene Vorlieben ausleben.

Aber gerade das ist sehr reizvoll für viele Manager. Selbstverwirklichung an der Firmenspitze. So kommt es ihnen gelegen, wenn sie nicht einfach am wirtschaftlichen Erfolg der Firma, an Ertrag und Wertentwicklung gemessen werden. Ihnen ist es lieber, wenn neben der Rendite auch soziale und ökologische Ziele registriert werden, diese kann man willkürlich gewichten und so Verantwortung verwischen.

Wenn Firmenerfolg derart zur Interpretationssache wird, sind die Manager mit ihrem Informationsvorsprung in einer starken Position. Man blicke etwa in den Entschädigungsbericht der Credit Suisse, da wimmelt es von lobenden Beurteilungen der Nachhaltigkeitsleistungen des Managements, das derweil wirtschaftlich versagt und den Unternehmenswert zerstört hat.

Mit der Klimadebatte sind die Möglichkeiten zum Vernebeln des Renditeziels besonders vielfältig geworden: Firmenchefs setzen Nettounull-Emissionsziele, Banken investieren Gelder sogenannten nachhaltig nach ESG-Vorgaben. Da gibt es tausend neue Ausreden, wenn es wirtschaftlich nicht gut läuft.

Noch lieber ist es vielen Managern, Verantwortung auf hoheitliche Regulierung abzuschieben. In der Umfrage des «St. Gallen Symposiums» kommt dies treffend zum Ausdruck, da steht: «Die Mehrheit der zukünftigen Führungskräfte (63 Prozent) glaubt, dass strengere Regeln und Marktregulierungen eher zu nachhaltigem Wandel führen als der freie Markt. Das sehen die heutigen Topmanager ähnlich (57 Prozent).»

Paradigmenwechsel? Eher normale Schlaueit. Jung und Alt sind sich einig, wie man Klimafragen nutzt, um Verantwortung zu verwischen und auf Eigentümerkosten zu leben.

## Vorläufig ohne Anbindung

Es geht also auch so. Die Schweiz verzichtet vorläufig auf eine Teilnahme am EU-Programm Copernicus zur Erdbeobachtung, das auch einen sogenannten Klimawandeldienst bietet. Der Bundesrat findet, eine Beteiligung brächte zusätzliche Ausgaben, die für die angespannte Finanzlage des Bundes zu viel wären.

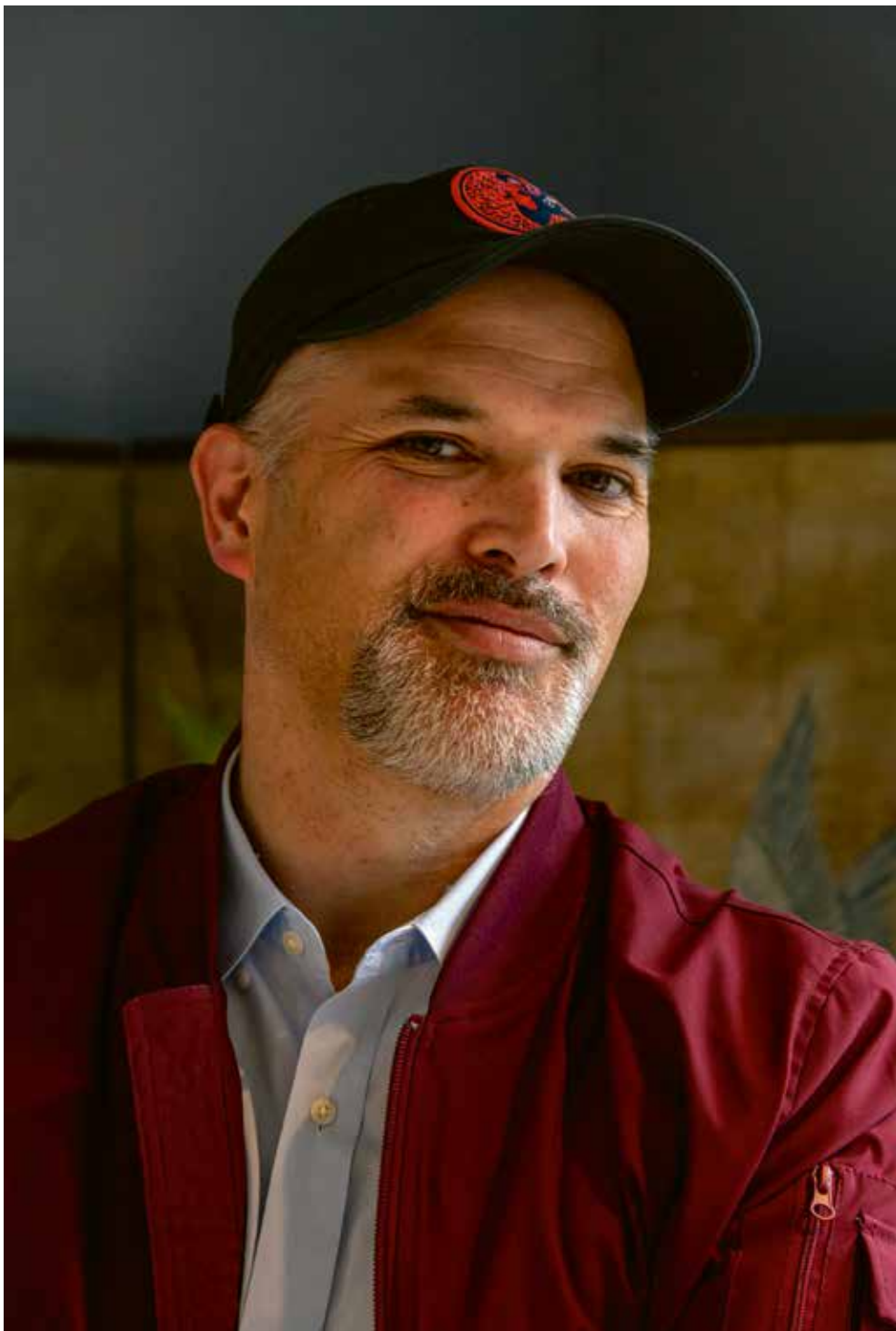
Für eine Teilnahme der Schweiz wäre zudem ein bilaterales Abkommen mit der EU nötig, das wird jetzt vermieden – wobei der Verzicht für die aktuelle Programmlaufzeit gilt, die bis Ende 2027 dauert. Vielleicht wandeln sich die Argumente für eine Anbindung dann noch.

---

# AMERIKA

## Matt Taibbi

---



«Was heute in den USA passiert, die systematische Aushebelung des Rechts – von staatlichen Drohnenmorden über Massenüberwachung bis hin zu Cancel-Culture –, das alles begann mit den Anschlägen vom 11. September», sagt mir einer der bedeutendsten linken Journalisten der USA an diesem trüben Tag in New Jersey. Dann fragt er mich: «Kennen Sie Carl Schmitt?» Dessen binäre Denkweise – entweder du bist für uns oder gegen uns, entweder du bist Freund oder Feind –, das sei der Schlüssel zum Verständnis des modernen Amerikas.

*Daniel Ryser*

«Einer der wenigen, der sich getraut, der Macht die Wahrheit zu sagen»: Reporter Taibbi.



«Erstes Zeichen des Zusammenbruchs der Vereinigten Staaten als globale Supermacht»: Zeitdiagnostiker Taibbi.

## «Biden ist gefährlicher als Trump»

Wie einer der meistgehassten linken Journalisten Amerikas auf sein Land blickt: Hausbesuch bei Matt Taibbi, der mit den Twitter-Files einen Skandal unserer Zeit aufgedeckt hat und mit seinem Newsletter Millionen verdient.

Daniel Ryser

*Angesichts dessen, was auf dem Spiel steht, ist diese Angelegenheit eher das Gegenteil von lustig, quasi das erste Zeichen des Zusammenbruchs der Vereinigten Staaten als globale Supermacht. In zwanzig Jahren, wenn wir alle wie prähistorische Menschenaffen leben und Ratten mit Stöcken jagen, werden wir wahrscheinlich auf diesen Moment zurückblicken als den Anfang vom Ende.*

Matt Taibbi, «Insane Clown President», 2017

### I.

Mit Carl Schmitt zu Patriot Act und Cancel-Culture

S pätabends in meinem New Yorker Hotelzimmer mit Blick auf den Hudson River: Sturm, Regen, Sintflut. Ich lese «Insane Clown President», einen «Bericht aus dem amerikanischen Zirkus», von Matt Taibbi von 2017, als um Mitternacht ein Newsletter des *New York Magazine* in meiner Mailbox aufpoppt: «Linke Anhänger von Trump sind weiterhin zutiefst verwirrt: Matt Taibbi hält die Republikaner für machtlos.»

Und das ist für diese Geschichte, die Sie heute in den Händen halten, liebe Leserinnen und Leser, natürlich wunderbar, schliesslich hatte ich erst vor einigen Stunden bei der Greenwich-Village-Filiale von Avis für 150 Dollar einen Jeep Avenger gemietet, um am nächsten Morgen durch den Holland-Tunnel nach New Jersey zu brettern, um dort ebendiesen Matt Taib-

bi zu treffen, um von ihm zu hören, wie er auf die Vereinigten Staaten und die bevorstehenden Wahlen blickt. Taibbi galt während zweier Dekaden als einer der schärfsten und gnadenlosesten Beobachter des US-Politzirkus – «einer der wenigen Journalisten in Amerika, die sich getrauen, der Macht die Wahrheit zu sagen», wie US-Senator Bernie Sanders ihn einst beschrieb.

Nur ein paar Stunden nachdem der Newsletter des *New York Magazine* in meine Mailbox geflattert war, wo Taibbi scharf dafür kritisiert wird, dass er offenbar einen Präsidenten Trump für weniger schlimm halte als einen Präsidenten Biden, saust das Ortsschild von Mountain Lakes an mir vorbei, «eine Stadt ohne Stigmatisierung», wie es dort heisst. Ein paar Minuten später setzt der Jeep in der Einfahrt zu einem spektakulären Holzhaus auf, einem Haus, das

auf meterhohen Stelzen steht, mitten in einer abgeschiedenen Einfamilienhaus-Paradieswelt mit winzigen Bergseen und Wäldern. Und obwohl es in Strömen regnet, ist das Paradies auch durch den Regenschauer und die Nebelschwaden unschwer erkennbar.

Matt Taibbi kehrte vor vier Jahren dem etablierten Journalismus den Rücken. Er war wegen seiner journalistischen Haltung hinsichtlich der Rolle der US-Geheimdienste bezüglich «Russiagate» von seinem eigenen Milieu heftig angefeindet worden und ziemlich zeitgleich wegen Sexismusvorwürfen gecancelt worden. Statt unterzugehen, erfand sich Taibbi neu, verzehnfachte sein Journalistenhonorar und lebt heute als freier Schreiber mit seiner Frau und drei Kindern in New Jersey wie ein König.

Als der Fotograf und ich aus dem Wagen steigen und uns der Haustür nähern, fiept ein Alarmsystem.

### Baseball in Usbekistan

Wir setzen uns an einen grossen Tisch im Wohnzimmer, Taibbi serviert Wasser in PET-Flaschen, und zuerst muss Coco sofort nochmals raus in den strömenden Regen, die alte Jagdhündin, die seit einem halben Jahr an einer Krankheit leide, die unter anderem zu ständigem Durchfall führe, und kaum wieder drinnen, kriegt Coco Wasser, damit sie nicht austrockne.

Im April 2020 verkündete Matt Taibbi, dass er das Magazin *Rolling Stone* verlasse, das er fünfzehn Jahre mit seinen Reportagen geprägt hatte, und er wechselte als freier Journalist auf Substack, eine Website, wo Autoren eigene Newsletter innerhalb eines Abonnements anbieten können. Und dort, als freier Journalist, mitten in der grössten Medienkrise, erschreibt sich der Mann seither ein Jahresgehalt von mehreren Millionen Dollar.

«Insgesamt habe ich 450 000 Abonnenten», sagt Taibbi. «Die meisten davon nutzen den kleineren Gratisteil des Angebots. 50 000 Abonnenten aber bezahlen monatlich fünf Dollar für den regelmässigen Newsletter. Rechnen können Sie selber.»

Aufgewachsen in Boston, startet Matt Taibbi seine abenteuerliche Journalismuskarriere in Usbekistan. Er ist dort Mitglied der Baseball-Nationalmannschaft, bis er 1992 abgeschoben wird – dem Präsidenten Islam Karimow passen die Texte nicht, die Taibbi für Associated Press schreibt. Er reist weiter nach Moskau und wird Reporter der *Moscow Times*, einer englischsprachigen Gratiszeitung, die in den Räumlichkeiten der Tageszeitung *Prawda* untergebracht war, dem ehemaligen Zentralorgan der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, und die heute in Russland als «feindlicher Agent» eingestuft ist. Schliesslich, um die Jahrtausendwende, arbeitet Taibbi in Moskau für die englischsprachige Satirezeitschrift *The Exile*.

Kaum in den USA, wird er 2004 nationaler Reporter für den *Rolling Stone* und schnell zu einem der bekanntesten Reporter Amerikas. Er schreibt über die Präsidentschaftswahlen und die Finanzkrise, wird mit dem National Magazine Award ausgezeichnet und mit seinen Artikeln über Goldman Sachs, die er als

«Die Leute wollen in Wirklichkeit gar keine Entschuldigung hören. Sie wollen Unterwerfung.»

«Vampir-Tintenfisch» bezeichnet, zu einer prägenden Figur der New Yorker Bewegung «Occupy Wall Street».

Taibbis Expertise ist im Land gefragt. Man sieht ihn jetzt regelmässig nicht nur auf dem linken Nachrichtensender Democracy Now!, sondern auch in den grossen TV-Talkshows von Bill Maher und Rachel Maddow. Er wird Stammgast beim Nachrichtensender MSNBC und 2016 einer der ersten Gäste von «Chapo Trap House», einem Podcast-Hype. Seine Bücher sind Bestseller, seine Reportagen sprachliche Achterbahnen, es entsteht ein Kult um den Mann, und zwar auch deshalb, weil er manchmal die Fassung verliert. Einem Reporter des *Vanity Fair* schüttet er während eines Interviews seinen Kaffee ins Gesicht, verfolgt ihn zwei Häuserblocks lang, schreit: «Ich habe noch nicht entschieden, was ich mit dir machen werde!»

### «Tod eines Trotters»

In den Texten passiert ihm das ständig: dass er über das Ziel hinausschiesst. Und dafür auch mit dem Tod bedroht wird. Etwa, als Andrew Breitbart, Gründer der Rechtsausen-News-Website *Breitbart News*, mit 43 Jahren auf der Strasse zusammenbricht und stirbt und Taibbi nur ein paar Stunden später einen Nachruf publiziert mit dem Titel: «Tod eines Trotters». Er

gilt als Nachfolger des Kultjournalisten Hunter S. Thompson und erhält Preise. Dann holt ihn die Vergangenheit ein.

Der Vorwurf 2017 lautet: Sexismus, sexuelle Belästigung oder das Ermöglichen sexueller Belästigung – und zwar damals, als er in Moskau arbeitete. Taibbi gerät in einen Shitstorm und verliert seinen Buchvertrag mit Random House.

«Jemand grub Dinge aus, die ich zwanzig Jahre zuvor in Moskau geschrieben hatte für die Satire-Zeitschrift *Exile*, und man warf mir vor, ich sei damals ein frauenfeindliches Arschloch gewesen und hätte sexuelle Belästigung ermöglicht», sagt Taibbi. «Ich schrieb daraufhin einen langen Facebook-Post, in dem ich mich für die frauenfeindliche Sprache in einem meiner Texte entschuldigte und versuchte, mich zu erklären. Dass der Text und das dort beschriebene Verhalten Satire gewesen seien, und zwar über das tatsächliche Verhalten amerikanischer Auswanderer im damaligen Russland. Rückblickend muss ich sagen: Die öffentliche Entschuldigung war ein grosser Fehler.»

«Warum?», frage ich.

«Weil die Entschuldigung alles nur schlimmer machte. Erst war ich erstaunt, heute muss ich sagen: Entschuldige dich nicht. Man sieht heute im Wochentakt, wie Leute vom Mob im Netz zermalmt werden. Ein Freund von mir, der Journalist Lee Fang, verlor beinahe seinen Job, bloss weil er eine Person interviewte, die Dinge sagte, die den Leuten nicht passten. Während der Unruhen nach der Ermordung von George Floyd interviewte er einen schwarzen Mann, der zu ihm sagte: «Jetzt, wo ein weisser Cop einen Schwarzen umgebracht hat, da kommt ihr alle. Ansonsten sehe ich euch hier nicht, bei den Alltagsmorden.» Das löste einen Shitstorm aus gegen den Journalisten. Obwohl Lee Fang kein Rassist ist und das Interview echt war, eine Momentaufnahme des Lebens, musste Lee sich öffentlich entschuldigen und ver-



Stelzenhaus im Paradies: Taibbis Villa in Mountain Lakes, New Jersey.

sprechen, an sensibilisierenden Trainings teilzunehmen. Das nützte ihm aber auch nichts: Sein Kopf wurde trotzdem gefordert.»

«Und trotzdem: Wenn man nun einen Fehler gemacht hat – was ist falsch daran, sich öffentlich zu entschuldigen?»

«Weil es bei diesen öffentlich ausgetragenen Shitstorms nicht darum geht, dass jemand aus seinen Fehlern lernen kann. Die Leute wollen in Wirklichkeit gar keine Entschuldigung hören. Sie wollen Unterwerfung. Es gibt in diesem Prozess auch keine Vergebung. Es geht nur darum, die Person zu demütigen. Man will sie durch das Es-tut-mir-leid-Ritual kriechen sehen. Und danach hat sich die Person mit dem Urteil des Mobs abzufinden, wie auch immer dieses willkürliche Urteil lauten mag. Das Einzige, was klar ist: Vergeben wird man dir nicht. Keiner einzigen Person, die jemals mit einem Shitstorm gecancelt wurde, wurde vergeben. Was auch immer du getan hast oder angeblich getan hast, was auch immer man dir vorwirft: Du wirst für immer angeprangert bleiben. Diesen Leuten geht es um Macht und um den Missbrauch dieser Macht. Damals wachte ich irgendwann auf und dachte: Ich stehe jetzt einfach auf und mache weiter.»

### Grundlegend menschlich

Wir sitzen am Tisch, der Fotograf schießt ein paar erste Bilder, und Taibbi, der in seinen Texten hart austeilte, klingt plötzlich sanft und nachdenklich. Es sei ein grundlegend menschlicher Gedanke, dass man vergebe, sagt er. Einerseits, um als Gesellschaft voranzukommen. Andererseits, um den Betroffenen eine persönliche Entwicklung zu ermöglichen. «Früher hat man die freie Rede in den USA reguliert, indem jemand zu einer Strafe verurteilt wurde, wenn er jemand anderen verleumdete», sagt der Journalist. «Die Strafe beinhaltete bereits die Idee, dass der Mensch irgendwann wieder ein gleichwertiges Mitglied der Gesell-

schaft werden konnte. Niemand kam auf die Idee, zu sagen: «Du bist gecancelt. Du verlierst alles. Deinen Job. Dein Umfeld. Deine Würde.» Niemand kam auf die Idee, zu sagen: «Und du darfst auch nie wieder in den Medien arbeiten. Deine Strafe kennt kein Ende. Du bist ein schlechter Mensch. Wir wollen dich hier nicht mehr. Nicht in der Gesellschaft, nicht auf der Plattform. Du bist raus und kommst nie wie-

*«Trump ist kein Stalin, kein Hitler. Er ist ein Showman, der schreckliche Dinge sagt.»*

der zurück.» Das ist die neue Logik. Die Rechtsstaatlichkeit, und was mit ihr verbunden ist, verschwindet. Und das ist eine völlig neue Art, zu denken.»

«Wann ist das passiert?», frage ich.

«Das, was heute in den USA passiert oder von der Regierung legitimiert wird, die systematische Aushebelung der Rechtsstaatlichkeit – von staatlichen Drohenmorden über Massenüberwachung bis hin zu Zensur und Cancel-Culture im Netz –, diese Freund-Feind-Logiken, dieses Entweder-für-uns-oder-gegen-uns, das alles begann am 11. September 2001.»

Damals seien wir in eine Welt eingetreten, wo der Glaube vorherrschte, «dass uns das Recht im Weg steht».

«Kennen Sie Carl Schmitt?», fragt Taibbi dann, als wir in seinem Wohnzimmer sitzen und Mineralwasser nippen. Natürlich bin ich ein wenig überrascht, dass er den Namen des wirkmächtigen deutschen Juristen ins Spiel bringt, der sich vor fast hundert Jahren als Staatsrechtler für den Nationalsozialismus eingesetzt hatte, von politischen Gegnern auch als «Kronjurist des Dritten Reiches» bezeichnet.

Aber bald ist das alles dann auch gar nicht mehr so überraschend, dass wir hier in New Jersey über Carl Schmitt nachdenken, der 1934 bei-



Vordenker des Patriot Act: Carl Schmitt.

spielsweise die Ermordung politischer Rivalen durch Hitler mit den Worten rechtfertigte: «Der Führer schützt das Recht vor dem schlimmsten Missbrauch, wenn er im Augenblick der Gefahr kraft seines Führertums als oberster Gerichtsherr unmittelbar Recht schafft.»

Carl Schmitt sei nach 9/11 in den USA sowohl unter Republikanern wie auch unter Demokraten populär geworden, sagt Taibbi. Schmitts Denken habe unmittelbar den Grundstein gelegt für den Patriot Act, das permanente Notstandsgesetz, das im Oktober 2001 verabschiedet wurde, bloss ein paar Wochen nach den Anschlägen. «In der Vorstellung von Carl Schmitt gehört die Macht im Staat dem, der sie im Notfall an sich reißen kann. Dieses Denken hat die Bush-Administration nach 9/11 übernommen und umgesetzt, und Obama und seine Leute haben es fortgeführt.»

«Welches Denken konkret?»

«Dass Rechtsstaatlichkeit Augenwischerei ist. Dass wahre Macht in einem Staat nicht funktioniert, wenn sie auf verschiedene Strukturen verteilt ist, so wie wir das kennen. Umgehend nach 9/11 tönte es aus der Bush-Administration, dass wir extreme Massnahmen bräuchten, um Terrorismus zu bekämpfen. Dass wir uns Rechtsstaatlichkeit nicht mehr leisten könnten. Der Patriot Act ermöglichte zum Beispiel grossflächige Überwachung. Das Gesetz ermöglichte es – das erste Mal seit dem Bürgerkrieg –, Menschen ohne Gerichtsverfahren zu verhaften und einzusperren. Dann sagte man, es müsse möglich sein, Verdächtige zu foltern. Und sie gegebenenfalls ohne Gerichtsverfahren umzubringen. Es war Obama, der dann zum ersten Mal auch einen US-Staatsbürger ohne Gerichtsverfahren ermorden liess.



Plötzlich sanft: Taibbi mit Reporter Ryser (l.).



Wie eine Figur von Mark Twain: Donald Trump.



Überwachung und Zensur: Joe Biden.

Mit einer Reihe von Regierungsleuten traf er sich einmal pro Woche zum <Terror Tuesday>. So nannten sie das. Sie gingen geheime Tötungslisten durch von Verdächtigen, von denen sie entschieden hatten, dass sie zu sterben hatten. Obama musste als Präsident entscheiden. Er sagte: <Ja. Nein, ja. Nein, ja. Nein.> Bald traf sein Ja auch den US-Staatsbürger Anwar al-Awlaki, der im Jemen gemeinsam mit seinem sechzehn Jahre alten Sohn von einer US-Drohne getötet wurde.»

### Ein Staat, der mächtig sein will

Der fünfte Verfassungszusatz in den USA lautet: Jeder Mensch hat ein Recht auf ein faires Verfahren. «Man darf dich nicht einfach löschen, sperren, ausschalten, verhaften, was auch immer», sagt Taibbi. «Aber das ist das Amerika, in dem wir heute leben, und es ist

### «Biden und seine Leute sind gut darin, demokratische Prozesse auszuschalten.»

das Amerika, das George W. Bush mit dem Patriot Act geschaffen hat: Wenn es die Richtigen trifft, sind alle Mittel erlaubt.»

Dabei habe sich die Bush-Administration einer zweiten Idee von Carl Schmitt bedient, die zwanzig Jahre später die amerikanische Gesellschaft zersetzte. «Diese zweite Idee lautet: Ein Staat, der mächtig sein will, ist davon abhängig, dass die Gesellschaft gespalten ist in Freunde und in Feinde. Diese binäre Denkweise Carl Schmitts über das Funktionieren einer Gesellschaft ist der Schlüssel zum Verständnis des modernen Amerika.»

## II.

### Warum Joe Biden gefährlicher sei als der «Insane Clown President»

«Was ist bloss mit Matt Taibbi passiert?» betitelt das *New York Magazine* 2021 ein Porträt. Der einstige Darling der linksliberalen Medien sei heute einer ihrer schärfsten Kritiker, hiess es. Taibbi gehört dabei zu einer Fraktion Journalisten, die sich, vereinfacht gesagt, aus Grünen und anderen Linken und Libertären zusammensetzt, die der Meinung sind, dass in den USA die geballte institutionelle Macht heute bei den Demokraten liege, inklusive der Medien, inklusive des FBI, der Geheimdienste und des Heimatschutzministeriums, und dass, so Taibbis Kritik, die Medien in ihrer Fokussierung auf Trump die Biden-Administration nicht mehr kritisch begleiteten. «Das Motto bei vielen US-Medien lautet: <Wir berichten nicht, wenn es Trump nützt>», sagt Taibbi. Und provoziert selbst mit Sätzen wie diesen, kürzlich in seinem Newsletter: «Die Ambitionen der Demokraten sind wesentlich gefährlicher als die der Republikaner. Von der digitalen Überwachung über die Zensur bis dahin, dass die Geheimdienste und die Strafverfolgungsbehörden zu zentralen Akteuren in der Innenpolitik werden – alles Pläne, die sowohl global als auch in unserem Land umgesetzt werden und die von den Demokraten in einem viel grösseren und gefährlicheren Masstab gedacht werden als von den Republikanern.»

Für solche Zeilen nennt ihn das *New York Magazine* einen «Trump-Anhänger», seine Analyse sei «bizarr».

«Der Tenor in den Medien lautet heute, dass es bezüglich Trump nicht möglich ist, ande-

rer Meinung zu sein, und dass man stattdessen dem Gegenüber das Schlimmste unterstellt.» Das habe er erstmals bei der Debatte um Russiagate erlebt, jener Affäre, die über ein Jahr lang die Schlagzeilen in den USA dominierte und wo behauptet wurde, die Trump-Leute hätten mit der russischen Regierung zusammengearbeitet, um die Wahlen 2016 zu manipulieren.

«Die meisten Medien waren sich einig: Die Story musste einfach stimmen, weil Trump das Ziel war», sagt Taibbi. «Ich wurde um meine Meinung gefragt und sagte anfangs relativ zurückhaltend: Das ist uns Medien schon einmal passiert, dass wir uns einzig auf anonyme Geheimdienstquellen verlassen haben. Und zwar 2003, als die CIA mit gefälschten Beweisen über Massenvernichtungswaffen den Angriffskrieg gegen den Irak legitimierte. Ich sagte, wir sollten vorsichtig sein und diesen Fehler nicht wiederholen. Die Anfeindungen waren massiv. Aber ich bin nach wie vor der Meinung, bei den Fakten, die auf dem Tisch liegen, dass man Donald Trump gefährlicher macht, als der Mann wirklich ist. Ich halte Joe Biden für gefährlicher.»

Da sitzen wir nun also im Wohnzimmer, der Regen prasselt gegen die Scheiben, ich nippe an meiner Flasche Poland Spring und denke an die Ermordung Qasem Soleimanis, des Chefs der iranischen Revolutionsgarden, mit dessen völkerrechtswidriger Ermordung Donald Trump quasi vor dem Frühstück mal schnell einen dritten Weltkrieg riskiert hatte. Oder an seine Aussage, man müsse wie auf den Philippinen Drogendealer umbringen. Oder die Pressefreiheit aufheben. Oder ich erinnere mich an seine «Beide Seiten»-Aussage, nachdem Neonazis in Charlottesville aufmarschiert waren, «Juden werden uns nicht ersetzen» skandiert und eine linke Demonstrantin ermordet hatten.

### Kann man sich sicher sein?

Ein Bekannter von Taibbi sagt bei einem Hintergrundgespräch, diese Aussage, der berechenbare Systemmann Biden sei gefährlicher als Trump, sei womöglich einer jener Momente, wo Taibbi über das Ziel hinausschiesse. «Ich glaube zwar, dass weder Biden noch Trump etwas so katastrophal Kriminelles tun werden, wie in den Irak einzumarschieren und eine Million Menschen zu töten. Aber das ist das Problem mit Trump: Kann man sich sicher sein? Der Mann ist nicht Anführer einer kohärenten ideologischen Bewegung und völlig sprunghaft. Die USA haben nach wie vor ein erhebliches Atomarsenal, und ich denke nicht, dass dieses Arsenal bei Trump gut aufgehoben wäre.»

Dann sagt der Bekannte Folgendes: Man werfe Matt Taibbi heute vor, dass solche Trump-Sätze ein Hinweis darauf seien, dass der Substack-Millionär zum Gefangenen seiner vornehmlich entweder sehr linken oder

gleichzeitig rechten Leserschaft geworden sei, die solche Sätze hören wolle. «250 000 Dollar im Monat ist eine Menge Geld», sagt der Bekannte. «Irgendwann wird es schwierig, sich mit der eigenen Klientel anzulegen. Bei Ein-Mann-Newslettern ist das noch schwieriger als bei grossen Medienhäusern.»

Gleichzeitig aber ist es ein unbestrittener Fakt: Matt Taibbi hat ein paar der präzisesten politischen Reportagen der letzten zwanzig Jahre geschrieben. Macht man es sich zu einfach, ihn jetzt einfach als «Trump-Anhänger» zu verunglimpfen, weil er Dinge sagt und schreibt, die schmerzhaft sind? Und immerhin hatte die nichtdemokratische Linke 2016 exakt so argumentiert: Lieber einen Chaoten wie Trump im Weissen Haus als eine neoliberale Hillary Clinton, die mit hoher Professionalität ihre Politik durch den Kongress peitschen würde.

### «Dreissig Millionen Jobs verschwunden»

«Biden schlimmer als Trump – meinen Sie das wirklich ernst?», frage ich Taibbi nochmals.

Der Autor Les Leopold habe in seinem jüngsten Buch «Der Krieg der Wall Street gegen die Arbeiter» aufgeschlüsselt, dass in den USA seit den Neunzigern dreissig Millionen Jobs verlorengegangen seien. «Das sind eine ganze Menge Leute, die sie entlassen müssen», sagt Taibbi. «Je mehr wir über Trump reden, desto weniger müssen wir darüber reden, wer das verbrochen hat. Eines ist sicher: Trump war es nicht. Er ist das Symptom dieser Entwicklung.»

«Und trotzdem: Macht ihn das weniger schlimm?»

«Ich habe 2016 intensiv über Trumps Wahlkampf berichtet. Dass ich kein grosser Fan von ihm bin, verrät womöglich der Titel des Buchs: «Insane Clown President». Gleichzeitig glaube ich verstanden zu haben, warum er so erfolgreich war. Trump ist kein Stalin, kein Hitler. Er ist ein opportunistischer Showman, der schreckliche Dinge sagt. Die Ungleichheit in den USA ist enorm. Vor allem in ländlichen Regionen leiden

### «Der grösste Umbruch in der jüngeren Geschichte war Clintons Freihandelsabkommen Nafta.»

die Menschen massiv. Die Infrastruktur liegt am Boden. Man muss 200 Meilen fahren, um ein Spital zu finden, wo man ein Baby zur Welt bringen kann. Die Wahl von Trump war eine Protestwahl, hauptsächlich unter armen, entrechteten, ungebildeten Menschen. Und das zu sagen, macht mich nicht zum Trump-Anhänger.»

Trump sage grauenhafte Dinge, aber er setze letztlich wenig davon um. «Was ist mit dem zentralen Versprechen, Hillary Clinton einsperren zu lassen? Nicht mal ansatzweise hat er daran gedacht, als er im Amt war. In meinen Augen ist Trump eine klassische amerikani-



Wende zur Wall Street: Bill Clinton.



«Terror Tuesday»: Barack Obama.

sche Figur wie aus einer Geschichte von Mark Twain, einer, der ständig abstruse Geschichten erfindet, ein kreativer Lügner, der einem alles verkaufen kann. Lügt er die Hälfte der Zeit? Ja. Kann er bösartig sein? Ja. Und trotzdem glaube ich nicht, dass man ihn vergleichen kann mit der Kontinuität, für die Biden steht, mit der Weiterführung der Idee von George W. Bush, demokratische Prozesse auszuschalten und die Macht der Exekutive zu konzentrieren. Diese Leute sind gut darin. Im Gegensatz zu Trump, der keine Ahnung hat, was er da tut.»

Taibbi sagt, die Medien würden heute noch nicht einmal mehr merken, welchen Vorgängen sie applaudierten, solange es die richtigen Leute treffe.

«Geben Sie ein Beispiel», sage ich.

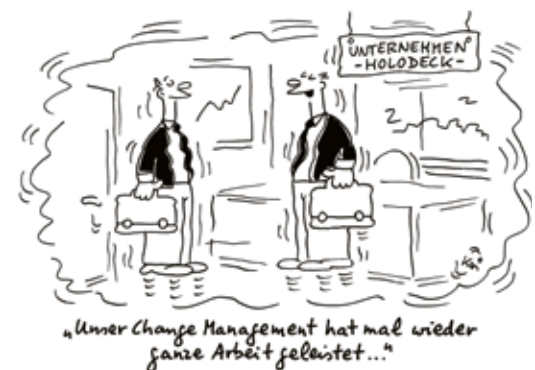
«Der Sturm auf das Kapitol am 6. Januar 2021 eignet sich gut dafür. Damals wurden von den Behörden viele Menschen identifiziert, die sich vor dem Kapitol versammelt hatten, und einige wurden wegen Straftaten angeklagt. In den USA haben wir nun mal diese Sache, wissen Sie, man ist unschuldig, bis die Schuld bewiesen ist. Was auch immer jemand getan haben soll. Angeschuldigte begannen nun also, sich auf der Spendensammelplattform Gofundme.com zu organisieren, um sich eine Verteidigung leisten zu können. Oder auf der Zahlungsseite Venmo. Als die Regierung das bemerkte, übte sie Druck auf diese Plattformen aus, alle Angeklagten vom 6. Januar umgehend zu sperren. So dass sich die Leute nicht anständig verteidigen können. Den Medien gefällt das. Das ist pure Bush-Doktrin: der Glaube, dass es den Rechtsstaat nicht mehr braucht, dass die Dinge anders geregelt werden müssen. Dazu braucht man offensichtlich gar keinen Trump.»

## III.

### Wie aus den Ruinen des Freihandels Donald Trump hervorgrinste

Coco, die alte Hündin, muss nochmals raus in den Regen, und unten im Haus, wo normalerweise ein Garten steht, gibt es einen kleinen Basketballplatz, und das wirkt stimmig, denn Taibbi sieht mit seinen fast zwei Metern aus wie sein eigener Bodyguard. Das Haus ist vollgestopft mit Büchern und Preisen für exzellenten Journalismus und mit einer Spielhallenmaschine von «Mortal Kombat».

Wir loben Taibbis Haus, diese lustigen Stellen, und können gar nicht glauben, dass hinter dem Gebäude «bloss» ein lokaler Architekt steht und nicht Frank Lloyd Wright. Wir loben die schöne Gegend, die Seen und «Paul's Diner» mit endlos *refill*-Filterkaffee für drei Dollar, und Taibbi sagt, anhand des Bezirks Mountain Lakes, wo laut *Forbes* die Hälfte der Einwohner mehr als 200 000 Dollar im Jahr verdienen, lasse sich die «dramatische Verschiebung der letzten zwanzig Jahre in der Politlandschaft des Lan-







Solange es die Richtigen trifft: George W. Bush.

des» ziemlich gut beschreiben, der ganze lange Weg eines Landes, das in den letzten dreissig Jahren von verschiedenen Handlungen und Ereignissen derart erschüttert wurde, dass am Ende nicht Heil und Glückseligkeit standen, sondern ein Mann an der Spitze des Landes, der im Wahlkampf Dinge sagt wie: «Ich könnte mitten auf der 5th Avenue stehen und jemanden erschiessen und würde keinen einzigen Wähler verlieren.»

Und ich sage, ganz hibbelig vom *refill*-Kaffee, mit dem der Fotograf und ich uns nach einer Fahrt durch einen New Yorker Regensturm aufgewärmt hatten, dann solle er doch bitte mal beschreiben, was denn das Land so empfänglich für Donald Trump gemacht habe, der seinen Wählern versprach, eine riesige Mauer um die USA zu errichten.

«Ich meine, *what the fuck?*», versuche ich eine Frage zu stellen.

«Die massiven Verschiebungen betreffen vor allem demografische Veränderungen innerhalb der Parteien», sagt Taibbi. «In den Neunzigern wäre ein gehobener New Yorker Vorort wie dieser mehrheitlich republikanisch gewesen, im besten Fall halb-halb. Heute sind diese Orte mit Top-Einkommen hundertprozentig demokratisch. Die siebzig reichsten Wahlkreise des Landes sind demokratisch, und der Grossteil der republikanischen Basis befindet sich im armen, ländlichen Amerika. Die wichtigsten Indikatoren dafür, ob jemand heute Republikaner oder Demokraten wählt, sind Bildung und Einkommen, was früher nicht der Fall war.»

Die Linke in den USA vertrete heute einen «Oberschichten-Marxismus», sagt Taibbi. «In erster Linie sind es wohlhabende Menschen

an Universitäten, die diese Ideen propagieren. Und das spiegelt sich in einer deutlichen Betonung von kleinen, kulturellen Fragen anstelle der grossen, offensichtlichen Klassenfragen.»

«Die Leute regen sich unheimlich über eine Person im Fernsehen auf, die ein falsches Pronomen benutzt. Aber wenn die Eisenbahner streiken, hört man von denselben Leuten kein Wort», sagt Taibbi. «Die Linke interessiert sich für derartige Dinge nicht mehr wirklich, und sie haben eine seltsame Vorstellung von der Arbeiterschaft entwickelt. Man hält die Leute für zurückgebliebene Rassisten. Dabei handelt es sich vor allem um Menschen, die nicht sonderlich privilegiert und auch nicht sonderlich gebildet sind und die vor allem Angst um ihre Zukunft haben.»

Den Boden für diese demografische Verschiebung innerhalb der Parteien habe in den Neunzigern Bill Clinton gelegt. Trump sei dabei nicht Ursache des Schlamassels, sondern das Symptom von dreissig Jahren Freihandel, Krieg gegen den Terror und identitärem Kulturkampf.

### Geisterstadt um Geisterstadt

«Der grösste Umbruch in der jüngeren amerikanischen Geschichte war die Verabschiedung des Nordamerikanischen Freihandelsabkommens (Nafta) in den frühen Neunzigern», sagt Taibbi. «Nafta war eine Idee der Republikaner. Das Abkommen wäre nie durchgekommen, wenn die Demokraten unter Bill Clinton nicht eine Kehrtwende gemacht hätten bei der Frage, von wem sie Geld entgegennehmen.»

Sie wandten sich von den Gewerkschaften ab und der Wall Street zu. Und Clinton unterzeichnete Nafta. Und behauptete in einer grossen Rede, das Abkommen sei zwar disruptiv, es werde zu grossen Erschütterungen kommen, aber man werde die Arbeiter umschulen, neue

Jobs würden kommen. Es hat nicht funktioniert. Wenn Sie heute durch Amerika fahren, durchqueren Sie Geisterstadt um Geisterstadt. Die Fabriken sind verschwunden, nach Mexiko und nach China. Daran sind zum Teil die Republikaner schuld und zum Teil die Demokraten. Und was macht Trump 2016? Er geht in diese Städte und sagt, die Lage sei schrecklich, und er werde diese Fabriken aus China und aus Mexiko zurückholen. Womöglich lügt er, aber

*«Das Amerika, in dem wir heute leben, hat George W. Bush mit dem Patriot Act geschaffen.»*

das spielt keine Rolle, denn zumindest spricht er das Problem an. Denn diese Leute, diese vermeintlichen Trumpisten, sind zu einem grossen Teil weder Demokraten noch Republikaner, es sind in erster Linie Menschen, die überarbeitet sind und panische Angst davor haben, krank zu werden, weil sie das in den Bankrott treiben würde.»

Taibbi sagt, Trump habe kürzlich eine vielbeachtete Rede gehalten, in der er behauptete, wenn er nicht gewählt würde, werde es in diesem Land ein Blutbad geben – noch mehr Jobs würden nach Mexiko und China abwandern, er hingegen werde 100-Prozent-Zölle auf chinesische Autoimporte erheben.

«Diese Rede hielt er in Ohio, in einem Teil des Landes, wo die Menschen früher für dreissig Dollar pro Stunde Autos zusammenschraubten. All diese Jobs sind verschwunden. Sie wanderten nach Mexiko ab, wo die Leute für einen Dollar pro Stunde arbeiten. Wenn Trump nun da oben steht und böse Dinge über Mexikaner sagt, hat das einen Effekt. Und zwar vor allem deshalb, weil sich die Leute von der Regierung betrogen fühlen. Ihre Wut ist aus einer menschlichen Perspektive verständlich.»



«Die Linke in den USA vertritt heute einen Oberschichten-Marxismus.»

## IV.

### Die Twitter-Files. Und wie Matt Taibbi ins Visier der Behörden geriet

«Wir leben in sehr wirren Zeiten», sagt Taibbi.

Und dann: Der Druck steige. Deswegen auch die Alarmanlage am Haus.

«Wie meinen Sie das?», frage ich.

«Es begann mit den Twitter-Files», sagt er.

Eine Recherche, die Taibbi ab Dezember 2022 in Zusammenarbeit mit anderen Journalisten publizierte, eine Enthüllungsgeschichte letztlich darüber, wie die Regierung Einfluss auf die Plattform genommen hatte, um die Verbreitung unliebsamer Inhalte zu unterbinden. Sie entfachte eine Debatte über «Blacklisting» und beschäftigte schliesslich den US-Kongress.

«Das Thema ist immer dasselbe», sagt er, «der Angriff auf die Freiheit und die freie Rede.»

«Erklären Sie uns die Twitter-Files», sage ich.

«Nachdem Elon Musk Twitter gekauft hatte, begann er anzudeuten, dass er interne Informationen öffentlich machen wolle. Ich wusste, dass er meine Website liest, also schrieb ich in einem Text etwas von wegen, dass es wirklich toll wäre, würde er diese Dateien herausgeben. Musk kon-

*«An Heiligabend, wo keine Behörde arbeitet, eröffnete die Steuerbehörde ein Verfahren gegen mich.»*

taktierte mich und lud mich ein, die Dokumente zu sichten. Als ich mit ihm sprach, zeigte sich, dass sie sich nicht wirklich im Klaren darüber waren, warum sie die internen Unterlagen des Unternehmens der Welt zugänglich machen wollten. Offensichtlich wollten sie ein Signal senden, man würde von nun an transparenter sein. Es zeigte sich auch: Sie hatten keine Ahnung, was sich in den Unterlagen befand.»



*Irgendwo fiept ein Alarmsystem: Taibbi mit Hündin Coco.*

«Was haben Sie dort entdeckt?»

«Wir entdeckten Hunderte Mails, in denen Dinge standen wie: «Markiert vom FBI». Oder: «Markiert vom Heimatschutzministerium».»

«Und das bedeutet?»

«Dass Tweets oder ganze Twitter-Konten von den Behörden zur Löschung markiert wurden. Sie gingen damit direkt auf Twitter zu, schrieben: Wir glauben, dieses Konto verstösst gegen Ihre Nutzungsbedingungen. Ohne es wirklich zu sagen. Aber die Intension war klar: Wir möchten, dass ihr diese Konten oder Posts entfernt. Es offenbarte sich, dass die Behörden, das FBI und das Heimatschutzministerium über riesige Programme verfügen, mit denen sie die sozialen Medien überwachen und alles, was dort gepostet wird.»

#### Freie Rede, freie Presse

«Warum hat Twitter mitgemacht?»

«Im Jahr 2017 kamen die Behörden auf Twitter zu und sagten, sie würden gerne Einfluss nehmen auf das Unternehmen, welche publizierten Inhalte in Ordnung seien und welche nicht. Das Unternehmen weigerte sich zuerst. Die Regierung erhöhte den Druck, indem sie ziemlich umgehend Pläne für Steuererhöhungen oder die Streichung von Subventionen vorstellte. Daraufhin ging Twitter die Partnerschaft mit den Behörden ein, und die Kommunikationswege waren nun offen. Mit Blick auf die Wahlen 2020 und im Zuge der Covid-19-Pandemie kam es dann zu einem riesigen Strom von Löschungsbegehren, die von Twitter umgesetzt wurden.»

«Können Sie den Kern des Skandals erklären?»

«Die US-Regierung ist nicht dazu befugt, einem Unternehmen zu sagen, was es publizieren darf und was nicht. Die ganze Idee der freien Rede in den USA basiert darauf, dass sich die Regierung raushalten muss. Dass die Rede getrennt funktioniert, dass wir unsere eigenen Institutionen sind. Freie Rede, freie Presse. Das FBI kann nicht bei der *New York Times* anrufen und sagen: «Hey, könnt ihr diese Geschichte zurückhalten?»»

«Kann man das vergleichen, die *New York Times* und Twitter?»

«Ich würde sogar sagen, Twitter anrufen ist schlimmer.»

«Warum?»

«Die *New York Times* ist eine Redaktion, die Inhalte herstellt, Twitter vertreibt sie bloss. Im Gegensatz zur *New York Times* hat Twitter als reiner Vertrieb kein Interesse daran, seine Inhalte zu schützen. Die überwältigende Mehrheit der Amerikaner bezieht ihre Nachrichten von Twitter, Facebook, Instagram, Youtube und wahrscheinlich Tiktok. Wenn man nun diese Unternehmen dazu bringen kann, Vereinbarungen über Inhalte zu treffen, kann man letztlich diese Inhalte kontrollieren.»

Dann, am 24. Dezember 2022, publiziert Matt Taibbi eine nächste Folge der Twitter-



«Markiert vom FBI»: Elon Musk.

Files, diesmal über die Rolle von «anderen Regierungsstellen», kurz: der CIA.

«An jenem Abend, dem Heiligen Abend, wo keine Behörde in den USA abends arbeitet, eröffnete die Steuerbehörde IRS ein Verfahren gegen mich», sagt Taibbi. «Wegen angeblichen Identitätsdiebstahls, der eines meiner Konten betreffe. Und drei Monate später, im März 2023, exakt zu jener Stunde, als ich vor dem US-Kongress zu den Twitter-Enthüllungen vorgeladen war und aussagte, klingelte die Steuerbehörde bei mir an der Haustür. Seltsam, nicht? Und seither haben wir dieses Alarmsystem.»

Als der Fotograf und ich das Stelzenhaus verlassen, können wir nicht behaupten, dass es mit unserer Laune zum Besten steht. Und das hat nicht nur mit dem Wetter zu tun.

Gehört das journalistische Ausnahmetalent Matt Taibbi zu denen, die trotz Trump-Präsidentschaft unbestechlich den Durchblick behalten haben? Die sich nicht blenden lassen von Glanz und noblen Worten, sondern die Abgründe dahinter beleuchten?

Oder ist er selbst, gekränkt von der eigenen Cancel-Geschichte und völlig unverhältnismässig harten Angriffen wegen seiner Haltung zu Russiagate, vom Kulturkampf erfasst worden, wo man sich bedingungslos auf eine Seite zu stellen hat und deswegen gefangen ist in einer Einseitigkeit?

Wir steigen in den Jeep, und Taibbi, mit hochgezogenen Schultern, den Kopf mit einer russischen Fellmütze bedeckt, schaut auf der anderen Strassenseite Coco beim erneuten Scheissen zu, dem armen, alten, kranken Hund, um den er sich kümmert, und es hört an diesem Morgen nicht auf, in Strömen zu regnen, in Mountain Lakes, Taibbis Paradiesland.

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

200 Jahre Beethovens  
Neunte: Das Werk wurde  
totgespielt, begeistert  
aber stets aufs Neue.

Manuel Brug,  
Seite 78



*Er hatte keinen Grund zur Eile.*

**Edgar Degas, Jockey blessé, 1896/98** – Ein jeder Mensch reitet einen Gaul, den seinen. Trottet mit ihm durch seine Landschaften, lässt ihn traben oder galoppieren. Und manchmal, vielleicht gelegentlich, bockt der Gaul, er buckelt, schlägt aus, steigt hoch, brennt durch.

Bei den Cowboys gibt es diese Weisheit, dass entweder du den Gaul reitest oder der Gaul dich. Das ist das Wesentliche bei des Menschen Ritt durch das Sein; dass er stets die Zügel in den Händen hält, die Richtung vorgibt und die Geschwindigkeit. Dass er im richtigen Moment langsam macht oder schnell auf einem Weg, der gangbar ist für ihn und seinen

Gaul. Dann ist es ihm möglich, hin und wieder in einen Sonnenuntergang zu reiten, in eine Prärie der steten Zufriedenheit gar.

Manchmal aber verliert er den Sitz auf seinem Gaul. Er überschätzt seine Reitkünste, meist dann, wenn er gerade das Gefühl hat, es könne ihm nichts passieren. Oder der Gaul macht plötzlich, was er will, und der Reiter weiss erst viel zu spät, warum. Er versucht, sich auf dem Sattel zu halten mit all seiner Erfahrung, aber er fällt trotzdem aus dem Sattel, liegt da am Boden mit verlorenem Bewusstsein, der Körper schmerzt, vielleicht ist etwas zerbrochen, an ihm, in ihm, und es dauert eine Weile, bevor er weiterreiten kann und das

Vertrauen zurückgewinnt und wieder jener Cowboy wird, der den Gaul reitet.

Edgar Degas (1834–1917) war ein Maler, der kaum vom Pferd viel. Das mag daran liegen, dass er selten galoppierte und meist auf ebenen Wegen ging. Er hatte keinen Grund zur Eile, war als Bankierssohn das ganze Leben hindurch ein wohlhabender Mann. Er war ein einsamer Reiter und verbitterte zusehends. Am Ende seines Rittes sah er kaum mehr, wohin er ritt, er verlor das Augenlicht und sich selbst, und er und sein Gaul gelangten an jenen Ort, um den all die Reiter dieser Welt so lange wie möglich einen Bogen machen; in die ewige Dunkelheit. *Michael Bahnerth*

# Abrechnung mit A.

Nur knapp überlebte Salman Rushdie 2022 einen Messerangriff. Mit einem autobiografischen Buch hat er sich der traumatischen Erfahrung gestellt.

Daniel Weber

**Salman Rushdie:** Knife. Gedanken nach einem Mordversuch. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Penguin. 265 S., Fr. 37.90

**M**esserattacken von Muslimen sind im Westen inzwischen trauriger, furchterregender Alltag geworden. Die immer wiederkehrenden Schlagzeilen über die Untaten machen einen fassungslos. Wer kann sich schon vorstellen, wie jemand damit umgeht, der einen solchen mörderischen Angriff überlebt? Wie verarbeitet ein Mensch, was ihn so jäh aus seiner Existenz gerissen hat?

Nachdem Salman Rushdie genau dies vor zwei Jahren widerfuhr, dachte er daran, mit dem Schreiben aufzuhören. «Ich denke nicht, dass ich je wieder schreiben kann», sagte er zu seinem Agenten Andrew Wylie, der ihn in der Rehaklinik besuchte. Irgendwann werde er über das schreiben, was ihm geschah, gab dieser zur Antwort. «Ich weiss nicht», erwiderte ich. «Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich das überhaupt will.» «Du wirst», sagte er.»

## Die Wirklichkeit löst sich auf

Wylie hatte recht. Der Schriftsteller griff zur einzigen Waffe, mit der er sich wehren konnte: «Sprache war mein Messer. [...] Sie könnte auch das Werkzeug sein, mit dem ich meine Welt wieder errichten und wieder einfordern konnte, [...] mit dem ich die Kontrolle über das zurückgewann, was mir geschehen war, mit dem ich es in Besitz nahm, mir aneignete.» Und da Salman Rushdie ein grosser Schriftsteller ist, sind seine «Gedanken nach einem Mordversuch» nicht nur ein schonungslos offenes, sondern auch ein literarisch souverän erzähltes Buch geworden.

Am 12. August 2022 wurde Rushdie auf der Bühne des Amphitheaters in Chautauqua, New York, angegriffen. Ausgerechnet über Zufluchtsorte sollte er sprechen, die man in den USA für im Ausland gefährdete Autoren schaffen wollte, als der Attentäter auf die Bühne stürmte. Der Atem stockt einem, wenn Rushdie diesen Moment als Rückblende beschreibt. «Dann sah

ich aus dem rechten Augenwinkel – das Letzte, was mein rechtes Auge je sehen würde – aus der rechten Seite des Sitzbereichs einen Mann in Schwarz auf mich zu rennen. Schwarze Kleidung, schwarze Maske. Er kam so schnell und geduckt auf mich zu wie ein Geschoss.»

Rushdie erstarrt. Was sich da auf ihn stürzt, ist «eine Art Zeitreisender, ein mörderischer Geist aus der Vergangenheit». 33 Jahre zuvor hatte Ajatollah Chomeini mit seiner Fatwa zum Mord am Autor der «Satanischen Verse» aufgerufen. Rushdie hat sich diese Szene oft vorgestellt, jetzt ist sein erster Gedanke: «Da bist du ja. Du bist es also.» Später fragt er sich, wieso er nicht reagiert, sich nicht gewehrt hat

*«Für die Opfer von Gewalt gerät das Verständnis von Realität ins Wanken.»*

und stattdessen in eine Schockstarre gefallen ist. Seine Erklärung: «Für die Opfer von Gewalt gerät das Verständnis von Realität ins Wanken.» Die vertraute Wirklichkeit löst sich auf. «Furcht, Panik und Lähmung verdrängen das rationale Denken.»

Fünfeinmal stach der Attentäter zu, er durchtrennte seinem Opfer Sehnen und Nerven der linken Hand, er stach sein Opfer in den Nacken, den Hals, das Gesicht, den Mund, die Brust, den Oberschenkel – und ins rechte Auge, dessen Sehnerv durchtrennt wurde. 27 Sekunden dauerte der Angriff, bis mutige Menschen aus dem Publikum den Attentäter überwältigen konnten – Sicherheitsleute gab es keine im Saal. In 27 Sekunden könnte man das Vaterunser aufsagen, stellt Rushdie mit grimmigem Humor fest, oder «Die liebsten Augen sind mir kein Gestirn», eines seiner Lieblingssonette von Shakespeare.

Als Rushdie in seinem Blut am Boden lag und zu sterben glaubte, ging ihm durch den Kopf, dass er seine Frau Eliza, seine Söhne, seine Schwester nie wiedersehen würde. Und als man ihm den Anzug aufschneidet, um die Wunden freizulegen, hatte er den absurden

Gedanken: «Doch nicht meinen schönen Ralph-Lauren-Anzug.» Schliesslich feierte der nackte Überlebenswille einen leisen Triumph: «Lebel, flüsterte es in mir. Lebel!» In einer achtstündigen Operation flickten mehrere Chirurgen Rushdies schwere Verletzungen zusammen. Ein Arzt sagt ihm nachher: «Wissen Sie, was Ihr grösstes Glück war? Ihr grösstes Glück war, dass der Mann, der Sie angriff, keine Ahnung davon hat, wie man einen Menschen mit dem Messer umbringt.»

Der erste Teil des Buches, «Der Engel des Todes», erzählt von der Rückeroberung des Lebens im Spital und in der Rehaklinik. Von den nicht enden wollenden Stunden auf der Intensivstation; von den durch die Schmerzmittel hervorgerufenen Visionen gewaltiger Bauwerke, erschaffen aus Buchstaben; von der Angst, invalid zu werden oder zu erblinden.

Es ist ein zäher Kampf, den Rushdie auch darum gewinnt, weil er die heilende Kraft der Liebe erfährt, der Liebe seiner Frau und seiner Familie, die ihm Stärke und Zuversicht vermittelt. Seiner Frau, der dreissig Jahre jüngeren amerikanischen Dichterin Rachel Eliza Griffiths, die er erst mit siebzig kennenlernte, widmet er ein anrührendes Kapitel. «Ich glaube nicht an Wunder, aber mein Überleben ist ein Wunder.» Nach den längsten achtzehn Tagen seines Lebens wird Rushdie aus dem Spital entlassen. «Dr. Auge, Dr. Hand, Dr. Stich, Dr. Schnitt, Dr. Leber, Dr. Zunge – sie alle meldeten sich der Reihe nach ab.»

## «Dieser einäugige Halfremde»

Rushdie berichtet chronologisch, aber ohne seine Vorliebe fürs freie Assoziieren zu unterdrücken. Seine Gedanken schweifen zurück in seine Kindheit und Jugend in Bombay mit einem «aufgebrachten Saufbold» als Vater, oder in seine Studentenzeit in Cambridge, an den legendären Summer of Love von 1967. Und natürlich zu den «Satanischen Versen», dem Buch, das sein Leben 1989 so dramatisch veränderte. Er hat nicht vergessen, dass es damals nicht nur Solidaritätsbekundungen gab. Es gab auch Intellektuelle wie den Schriftsteller John



*Heilende Kraft der Liebe:* Autor Rushdie.

Berger, die Feministin Germaine Greer, den Historiker Hugh Trevor-Roper; sie äusserten Verständnis für die Wut der Muslime, die den Autor für sein Buch verdammt, das sie nicht gelesen hatten. Ihre Mordlust galt allen, die mit dem Buch zu tun hatten: Der japanische Übersetzer wurde erstochen, der italienische bei einem Messerangriff schwer verletzt, der norwegische Verleger durch Schüsse schwer verwundet.

Woher nimmt ein Mann seinen Optimismus, der sein Spiegelbild in der Rehaklinik kaum erkennt? «Wer bist du? Wirst du irgendwann wieder zu mir, oder bleibst du auf Dauer,

### *Woher nimmt ein Mann seinen Optimismus, der sein Spiegelbild in der Rehaklinik kaum erkennt?*

bleibe ich dieser einäugige Halfremde mit wirrem Haar?» Rushdie nennt das, was ihm in der Klinik geschieht, die vierte «Reha für die Seele». Die erste erlebte er, als er seine Familie in Indien verliess, um nach England zu ziehen; die zweite waren die zehn Jahre nach der Fatwa, die er unter Polizeischutz, mit fal-

schem Namen und in wechselnden Wohnungen in London verbrachte (er hat darüber 2012 das autobiografische Buch «Joseph Anton» geschrieben); die dritte war der Entscheid, im Jahr 2000 nach New York zu ziehen.

Weder sein Witz noch seine Selbstironie sind Rushdie nach dem Anschlag abhandgekommen. Als Genesender bemüht er sich um Gelassenheit im Alltag, aber nachts hallt die traumatische Erfahrung nach in heftigen, von Gewalt geprägten Alpträumen, die ständig wiederkehren. Und obwohl das vorliegende Buch eines ist, das er «lieber nicht hätte schreiben müssen», ist es seine Rettung.

Zur Verarbeitung gehört unweigerlich auch die Auseinandersetzung, die Abrechnung mit dem Attentäter. In Gedanken nennt Rushdie ihn nur «Arschloch», im Buch heisst er A. Wir erfahren nicht viel von dem 24-jährigen Mann, der als Sohn von Emigranten aus dem Libanon in New Jersey aufgewachsen ist, ein Versager ohne Zukunft und mit einem Weltbild, das ihm ein radikaler Imam auf Youtube vermittelt hat. Rushdie verwirft den Gedanken, ihn im Gefängnis aufzusuchen. Er macht ihn stattdessen zu einer literarischen Figur, mit der er vier lange Gespräche führt. Gespräche, die zeigen, dass sich

hier zwei Welten gegenüberstehen, zwischen denen es keine Aussöhnung geben kann.

### **Schlussstrich am Tatort**

«Der Engel des Lebens», so heisst der zweite Teil des Buches, kann jenen des Todes nur bezwingen, wenn man die Vergangenheit hinter sich lässt und weitermacht. Rushdie stellt sich vor, was er vor Gericht zu A. sagen würde: «Falls ich in Zukunft je an Sie denken werde, dann mit einem abschätzigen Achselzucken. Ich vergebe Ihnen nicht, aber ich verweigere Ihnen meine Vergebung auch nicht. Sie sind mir schlicht zu unbedeutend.»

Ein Jahr nach dem Attentat fährt Rushdie mit seiner Frau zurück an den Tatort, um einen Schlussstrich zu ziehen. Sie machen einen kurzen Zwischenhalt, um das Gefängnis zu sehen, in dem A. sitzt, und als sie davorstehen, freut sich Rushdie «auf närrische Weise». Auf der Bühne des Amphitheaters schliesst sich der Kreis. «Ich bekenne, ich empfand durchaus ein klein wenig Triumph, als ich dort stand», zieht er Bilanz. Und er kann es sich nicht verkneifen, den Lesern quasi mit einem Zwinkern seines verbliebenen Auges zu verraten, dass er dabei seinen neuen Ralph-Lauren-Anzug trug.

# In der Falle der Niedertracht

Sylvie-Sophie Schindler

Valerie Fritsch: Zitronen. Suhrkamp.  
186 S., Fr. 25.50

Niemand sieht August Drach. Auch dann nicht, als er von seiner Mutter durch das Dorf geschoben wird, auf einem alten Rollstuhl, ausgestellt, exponiert. Doch, freilich, die Leute blicken ihn an, starren sogar, aber doch sehen sie nur die Inszenierung eines Jungen, der nichts mit dem zu tun hat, wer August wirklich ist. Die Mutter hat sich diesen Jungen ausgedacht, einen plötzlich rätselhaft erkrankten, einen, der im abgedunkelten Zimmer, oft delirierend, im Bett liegt, und um den sie sich aufopferungsvoll kümmern muss.

Die Bewunderung aller ist ihr gewiss. Dass die Mutter Krankenakten gebastelt und gefälscht hat, dass sie den einst vom Vater permanent geprügelten August nun selbst ganz gezielt schwächt, auch mit Medikamenten, die sie ins Essen mogelt, ahnt keiner.

## Mörderische Fürsorglichkeit

Eine nächste Haustür also, hinter der Netze der Gewalt gesponnen und Fallen der Niedertracht gelegt werden. Mittendrin ein Junge, der nirgendwohin fliehen kann, der weder Schutz noch Halt findet und keine Arme, die in Gewitternächten Geborgenheit bieten. Ein an die eigenen Eltern Ausgelieferter. Valerie Fritsch scheut sich nicht, dieses Feld auszuloten, das bitter ist, unbarmherzig, ausweglos. Mit ihrem Roman «Zitronen» legt die österreichische Schriftstellerin, Jahrgang 1989, eine mikrokosmische Dystopie vor, die bis ins Mark geht. Und das nicht allein wegen des Szenarios, das bis in feinste emotionale Verästelungen aus-

## *Eingebettet in die Schönheit der Sprache rückt das Panorama des Schreckens nur umso näher heran.*

gebreitet wird, sondern vor allem, weil Valerie Fritsch in der ihr eigenen Sprache darüber schreibt, und diese Sprache ist eine, die erhebt, fast entrückt, ganz und gar von Poesie und Zärtlichkeit durchwoben.

Nun wäre zu fragen, und das tun viele Rezensenten, ob eine derart wohlkomponierte Literatur nicht einen gefährlich-illusorischen Zauber über die Brutalität legt und also Gewalt dadurch womöglich verharmlost wird. Allein: Genau das Gegenteil ist der Fall. Eingebettet in die Schönheit der Sprache rückt das Panorama des Schreckens nur umso näher heran. Kann man überhaupt von Gegensätzen



*Dem Unbekannten auf der Spur:* Autorin Fritsch.

sprechen? Gewalt ereignet sich in einem verdichteten Moment ebenso, wie es Lyrik tut. Und es stellt das eine wie das andere unmittelbare Nähe her.

Bereits in ihrem Roman «Winters Garten» (2015) fiel die literarische Begabung der Fotografin auf – und gefiel. Fritsch gewann beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb sowohl den Kelag- als auch den Publikumspreis und erhielt 2020 den Brüder-Grimm-Preis für Literatur. Nach eigenen Angaben ist sie, die auch gerne auf Reisen ist, in ihren Erzählungen immer dem Unbekannten auf der Spur, den Spielarten des Menschseins, die sie befremden – und denen sie zugleich näherkommen will, um zu verstehen.

Mütter wie die von August Drach gibt es auch anderswo. Sie reißen die Wunden ihrer eigenen Kinder auf, spritzen ihnen Medikamente oder bringen sie zum Erbrechen, mitunter zertrümmern sie ihnen sogar die Knochen. Warum eine Mutter so etwas tut? Weil sie selbst krank ist, psychisch krank. Die Mediziner haben dafür einen Namen: Münchhausen-Stellvertreter-Syndrom. Würde man Frauen, die daran leiden, zu ihrer Mutterrolle befragen, so wäre ihr Kommentar: «Ich bin eine sehr fürsorgliche Mutter.»

Zehn bis zwölf Prozent aller betroffenen Kinder sterben durch die übertriebene «Fürsorge» ihrer Mutter. Und was geschieht mit August Drach? Wie kommt einer, der in der völligen Abwesenheit von Wärme gross geworden ist – die Streicheleinheiten der Mutter gab es nur für den kranken, nie für den gesunden August –, in seinem Erwachsenenleben in Beziehungen zurecht? Sucht so einer die Liebe, vielleicht verzweifelt, oder meidet er sie panisch? Kann er überhaupt wissen, was Liebe ist?

Valerie Fritsch spannt im zweiten Teil den Bogen zu den erschütternden Auswirkungen, die diese finstere Kindheit hat. Auch da bleibt sie ebenso nahe und präzise am Geschehen dran – wie es eben ihr geschultes Fotografinnenauge vermag. Und gleichsam ist es ein kontinuierlich zärtlicher Blick. Es ist frappierend, wie viel Liebe eine Autorin zu ihren Figuren entfalten kann.

Das ist nicht nur eine äusserst bereichernde Leseerfahrung. Sondern erinnert uns auch daran, dass wir, wenn wir uns von jemandem lieber abwenden wollen, ihm stattdessen mit Verständnis begegnen könnten. Dadurch werden wir zu Menschen, die sehend werden. Und durch die andere sich gesehen fühlen.

# Gut und Böse

Jürg Altwegg

**Philippe Muray:** Ultima Necat V. Journal intime 1994–1995. Les Belles Lettres. 608 S., Euro 35.–

**Philippe Muray:** Ultima Necat VI. Journal intime 1996–1997. Les Belles Lettres. 400 S., Euro 35.–

**Richard Millet:** Nouveaux Lieux communs. Exégèse, exorcisme. La Nouvelle Librairie, Éditions. 238 S., Euro 21,90

Philippe Muray ist tot und Kult. Richard Millet lebt und wird totgeschwiegen. Von beiden erscheinen neue Bücher. Sie beschreiben und sezieren unsere Epoche – Muray in seinen Tagebüchern, Millet mit seinen «Neuen Gemeinplätzen». Dass sie auf Deutsch übersetzt werden, ist unwahrscheinlich. Ihre Bedeutung reicht aber über Frankreich hinaus, das Land der Literatur, der die Politik noch immer huldigt. Das Land, das ohne seine Dichter nicht verstanden werden kann – und auch nicht mehr Frankreich wäre.

Philippe Muray (1945–2006) hielt sich für den verkannten Balzac seiner Epoche. Seine Karriere hatte er als Ghostwriter für die Zeitschrift *Détective* und eine Krimireihe begonnen. Seine Romane blieben erfolglos, sein Auskommen bestritt er jahrelang als unterbezahlter Mitarbeiter der führenden Zeitschriften – von *Artpress* und *Tel Quel*, den Organen der Avantgarde, bis hin zur traditionsreichen *Nouvelle Revue Française*. Mit allen Päpsten des Pariser Literaturbetriebs war Muray verbandelt, mit allen hat er gebrochen.

## Das Verdrängen des Bösen

Das erste Werk, das Muray bekannt machte, war eine Studie über Céline. Im Gegensatz zu den gängigen Deutungen, die den Verfasser abscheulicher antisemitischer Pamphlete vom genialen Dichter absondern, unterstreicht Philippe Muray die Kontinuität in Célines Schriften: Ohne den Abschaum seiner Aufrufe zu Hass und Hetzerei sind seine genialen Romane undenkbar. «Fortschrittliche Ideen», Utopien, die Sehnsucht nach dem Guten leiten Célines Schreiben.

Doch das Gute ist eine destruktive Kraft, und an den Fortschritt glaubte Muray erst recht nicht. Dieser Ansatz mündete 1991 in «L'Empire du Bien» («Das Reich des Guten»). Auf Deutsch erschien es mitten im Corona-Lockdown. Nach dreissig Jahren sind politisch-literarische Essays meist überholt und veraltet. Murays Thesen aber waren immer aktueller und zutreffender geworden. Beim Lesen begreift man, was es mit dem «Ende der Geschichte» auf sich hat, das von Francis Fukuyama nach dem Fall

der Berliner Mauer verkündet wurde: Es ist das Verdrängen und Verschwinden des Bösen aus der Welt. Demokratie und Frieden prophezeite Fukuyama. Muray schildert die Geburt des Gutmenschen aus dem Geist der politischen Korrektheit: «Die Feldzüge gegen das Rauchen und die Pädophilie, die Homophobie und die Fremdenfeindlichkeit haben die grossen Kriege mit Toten abgelöst und verleihen der Pflicht zur humanitären Einmischung den Anschein eines immerwährenden Kreuzzugs.»

Mit den Bänden fünf und sechs endet das Tagebuch. Ein paar Streichungen mussten die Herausgeber aus juristischen Gründen vornehmen. Der begnadete Stilist lässt seinen niederen Instinkten freien Lauf. Er rechnet mit dem Literaturbetrieb ab und sezieren den Zeitgeist. Muray zitiert eine Feministin, die den Mädchen «schon im Kindergarten die Angst vor Vergewaltigung» eintrichtern will.

*Das Publikationsverbot, das Annie Ernaux für Richard Millet forderte, ist längst düstere Realität.*

«Die Opfer haben nicht nur recht», befand er: «Sie haben jedes Recht. Und sie sind überall. Sie sind alles.» Sie betreiben ein «ultrarentables» Geschäftsmodell.

«So krud wie möglich schreiben, was ich für die Wahrheit halte und um keinen Preis öffentlich gesagt werden kann», war Murays Anspruch an die Gattung Tagebuch. Die Lektüre ist ein seltenes, geistreiches und auch un-

moralisches Vergnügen. Ohne heimlichen Sex und kriminalisierte Meinungen geht es nicht: «Warum sollte man ein Tagebuch schreiben, wenn man nichts zu verbergen hat?» Muray litt an Grössenwahn und darunter, nur ein Essayist zu sein. Aber mit seinem Journal hat er ein literarisches Meisterwerk geschaffen. Nebenbei ist es eine Entstehungsgeschichte unserer Gegenwart geworden.

## Universelle Tragweite

Diese Gegenwart entschlüsselt Richard Millet am Beispiel ihrer «Nouveaux Lieux communs». Zu 300 Gemeinplätzen schrieb er kurze, scharfsinnige Texte, ein jeder eine brillante Dekonstruktion eines Zeitgeist-Phänomens: Migration, Wokeness, Rassismus, Feminismus, Islam, Viktimisierung, Diversity. Eigentlich müssten diese sarkastischen Glossen in einem führenden Feuilleton erscheinen (und leicht redigiert werden, um den Autor vor Anklagen wegen Rassismus zu bewahren). Doch das Publikationsverbot, das die Nobelpreisträgerin Annie Ernaux in *Le Monde* für Richard Millet forderte, ist längst düstere Realität.

Millet war Starlektor bei Gallimard und wurde entlassen – einer der wichtigsten Schriftsteller der Gegenwart ist er geblieben. Seine «Gemeinplätze», die er auch in der «Postliteratur» ausmacht, erscheinen in einem neu-rechten Kleinverlag. Sie beziehen sich auf französische Zustände, sind aber von universeller Tragweite. Man wird sie in dreissig Jahren übersetzen – wenn eine irre Epoche nach ihrer «Aufarbeitung» verlangt.



*Abrechnung mit dem Zeitgeist:* Schriftsteller Millet (links) und Muray.

# Zwangsläufiges Scheitern?

Holger Becker

Ilko-Sascha Kowalczyk: Walter Ulbricht. Der kommunistische Diktator. C. H. Beck. 956 S., Fr. 81.90

Der Bau der Berliner Mauer ab dem 13. August 1961, so wissen wir spätestens seit den Forschungen des Historikers Rolf Steininger, war das Ergebnis eines Deals zwischen Moskau und Washington. Dem SED-Chef Walter Ulbricht wäre der vom Kreml-Herrscher Nikita Chruschtschow ins Spiel gebrachte separate Friedensvertrag mit dem östlichen deutschen Teilstaat lieber gewesen, hätte er ihm doch die Kontrolle über die Zugänge zum Westteil Berlins zu Lande, zu Wasser und in der Luft beschert – und damit die Möglichkeit, die Massenflucht aus der DDR ohne Mauerbau zu stoppen. Wie Franz Josef Strauss in seinen Memoiren berichtete, kündigte der frischgebackene US-Präsident John F. Kennedy für diesen Fall aber den Abwurf einer Atombombe auf einen sowjetischen Übungsplatz in der DDR an.

Ulbricht freilich hatte nichts mitzureden bei den geheimen Verhandlungen der Weltmächte. Ihm blieb die Rolle des Buhmanns der Nation. Da gab es keinen Spielraum. Was aber nicht heisst, dass der mächtigste Ostdeutsche keine Spielräume gegenüber der sowjetischen Vormacht besass. Die Frage, wie er sie nutzte, ist die spannendste, die sich an das Wirken dieses Politikers nach 1945 stellen lässt. Aber gerade an ihr versagt Ilko-Sascha Kowalczyk im zweiten Band seiner Ulbricht-Biografie. Vor allem scheut er systematisch Ulbrichts Ansatz zu untersuchen, nach dem Mauerbau ein von der sowjetischen Kommandowirtschaft abweichendes neues, wenn man so will, deutsches Sozialismusmodell zu installieren. «Wir sind nicht Bjelorusland ...», sagte Ulbricht kurz vor seiner Ablösung bei einem Gespräch in Moskau.

## Beatmusik für die Jugend

Der Osten, darüber war sich der SED-Chef im Klaren, hätte gegen den Westen nur bestehen können mit einer gleichrangig innovationsfreudigen Wirtschaft. Für die an Rohstoffen arme DDR ging es um eine intelligenzintensive

Produktion, die sich den Chancen der Computerisierung nicht verschloss. In Ulbrichts «Neuem Ökonomischen System» sollte Leistung Garant individuellen Erfolgs werden und nicht allein Gesinnungstreue. Als treibende Kraft gegen die hemmenden Bestrebungen in den Apparaten sollte die Jugend agieren, der «Vertrauen und Verantwortung» zukomme, die aber nach ihrer Fassung leben können müsse – auch mit Beatmusik.

Eine Darstellung ohne Zorn und Eifer hätte hier viel Interessantes zutage fördern können, zum Beispiel die Mitarbeit der durchaus führungskritischen Autorin Brigitte Reimann in der von Ulbricht aus Unzufriedenheit mit der Staatsjugend FDJ geschaffenen Jugend-

fraktion in der SED-Führung. Kowalczyk hüpfte lieber von Thema zu Thema. Fast fünf Buchseiten verwendet er auf die Widmungen in

*Ulbricht freilich hatte nichts mitzureden. Ihm blieb die Rolle des Buhmanns der Nation.*

den Büchern von Ulbrichts Privatbibliothek, nicht einmal eine halbe auf den Selbstmord des Wirtschaftslenkers Erich Apel, der einen entscheidenden Einschnitt markiert. Apel erschoss sich 1965, bevor in Berlin ein langfristiges Handelsabkommen mit der UdSSR unterzeichnet wurde. Moskau diktierte der DDR



Wenig Spielraum: Chruschtschow auf Staatsbesuch bei Ulbricht in Ostberlin 1963.

kommission beim SED-Politbüro. Deren legendärer Leiter Kurt Turba, unter Ulbrichts Nachfolger Erich Honecker eine Unperson und bei Kowalczyk nicht erwähnt, gewann die Reimann, nachdem die Wunschkandidatin Christa Wolf sich verweigert hatte. Aber dieses Gremium wird nur am Rande behandelt.

Allerdings hätte es eines chronologisch orientierten Verfahrens bedurft, um die unbestreitbaren Erfolge von Ulbrichts Reformpolitik ebenso sachgerecht zu untersuchen wie ihre Rückschläge und insbesondere ihre Sabotage durch eine aus Moskau inspirierte Beton-

darin umfangreiche Lieferungen rohstoff- und energieintensiver Güter wie Schiffe und Waggons. Das zerstörte in dem kleinen Land den Ansatz einer intelligenzintensiven Produktion.

Bleibt der erste Band dieser Ulbricht-Biografie (*Weltwoche* Nr. 34/2023) wegen seiner Fülle vorher unbekannter Materials unverzichtbar, fällt die Fortsetzung dahinter zurück. Kowalczyks Lieblingswort heisst «systemlogisch». Er postuliert die Zwangsläufigkeit des Scheiterns von Ulbrichts Bemühungen. Beweisen kann er sie nicht. Immerhin schildert er den «kommunistischen Diktator» als äusserst vitale Figur.



# Freiheit ist immer aktuell

Wolfgang Koydl

Johann Wolfgang von Goethe:  
Götz von Berlichingen

Viel zu lang, zu komplex und ausserdem reichlich altbacken: Der «Götz» schafft es kaum mehr auf den Spielplan deutschsprachiger Bühnen. Letztes Jahr wurde er am Münchner Residenztheater inszeniert – kaum mehr erkennbar. Nur auf Schloss Jagsthausen, der württembergischen Stammburg des Ritters mit der eisernen Hand, wird Goethes Tragödie im Rahmen der Burgfestspiele aufgeführt – wenn auch eher als Touristenattraktion nach Art von «Winnetou» in Bad Segeberg.

## Bruch mit allen Traditionen

250 Jahre wird Götz von Berlichingen dieses Jahr, uraufgeführt wurde er am 12. April 1774 im Berliner Comödienhaus. Verständlich, wenn der Erstling des damals 24-jährigen Johann Wolfgang Goethe ein wenig in die Jahre gekommen ist. Das liegt nicht nur an der Sprache, die der Autor an die Ausdrucksweise der Menschen des Mittelalters anlehnte. Damals war dieser Schritt revolutionär, ja unerhört, ein Bruch mit allen Traditionen des Theaters. Heute macht das die Dialoge zuweilen unverständlich, abgesehen vom wohl bekanntes-

*Goethe war nicht der Erste, der aus dem Korsett ausbrach; dies hatte vor ihm bereits Shakespeare geleistet.*

ten Zitat der deutschen Literatur, in dem Götz einen kaiserlichen Hauptmann ausgesucht freundlich zu einer erniedrigenden Dienstleistung an prominentem Körperteil einlädt – notabene «in» ihm, nicht «am».

Doch es war nicht nur dieser Spruch, der dem Premierenpublikum den Atem stocken liess. Das ganze Stück war eine einzige Provokation, wie sie wohl nur ein blutjunger Autor wagt. «Ohne weder rückwärts, noch rechts, noch links zu sehen», habe er es in Rekordzeit zu Papier gebracht, erinnerte er sich später. Und Goethe brach mit der anscheinend in Erz gegossenen Tradition des Theaters, wie sie der griechische Philosoph Aristoteles formuliert hatte und wie sie vor allem im kulturell führenden Frankreich seit Molière, Racine und Corneille gepflegt wurde.

Aristoteles schrieb die Einheit von Ort und Zeit vor: nur ein Schauplatz und ein chronologischer Ablauf der Handlung. Wenige Figuren, nur eine Haupt- und keine Nebenhandlung, ein fest aufgebauter Spannungsbogen

in fünf Akten. Die Dialoge sind gereimt und immer in gehobener Sprache – auch Knecht oder Magd sprechen so. Lessings «Emilia Gallotti» folgte noch diesem Schema, und selbst Friedrich Schiller trennte sich in «Kabale und Liebe» nicht von der klassischen Vorlage – zehn Jahre nach dem «Götz».

Goethe war nicht der Erste, der aus diesem Korsett ausbrach; dies hatte vor ihm bereits William Shakespeare geleistet. Doch mit dem Götz schloss die deutsche Literatur zur Weltliteratur auf. Zudem begründete er seinen dauerhaften Ruf als deutscher Dichtervater, und er öffnete die Türen für andere Schriftsteller und eine neue Epoche – den Sturm und Drang.

So spielen die fünfzig Szenen des «Götz» an unterschiedlichen Orten, die Zeitachse ist nicht immer geradlinig, und die Menschen reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: deftig das einfache Volk, geschraubt der Adel. Es geht um Freiheit und Gerechtigkeit, Edelmut, Liebe und Verrat – um das ganze pralle Leben und um noch ein bisschen mehr.

Es spricht für die Toleranz und generelle Aufgeschlossenheit von Goethes Zeitgenossen, dass die Premiere keinen Skandal und Shitstorm auslöste, sondern Begeisterung. Und es spricht für Goethe, dass er die 1771 wie in einem Fieberwahn in wenigen Wochen niedergeschriebene Urfassung auf Anraten seines Mentors Johann Gottfried Herder gründlich überarbeitete und vor allem deutlich straffte.

Die Begeisterung war freilich dem Umstand geschuldet, dass Goethe den Zeitgeist traf – den zunehmenden Unmut über die Übergriffigkeit absolutistischer Herrscher. Der Ritter Berlichingen erlebte zu seiner Zeit den Beginn des Absolutismus und kämpfte – einem deutschen Don Quichotte nicht unähnlich – für die alten Freiheiten. Ihn trieb die Angst vor einem Staat mit seinen neuen Beamten, der sich immer mehr anmasste und der zu Goethes Zeiten seinen Zenit überschritten hatte.

Wen das jetzt ein wenig an die eigene Jugend mit ihren Freiheiten in den 60er, 70er und 80er Jahren und an die heutige Staatsmacht erinnert, die sich immer mehr anmasst, der wird erkennen, dass der Götz vielleicht doch nicht so altbacken ist. Freiheit ist immer aktuell.



## Die Bibel

### Nicht alles wird abgegolten

Petrus sprach zu Jesus: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür gegeben? (Matthäus 19, 27; Lutherbibel) – Der Jünger Petrus stellt zu Recht fest, dass er sein Leben umgekrempelt und auf vieles verzichtet hat, um Jesus nachzufolgen. Er fragt sich und dann auch Jesus, was er dafür bekomme. Die Lutherbibel ist hier näher am Urtext, wo ich wörtlich lese: *Was aber wird uns sein?* Petrus denkt in den Kategorien von Leistung und Gegenleistung. Jesus antwortet ihm, er würde dereinst bei der Neuschöpfung einen Ehrenplatz erhalten. Das ist keine irdische Abgeltung. Nicht alles, was man tut, wird abgegolten, obwohl Jesus im gleichen Evangelium durchaus anerkennt, dass der Arbeiter seines Lohnes wert sei (10, 10).

Der Mensch ist ein Homo oeconomicus. Für den Lebensunterhalt betreibt er Wertschöpfung und Tausch. Aber es gibt wichtige Tätigkeiten ohne ökonomische Gegenleistung. Dazu gehören die Kindererziehung und die Familie überhaupt, unzählige Dienste an den Mitmenschen und an der Natur, Teile der Kultur sowie alles Geistig-Religiöse. Pfarrerinnen und Priester werden nicht für ihren Glauben entlohnt, sondern für die Erfüllung des Auftrags, den ihnen ihre Religionsgemeinschaft erteilt. In der gegenwärtigen ordnungspolitischen Verwirrung ist oft unklar, was abgegolten ist und was nicht. Der Staat führt Milliardenbudgets für Leistungen, die früher einfach so erbracht wurden. Andererseits existieren einige Branchen ohne Wirtschaftsrechnung, weil sie von Regulierungen und – teils verdeckten – Subventionen leben. Die Unterscheidung zwischen geistig-menschlichen und wirtschaftlichen Aktionen, auch wenn sie nicht bis ins Letzte gelingen kann, ist wesentlich, damit das Gemeinwesen nicht in Armut und Autokratie entgleist.

Peter Ruch

# Zwischen Hermann Hesse und dem König von Saudi-Arabien

Michael Schindhelm, weltreisender ostdeutscher Kulturberater mit Schweizer Pass, ist zurück in Basel, wo er einst das Theater leitete. Mit einer Ausstellung über den Megatrend Langlebigkeit.

Mark van Huissing

**The End of Aging:** immersive Ausstellung und Installation. Kulturstiftung Basel H. Geiger (KBH.G), Basel. Bis 21. Juli 2024

Der Augenschein ist ein ergiebiges Recherchemittel. Noch ergiebiger ist er, wenn man zu früh vorbeigeht. Und die Person, die man trifft, sozusagen im Wohnzimmer überrumpelt, statt ihr im Salon zu begegnen, wo alles vorbereitet wurde. Also trete ich zwanzig Minuten vor der verabredeten Zeit ins Haus der Kulturstiftung Basel H. Geiger (KBH.G). Dort sieht es aus wie auf einer Baustelle, weil der Schauraum im Erdgeschoss für die nächste Ausstellung umgebaut wird. Mittendrin auf der Baustelle steht Michael Schindhelm, in einem sandfarbenen Anzug, Mobiltelefon am Ohr und Ray-Ban-Sonnenbrille im T-Shirt-Ausschnitt, zeitgleich Arbeitern Anweisungen erteilend. Einen 63-jährigen «Kulturberater» stellt man sich anders vor.

## Udenkbares verknüpfen

Schindhelm, Basel? Richtig, der Deutsche mit Schweizer Pass war zehn Jahre lang Direktor des Basler Theaters (1996 bis 2006). Und Diplomquantenchemiker, der in den 1980er Jahren mit Angela Merkel in der Ostberliner Akademie der Wissenschaften zusammenarbeitete, ist er ebenfalls. «Kulturberater» hatten wir schon, Schriftsteller und Filmemacher darf ergänzt werden. Sowie Kurator und Ausstellungsmacher. Was ihn zurück nach Basel geführt hat. Für die Schau «The End of Aging» in der KBH.G.



Es geht dabei um *longevity*, Langlebigkeit, eines der Gebiete, neben künstlicher Intelligenz, die viele helle Köpfe im Augenblick gern begehren beziehungsweise bearbeiten. «Im Gegensatz zu den meisten Menschen, die sich einengen auf ein Thema, wenn sie älter werden, geht's bei mir in die Breite», gibt er die Beschreibung eines Freundes – Rem Koolhaas, niederländischer Architekturstar – wieder. Und weil er Dinge verknüpfe, die andere Leute so wahrscheinlich nicht denken würden, mache er diese Ausstellung. Ausserdem bereitet er eine

*Für ein vorgefasstes Weltbild, wie es viele Kulturschaffende haben, scheint wenig Platz im leichten Gepäck.*

zweite Schau für die KBH.G vor: «Roots», Wurzeln, soll die postkoloniale Geschichte Balis durch das Leben und den Einfluss des deutschen Künstlers Walter Spies erforschen (30. August bis 17. November 2024).

Meine Einsichten betreffend den Megatrend Langlebigkeit lagen bisher irgendwo zwischen *moonshots*, das fast Unmögliche planen, und neuartigen Hautcremen. Wie sieht einer, der von Haus aus Wissenschaftler ist, die Umsetzung? Nicht völlig anders, sagt Schindhelm. Dann erzählt er von Kollegen in Basler Pharmafirmen, die zu den führenden Langlebigkeitsforschern zählen. Deren Arbeit drehe sich weniger darum, ob und allenfalls wie Menschen in Zukunft 150 oder mehr Jahre alt werden können. Stattdessen um die Konsequenzen der anhaltenden Zunahme der Lebenserwartung und wie man damit umgehen werde, besonders wie die Morbidität – der Zeitraum, in dem der Körper verfällt – zu reduzieren sei. Der Slogan der Ausstellung lautet: «We will all die young, after a long life» (wir werden alle jung sterben, nach einem langen Leben).

Michael Schindhelm wurde 1960 in Eisenach in der damaligen DDR geboren, ging dann fürs Studium nach Woronesch, seinerzeit Sowjetunion. Es folgten die erwähnten zwei Jahre Bürogemeinschaft mit der späteren deutschen Kanzlerin am Zentralinstitut für Physikalische

Chemie. Danach, ungefähr zeitgleich mit dem Fall der Mauer, wechselte er fliegend in den Kulturbetrieb, seine erste Stelle als Theaterintendant bekam er in Nordhausen, einer Kleinstadt in Thüringen. Von nun an ging's westbeziehungsweise aufwärts: erst Basel, danach Berlin. In der deutschen Hauptstadt war er ab 2005 Generaldirektor der Stiftung Oper in Berlin und somit Verantwortlicher der drei Häuser Komische Oper, Staatsoper Unter den Linden sowie Deutsche Oper. Doch nach nicht einmal zwei Jahren war er schon wieder weg, weil von ihm aus gesehen zu wenig Geld für die Kultur beziehungsweise die Arbeit der Stiftung vorhanden war in der armen Stadt.

Konsequenterweise zog er darauf in die Vereinigten Arabischen Emirate, war zuerst als Kulturmanager, später als Direktor der Kultur- und Kunstbehörde von Dubai tätig. «Betonung auf Behörde», sagt er, denn er habe «kein Opernhaus dort bauen wollen», das sei oft falsch verstanden worden (in dieser Zeit entstand unter anderem die Gulf Art Fair, heute Art Dubai, eine Kunstmesse; an dieser begegneten wir uns erstmals). An Geld mangelte es nicht, aber ganz happy wurde Schindhelm am Persischen Golf dennoch nicht. In Interviews sowie einem Buch urteilte er später streng über seine Erfahrungen, etwa dass «das kulturelle Engagement in Dubai letztlich nur der Finanzierung grosser Immobilienareale zugutekommen sollte, ohne kulturellen Eigenwert», wie Wikipedia zusammenfasst.

## Gegenentwurf zur DDR

Seit mittlerweile achtzehn Jahren wohnt er mehrheitlich in einem Weiler mit einem Dutzend Einwohnern im Tessin, nahe von Ponte Tresa. Die Umgebung von Lugano sei sein Sehnsuchtsort, schon als Heranwachsender habe er sich ein Foto von Hermann Hesse im Garten der Casa Camuzzi in Montagnola übers Bett gehängt – dieses stellte den Gegenentwurf zu seiner Lebensrealität in der DDR dar respektive die Traumwelt des Dichters, wie er einer werden wollte. Von einem kleinen Ferienhaus auf der anderen Seite der Gren-



Sehnsuchtsort Lugano: Ausstellungsmacher Schindhelm.

ze, das er sich Ende der 1990er Jahre gekauft hatte, zog er in sein heutiges Haus in der Südschweiz. Er lebt dort mit seiner Frau, der aus Singapur stammenden Künstlerin Yeo Yawen (er hat aus seiner ersten Ehe zwei erwachsene Kinder, ausserdem drei Stiefkinder), und ist des Lobes voll für die schöne Gegend respektive die sonnigen, trockenen Winter des unteren Malcantone.

Man muss beweglich sein für eine solche Laufbahn respektive einen solchen Berufslebensweg. Das ist nicht bloss räumlich gemeint, sondern auch die Haltung betreffend – vom heimlich Hesse anhimmelnden DDR-Jüngling über den Quantenchemiestudenten im frugalen Woronesch, den Theater-/Opernintendanten in Basel und Berlin, Filmemacher (etwa einer preisgekrönten Doku über Bion-

tech, die Covid-Impfstoffentwickler-Startup-Firma) sowie Autor bis zum Berater des autokratischen Herrschers von Dubai beziehungsweise dessen Gefolge in Kulturangelegenheiten.

Für ein vorgefasstes Weltbild, wie es viele Kulturschaffende haben, scheint wenig Platz im leichten Gepäck, das man auf eine derartige Reise mitnehmen kann. Dogmen habe er nie vertreten, sagt Schindhelm.

*An Geld mangelte es nicht, aber ganz happy wurde Schindhelm am Persischen Golf dennoch nicht.*

«Denn wenn man in einem so dogmatischen System wie der DDR aufwächst, hat man nur zwei Möglichkeiten: auch sehr dogmatisch zu sein oder das unbedingt zu verhindern.»

Richtig *unhappy* hinterliess ihn sein erster Einsatz im Mittleren Osten aber nicht – er hat nämlich vor einiger Zeit einen weiteren Auftrag aus der Gegend angenommen, dieses Mal berät er Regierungsstellen von Saudi-Arabien in Kulturangelegenheiten. Was er als eine «ganz andere Geschichte» beschreibt – er lebe nicht dort, sei nicht operativ tätig. Bezüglich des Inhalts respektive der Unterschiede zu früher bleibt er eher vage – die Aufgabe sei «sehr *high-level*», er mache keine Projekte, habe keine Anstellung.

#### Gedanken an die Wand werfen

Dafür äussert er sich wohlmeinend über die Entwicklung der Region im grossen Ganzen: «Bei allen Schattenseiten», die er auch sehe, «herrscht politische Stabilität» immerhin, und er erkenne den Versuch, eine «nachhaltige Gesellschaft» aufzubauen. Er verwendet das Sprachbild des «action thinking», bei dem Gedanken an die Wand geworfen werden wie bei Jackson Pollock Farbe auf Leinwände. Und sagt, man müsse das Königreich als Labor verstehen sowie erkennen, dass Saudi-Arabien in bestimmten Bereichen, etwa die erwähnte Nachhaltigkeit betreffend, wirklich schon weiter sei als manche westliche Länder.

Das sind interessante Einsichten ohne Zweifel. Und dargereicht von einem Insider wie ihm, haben sie eine bestimmte Glaubwürdigkeit. Dennoch klingen sie ein wenig so, als habe er aus Erfahrungen der Vergangenheit gelernt – und wolle dieses Mal einem guten Auftraggeber keinen Grund für schlechte Laune geben. Vielleicht hat ihm die Recherche für seine Basler Schau über Langlebigkeit auch eröffnet, wie lange das aktive Leben dauern dürfte. Und dass es besser ist, wenn man auf dem Weg, der noch vor einem liegt, etwas zu tun hat.



„Du hast 3 Filme frei!“

## Fernsehen

### Suche nach Verrätern

Stefan Millius

Kontraste: Magazin. ARD. 2. Mai

«Investigativ, analytisch, kritisch»: In ihrer Selbstdarstellung sparen die Macher des ARD-Magazins «Kontraste» nicht mit Eigenlob. Man decke Hintergründe auf und erkläre Zusammenhänge.

In der aktuellen Ausgabe von «Kontraste» sieht das so aus: Zwanzig Minuten lang wird versucht, die Gerüchte über landesverräterische Aktivitäten der AfD zu belegen. Die Partei diene vielleicht heimlich anderen Ländern, so die Moderatorin, weil sie «zumindest in Teilen gekauft sein könnte».

Für die Beweisführung wird tief in die audiovisuelle Trickkiste gegriffen. Eine nachgestellte Szene zeigt ein angebliches konspiratives Treffen in einem Auto. Man holt alte Bilder aus dem Archiv, wo sich X und Y die Hand schütteln, was Politiker nun einmal gelegentlich tun. Und ein Mitarbeiter der AfD berichtet von geheimnisvollen Vorgängen in der Parteizentrale – anonym, mit verzerrter Stimme und nicht überprüfbar.

Dazwischen ergiesst sich eine Flut von Konjunktiven über das Publikum: «Soll, könnte, mutmasslich.» Es sind so viele Ungewissheiten, dass die Redaktion relativieren muss. «Harte Vorwürfe, für die es bislang aber noch keine Beweise gibt» oder «Es gibt aber noch keine Belege dafür, dass» – so die Stimme aus dem Off. Aus ihr spricht die Hoffnung, dass sich dereinst beweisen lässt, was hier geschickt konstruiert wird.

Wäre der Beitrag im Keller eines frustrierten Bürgers für Youtube entstanden: Man hätte ihn aufgrund der Machart als Verschwörungstheorie abgetan. Strahlt die öffentlich-rechtliche ARD solches aus, ist es hingegen eine investigative Leistung.

## Fotografie Ewigkeit und Museumsreife

Tom Kummer

Ueli Frey: Live in Concert. 50 Years of Photography. Verlag Sturm & Drang. 2 Bände (Analog Years und Digital Years). 432 S., Fr. 89.–

Alles beginnt mit ein paar unkontrollierten Bildern. Aus zornigen jungen Menschen werden dank Schwarzweissfotografien und Massenmedien Rock-Idole. Historische Bild-dokumente entstehen: Chuck Berry verteilt bei einer weissen Schulklasse brav Autogramme, anno 1956. Der junge Elvis sitzt allein im Zug, gedankenverloren, unsicher, hilflos. Bilder als visuelle Mystifizierung. Der Siegeszug eines Teufelszeugs namens Rock beginnt: Janis Joplin am Bühnenrand im Heroinrausch. Jimi Hendrix spielt seine Gitarre mit der Zunge. Sid Vicious ritzt sich auf USA-Tour den Oberkörper blutig.

Spätestens in den 1980er Jahren ist diese Unmittelbarkeit beendet. Besonders Konzertfotografen müssen Knebelverträge unterschreiben. Fotografieren nur während der ersten zwei Lieder (wenn der Star noch gut aussieht). Einzig

Hofberichterstattung ist noch erlaubt. Die spontane Rockfotografie ist erledigt.

Den Zürcher Rockfotografen und pensionierten Zahnarzt Ueli Frey konnte dies alles nicht aufhalten. Sein Markenzeichen wurde die besondere Nähe – die Nähe des leidenschaftlichen Fans und Bewunderers. Seinen ersten Einsatz hatte er 1974 als Siebzehnjähriger im Zürcher Volkshaus. Die britische Rockband Humble Pie spielte. Der musikbegeisterte Teenager schrieb Konzertkritiken für die Jugendseite der *Zürichsee-Zeitung*. Schon in den ersten Jahren fotografierte er fast alle Weltstars des Rock auf der Bühne. Dabei ist von Anfang an klar: Freys Bilder sollen nicht Himmel und Hölle ausleuchten oder vom Betrug und Abgrund der Rockindustrie erzäh-

*Die Bilder sollen die Schönheit, den Spass und die entfesselte Wildheit von Live-Events einfangen.*

len, sondern einzig die Schönheit und Anmut, den Spass und die entfesselte Wildheit von Live-Events einfangen – anfänglich analog in auch mal unscharfen Schwarzweissfotos, später digital in perfekten, meist bearbeiteten Farbbildern. Frey ist für eine Traumwelt zuständig, die zwar Schweiss, Blut und eine Ah-



Leidenschaftlicher Fan und Bewunderer:  
Alice Cooper (2017); Krokus (2023); Deep Purple (2016).



nung von möglichen Tränen zeigt; aber dahinter blicken mag er nicht – wieso auch. Allein die Liste der Namen, die Frey auf der Bühne fotografiert hat! Von Polo Hofer bis zu Iggy Pop, von Kraftwerk bis Aerosmith, von Bob Marley bis zu Eric Clapton.

### Nostalgische Rocksafari

Sein Lebenswerk präsentiert Frey jetzt in zwei schweren LP-formatigen Büchern, herausgegeben vom Verlag Sturm & Drang, der eher bekannt ist für avantgardistischen Umgang mit Rock- und Popgeschichte. Zur Vernissage hatte Frey seine «Rockfamilie» ins X-tra nach Zürich gerufen. Und alle kamen gern. Sie haben Vertrauen zu einem Fotografen gefunden, der ihrem Leben als Rock-Idole Ewigkeit und Museumsreife schenkt. Die meisten sind mit Frey befreundet. Ueli Frey nervte sie wohl nie mit Aufdringlichkeit, er ist immer höflich, verhält sich wie ein loyaler Wahlverwandter in einem musikalisch-industriellen Komplex, in dem einem der Begriff Family gerne als Illusion von Gleichheit vorgespielt wird.

Die Kunst des Hinter-die-Fassade-Blickens beherrschte ein anderer Schweizer Rockfotograf mit grosser Nähe, Hannes Schmid, dem mit seinem Familienalbum «Rockstars» aus den Jahren 1977 bis 1984 eine Sensation gelungen war. Die porträtierten Stars aus dem

goldenen Zeitalter des Rock wirken bei ihm, als lebten sie völlig unglamourös, bieder bis spiessig. Schmid's Bilder zeigen die Schönheit des Imperfekten.

Frey macht das Gegenteil. Er will die Faszination eines Konzertbesuchs optisch inszenieren. Konzertfotografen müssen wie Sport- oder Kriegsphotografen operieren – als Verbündete des Augenblicks. So beeindruckt Frey's Bilder zwar in perfektem Hochglanz, immer nahe dran – und doch in sicherem Abstand, so dass ihn nicht verbrennen kann, was da an Wildheit losgetreten wird.

Gerade die Hardrock-Familie – Deep Purple und Gotthard, Krokus und Alice Cooper – erscheint klinisch sauber und bezaubernd, reduziert auf das Mysterium der «Konzert-erfahrung». Frey's Helden wirken wie Ausstellungsstücke in einem naturhistorischen Museum. Was Sinn ergibt. Für die Aussenwelt verkörpern Rockstars immer etwas Tierisches. Als Hochglanzbild eingefroren, berühren sie uns wie ausgestopfte Tiere – und laden zur nostalgischen Rocksafari ein. Roger Glover, Bassist von Deep Purple und mit Frey seit vielen Jahren befreundet, erklärt seine Faszination mit dieser glamourösen Bilderwelt eher schlicht: «Ich sehe auf Ueli's Bildern einfach immer viel besser aus als in der Realität. Nur darum geht's.»



## Pop

### Swingend-perlender Gitarren-Sound

Mathias Haehl

Mark Knopfler: One Deep River.  
Universal Records

Mark Knopfler verdanken wir alle paar Jahre die eingängige Neuversion einer altbekannt dahinschlurfenden Musik, ideal zum Runterfahren in hektischen Zeiten. Der inzwischen 74-jährige Brite beglückte uns bereits 1978 mit seinem Dire-Straits-Debütalbum. Knopfler hat bis heute Millionen mit königlichen Evergreens wie «Sultans of Swing», «Brothers in Arms» oder «Sailing to Philadelphia» zum Mitsingen animiert. Und auch heute noch jagt er uns mit seinem swingend-perlenden Gitarren-Sound Schauer den Rücken runter.

Mit dem fiesen Covid-Virus hat Knopfler es sich ganz im Slow-Motion-Modus bequem gemacht, er spielt so relaxt wie noch nie zuvor. In der Corona-Misere fand er gar kreativen Sinn: «Geduld war erforderlich. Ich liebte es schon immer, alleine gemächlich zu Hause Songs zu schreiben.» Die zwölf Lieder auf seinem zehnten Solowerk «One Deep River» plätschern tatsächlich wie ein langsamer, tiefer Fluss dahin. «Fatal ist es doch,

alles überstürzen zu wollen. Kreatives passiert bei mir immer, wenn ich nicht in Panik gerate.»

Panik hat Mark Knopfler schon lange keine mehr, seit er allein der Boss ist. Schnell hatte sich der einstige Journalist und Lehrer nach dem immens erfolgreichen Durchbruch nämlich mit seinen Dire-Straits-Mitstreitern überworfen. Vorab mit seinem Bruder David, der 1982 aus der Band ausstieg. Neben Mark fühlte David sich emotional eingengt und in seiner musikalischen Entwicklung gehemmt. Er sagte mir einmal: «Mark hat einfach ein übergrosses Ego.» Das mag etwas boshaft sein, denn Mark Knopfler schwärmte mir in seiner Lieblingsbar im Wohnort Chelsea, London, ziemlich demütig von seinen Gefühlen auf den grossen Bühnen vor: «Unglaublich, wie das süchtig macht!»

### Sultan des Swings

Der Zeitlupen-Saitenmagier hatte einen unkopierbaren, melodiösen *laid back*-Stil gefunden, war aber irgendwann ausgebrannt, löste die Dire Straits 1995 auf und trat seither solo eher bedächtig an Ort. Aber auch wenn Kritiker ihn gelangweilt einen ewigen Rezyklierer nennen: Knopfler liefert verlässlich berückende Songs ab, die er schon vor vierzig Jahren mehr oder weniger ähnlich schrieb. Lässig dahintreibend sind «Before My Train Comes» und «One Deep River» zwar – weltbewegend leider nicht.

Der Luzerner Bluesmusiker Richard Koechli sagt über einen seiner Lieblingsgitarrenisten: «Bei Knopfler scheint im Alter eine wehmütige, selbstbezogene Nostalgie aufzukommen, während er sich früher mit grosser Empathie in die Geschichten kleiner Leute hineinversetzte.» Mark Knopfler ist jetzt also ein Blues-Mann? «Ja», findet Koechli, der an einem Buch über Knopfler schreibt, «denn Blues ist immer selbstbezogen.»

Knopfler liess sich trotz seines grossen Egos immer wieder in den Dienst anderer einspannen, etwa für atmosphärische Filmmusik («Local Hero», «Last Exit To Brooklyn» oder «Wag The Dog»). Oder als Produzent und *sideman* von Emmylou Harris, Tina Turner, Bob Dylan, Van Morrison oder Randy Newman.

Mit seinem massentauglichen Americana-Sound wollte er vorab immer schon in den USA punkten, dem grössten Musikmarkt der Welt. Dort beendete er 2019 auch seine Farewell-Tour

*Der Zeitlupen-Saitenmagier hatte einen unkopierbaren, melodiösen laid back-Stil gefunden.*

triumphal im New Yorker Madison Square Garden, einem der renommiertesten Pop- und Sporttempel. Eigentlich schade, live stellte Knopfler seine schöne Musik immer am besten unter Beweis. Bequem und elegant-majestätisch sich im Sog eines warmen, tiefen Sound-Flusses bewegend. Eben, als Sultan des Swings.

## Klassik

# Sinfonie für alle Gelegenheiten

Manuel Brug

Ludwig van Beethoven: The Complete Symphonies. Kammerakademie Potsdam mit Antonello Manacorda. Sony Classical

«Das ist gerade, als wenn die Sau die Minerva lehren wollte.» Bei der Genese seiner 9. Sinfonie in d-Moll op. 125 war wenig Harmonie im Spiel. Ludwig van Beethoven, mit 54 Jahren ein unordentlicher, brummiger, früh vergreister, tauber Mann, hatte auch diesmal nur Spott für seine Wiener Kopisten übrig, die in den letzten April- und ersten Maitagen 1824 das Unmögliche möglich machen sollten: eine äusserst

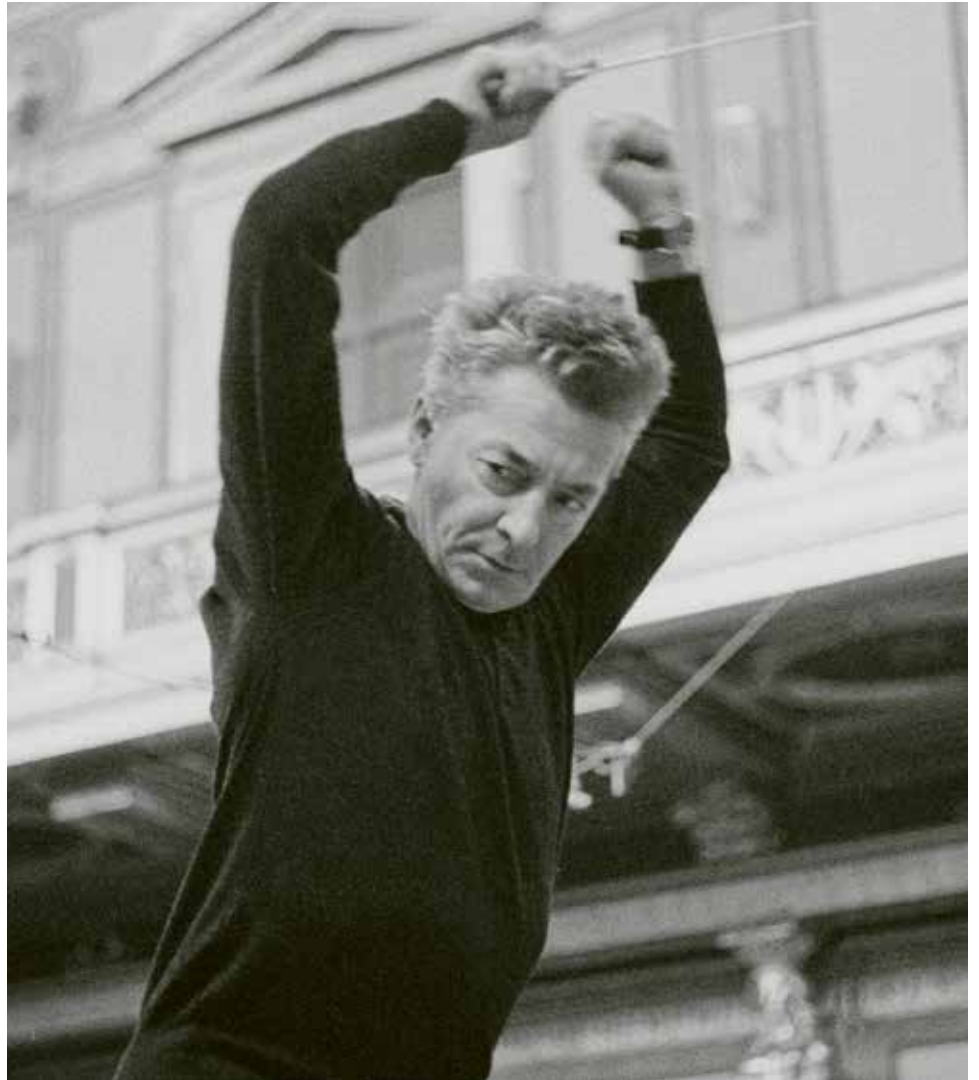
*Beethoven stand mit dem Rücken zum Publikum und las die Worte den Sängern vom Mund ab.*

merkwürdige, lange Sinfonie spielbar machen, an der er seit März 1823 laboriert hatte, die zudem noch ganz unerhört mit einem Schlusschor auf Schillers Ode «An die Freude» endete.

Eine Sinfonie mit Chorfinale, das hatte es noch nie gegeben, keiner wusste, wie das enden würde. Selbst Beethoven nicht, der schwankte, ob er das Finale nicht doch gänzlich instrumental gestalten sollte. Immerhin, er hatte dafür schon einmal generalgeprobt mit der heute gern «Kleine Neunte» genannten, meist als läppisch abgetanen, schon 1808 komponierten Fantasie für Klavier, Chor und Orchester. Deren Hauptmelodie weist eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem später weltberühmten Chorthema auf, das zunächst von den Streicherbässen intoniert wird.

### Ganz neu durchgeknetet

Am 7. Mai war es dann endlich so weit: Im Theater am Kärntnertor wurde nach der Ouvertüre «Die Weihe des Hauses» und – wenn man schon einen Chor hatte – Auszügen aus der «Missa solemnis» die 9. Sinfonie uraufgeführt. Nach diversen Probenirritationen hatte sich das pro-



Machte die Neunte zur «Europahymne»: Dirigent Karajan.

minente Solistenquartett Henriette Sontag, Caroline Unger, Anton Haizinger und Joseph Seipelt harmonisch verständigt. Michael Umlauf dirigierte, der Geiger Ignaz Schuppanzigh war Konzertmeister. Es spielte ein Orchester aus Mitgliedern des Theaters sowie Laien. Beethoven, der morgens sogar noch beim Coiffeur gewesen war, stand beim Schlussatz mit dem Rücken zum Publikum und las die Worte den Sängern vom Mund ab. Mehrmals wurde der mürrische Mann umgedreht, um den frenetischen Beifall des Publikums wenigstens sehen zu können. Am 23. Mai gab es wegen der grossen Nachfrage im Grossen Redoutensaal eine Wiederholung. Der Rest ist Musikgeschichte.

Gerade weil schon das Beethoven-Jahr 2020 mit dem 250. Geburtstag des Bonner Meisters, den man längst als Wiener vereinnahmt hat, der Pandemie zum Opfer gefallen war, sollte jetzt wenigstens der 200. Geburtstag der Neunten ansprechend gewürdigt werden. Selbstredend sehen sich die erst 1842 gegründeten Wiener Philharmoniker auch als Geburtshelfer der Neunten und spielten sie nun ab dem 4. Mai gleich viermal unter Riccardo Muti auf gut altväterische Art im Musikverein. Die Wiener Sym-

phoniker waren ebenfalls vor Ort und durften für die Arte-Live-Übertragung am 7. Mai – neben drei weiteren Orchestern aus Leipzig, Paris und Mailand – aus dem Konzerthaus wenigstens den prestigeträchtigen Schlussatz beisteuern; weil die vorgesehene Dirigentin Joana Mallwitz erkrankt war, sogar mit ihrem designierten Chef Petr Popelka (auf Arte Concert abrufbar).

Stürmischer, historisch informiert und mit viel revolutionärem Elan fegt hingegen die jüngste, passgenau bei Sony Classical erschienene Gesamtaufnahme der Beethoven-Sinfonien mit der Kammerakademie Potsdam unter ihrem Chef Antonello Manacorda dahin: kammerorchestral schlank und dynamisch, bebend vor Elan und Rhythmik, den progressiven Funken der Neunten wirklich noch entfesselnd. Die Mischung aus modernen Streichern und historischen Blas- und Blechinstrumenten macht es: Dieser Beethoven wirkt frisch, vital sprühend, ganz neu durchgeknetet.

Wie aber steht es gerade heute wieder um die «Freude, schöner Götterfunken», den von Schiller beschworenen «Kuss der ganzen Welt», für Menschen, die alle «Brüder» ge-

worden sind? Im Lauf ihrer bewegten Geschichte wurde diese Sinfonie zum Silvesterfanal, zur chorischen Massenhymne in Japan, zum Klanginstrument für Diktaturen wie Demokratien. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs liess Leonard Bernstein in Ostberlin «Freiheit, schöner Götterfunken» singen. Schon 1972 hatte sie das ehemalige NSDAP-Mitglied Herbert von Karajan zur «Europahymne» umarrangiert. Der Dirigent Michael Gielen, selbst vor den Nazis emigriert, verknüpfte die Neunte mit Schönbergs «Ein Überlebender aus Warschau». Im Jahr 2000 spielten sie die Wiener Philharmoniker im ehemaligen KZ Mauthausen.

Beethovens Opus 125 wurde aber auch zum Fanal, die Neun galt plötzlich als Schicksalszahl, über die spätere Sinfoniker unbedingt hinauskommen wollten. Anton Bruckners Neunte blieb Fragment, Gustav Mahler starb über Skizzen seiner Zehnten. Das Werk wurde totgespielt, begeistert und erhebt aber trotzdem stets aufs Neue.

## Bühne

### Vom KZ ins Theater

*Benjamin Bögli*

Theater Stok: 100 Jahre Zbigniew Stok

Das Zürcher Theater Stok erhält bald keine Subventionen mehr. Trotzdem war am vorletzten Samstagabend nicht nur der Eintritt frei, umsonst gab es auch Brötchen, Wein und Wodka. Das polnische Nationalgetränk fand eine spezielle Erwähnung, stand es doch für den Gründer des Kellertheaters, Zbigniew Stok, stets griffbereit herum, wie erzählt wird. Der schillernde polnische Theatermacher, der 1970 nach Zürich kam, war es auch, dem an diesem Abend gehuldigt wurde. Stok wäre hundert Jahre alt geworden. Seine Leidenschaft galt der Bühne, seine Biografie lässt kein Auge trocken.

Stok kam am 21. Februar 1924 zur Welt und wuchs in Warschau auf. Seine drei Schwestern starben früh. Er gehörte zur sogenannten Kolumbus-Generation. Diese Männer mussten ein Kriegsgrauen erleben wie keine Generation vor ihnen. So auch Stok. Für den Widerstand gegen die Deutschen schmuggelte er «in leichtgewichtigen, blumenkranzverzierten Särgen» im Zweiten Weltkrieg Waffen ins Warschauer Ghetto. Ebenso versteckt transportierte er Literatur für die Buchhandlung seiner Mutter. Er wurde erwischt und kam acht Monate lang ins KZ Majdanek, sein Vater nach Auschwitz.

1944 beteiligte er sich mit der polnischen Heimatarmee am Warschauer Aufstand. Nach dem Einmarsch der Russen kam er sechs Monate in deren Gefangenschaft. 1945 floh Stok nach

Italien, wo die polnische Armee unter General Wladyslaw Anders («Einem Polen schadet der Regen nichts») für die Westalliierten weiterkämpfte. In Italien kam Stoks erster Sohn zur Welt. Zurück in Polen wurde er erneut von der russischen Besatzungsmacht gefangen genommen.

1970 eröffnete er in Zürich sein eigenes Theater. Zuvor hatte Stok «in atemloser Eile», wie jemand schrieb, seine Bühnenkarriere in Polen vorangetrieben: Er besuchte die Theaterhochschule in Warschau, wurde Regieassistent und Schauspieler, später Direktor und künstlerischer Leiter des Leon-Kruczkowski-Theaters in Zielona Gora und damit jüngster Theaterintendant im kommunistischen Polen. Er heiratete die deutsche Schauspielerin Heide Walter. In Deutschland konnte sich der Pole sein Leben nicht vorstellen, aber ein deutschsprachiges Land sollte es alleine schon wegen des Berufs seiner Frau sein.

Was Stok ebenfalls suchte: «ein Theater weit weg von den Staats- und Stadttheatern, wo immer die Rampe dazwischen ist, der Orchestergraben und viele andere Hindernisse», wie es in einer Dokumentation vermerkt ist. Er wollte den «direkten Kontakt, das Experiment-, das Labor-, das Raumtheater» – und fand es ausgerechnet in der Zwinglistadt. Hier herrschte Umbruchstimmung. Die 68er erhoben Anspruch auf eine andere Kultur. Stok war endlich einmal zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Er setzte auf Aufführungen voller Humanismus, Poesie, Grotteske und nicht unbedingt auf offensichtlich Politisches. Als sich ein Theaterprogramm einmal anhörte wie ein kommunistisches Manifest, habe Stok, der gegen den Kommunismus in seinem Heimatland gekämpft hatte, gerufen: «Nicht diese

### *Seine Leidenschaft galt der Bühne, seine Biografie lässt kein Auge trocken.*

DDR-Töne!», erzählte ein ehemaliger Schauspieler. Dennoch sei der charismatische Kleintheaterchef, wie Gastredner Marek Gluszko, Konsul an der polnischen Botschaft in Bern, an diesem Abend bemerkte, stets «eher verkannt als anerkannt» gewesen. Zbigniew Stok starb 1990 nach langer Krankheit.

Sein originelles Theater im ehemaligen Weinkeller des 1739 für Hans Conrad Escher-Pestalozzi erbauten «Haus zum Krönli» am Zürcher Hirschengraben führte Stoks Lebenspartnerin Erica Hänsler ab 1992 mit Peter Doppelfeld weiter, der es heute noch leitet. Über zehn Jahre lang konnte sich der Betrieb mit eigenen Mitteln über Wasser halten. Seit 1983 erhält er öffentliche Gelder. Ende 2025 streicht die Stadt die Subventionen. Das über fünfzig Jahre alte Kulturtheater sucht nun private Sponsoren.

## Jazz

### Koloss und Selbstzweifler

*Peter Rüedi*

Sonny Rollins: Freedom Weaver.  
The 1959 European Tour Recordings.  
Resonance Records HCD 2065

Er war, er ist, was eines seiner frühen Alben einst im Titel ankündigte: ein «Saxophone Colossus». Sonny Rollins, geboren 1930, gab sein letztes Konzert 2012 und lebt seither im Schatten seines eigenen Denkmals in Woodstock, New York. Er ist eine Erscheinung mit überragender physischer Statur. Noch mächtiger war indes der Klang seines Tenorsaxofons. Allein, der Punch eines Heavy-Weight-Champions war nur eine Seite. Er war auch ein staunenswerter Equilibrist in langgezogenen, rhythmisch abenteuerlich versetzten, spontan entwickelten Melodieflügen von stupender Logik, den überraschend assoziierten Zitatenschatz inbegriffen. Über und unter seiner tenoristischen Power funkelte ein sardonischer Witz, er tönte in vielen Registern und sprach auf seinem Horn in vielen Dialekten. Und gelegentlich auch in deren Karikatur. Er trieb auch mit seiner eigenen Emphase Scherze. Das unterschied ihn von seinem Gegenpol in der Geschichte des modernen Tenorsaxofons, John Coltrane. Wurde der als modaler Beschwörer der Mann der Stunde, blieb Rollins auch im Schwergewichtsfach ein Spieler («Float like a butterfly, sting like a bee»).

Auf seine Weise war Rollins ein totales improvisatorisches Ereignis, eine Art Nonplusultra des Prinzips Jazz. Ein Meister unter anderem darin, eigenen und gegebenen Vorlagen (u. a. uralten Hüten aus den Zehner- und Zwanzigerjahren) in seinen Melodieflügen zweite und dritte Ebenen einzuziehen. «Newk» (sein Nickname) entwickelte auch eine Vorliebe für das Spiel im Freiraum des Trios ohne Harmonieinstrument, nur mit Bass und Schlagzeug. In solcher Besetzung ging er zu Beginn 1959 in Europa auf Tournee: mit dem mächtigen Henry Grimes am Bass, dem Drummer Pete La Roca oder Joe Harris und, bei einem Mitschnitt aus Aix-en-Provence, mit der Schlagzeuglegende Kenny Clarke. Schon einmal illegal veröffentlicht, liegen die Aufnahmen aus Schweden, Holland, Aix-en-Provence und dem Radiostudio Zürich nun offiziell und in guter Qualität auf drei CDs vor. Ein Erlebnis, auch mehr als ein halbes Jahrhundert danach. Laut hören! Das letzte mächtige Statement von Rollins, bevor sich der – nicht nur ein Koloss des Tenors, sondern auch ein steter Selbstzweifler – aus der Öffentlichkeit zurückzog und für mehr als zwei Jahre auf der New Yorker Williamsburg Bridge für keinen als sich selbst spielte.



«Darf ich dir noch einen Whisky anbieten?» Issei Sagawa, Tokio, 1982.





## UNTERWEGS

# Lauer Sommertag in Paris

*Alberto Venzago*

Es ist 1982. Seit zwei Jahren fotografiere ich in Tokio für mein Mafiabuch. Miata-san, «mein» Yakuza-Boss, erzählt mir eines Abends bei einem Kirin-Bier von einem Typen, der in Paris an der Sorbonne studierte und eine schräge Veranlagung für westliche Frauen hat.

Jetzt stehe ich vor einer grauen Mietskaserne in Yokohama, dem Hafenviertel von Tokio. Der 1,54 Meter kleine Issei Sagawa lebt hier allein in einer unscheinbaren Dreizimmerwohnung. An den tapezierten Wänden hängen Aquarelle von nackten Mädchen. Seine Werke.

Sagawa setzt sich mir gegenüber. Weisser Rollkragenpullover. Durch seine getönte Sonnenbrille sehe ich seine Augen, die mich mustern. Im Hintergrund ertönt Beethovens Klavierkonzert Nr. 2. Isseis Hände könnten zu einem Pianisten passen.

Er erzählt ohne Umschweife vom wohlhabenden Elternhaus, seinem Studium der vergleichenden Literaturwissenschaften an der Sorbonne in Paris und seiner grossen Leidenschaft, der Malerei. «Nachts lag ich meistens wach und fantasierte von den Frauen am Seminar.»

In Renée Hartevelt, einer niederländischen Kunststudentin, findet der Einzelgänger die Erfüllung seiner Sehnsüchte. Die Lebenslustige ist offen zu ihm und seiner Kunst.

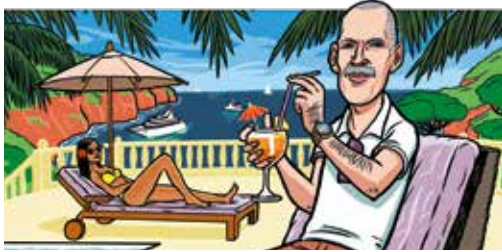
Es ist der 11. Juni, ein heisser Sommertag in Paris. «Um Renée für meine Aktmalerei aufzulockern, offeriere ich ihr einen präparierten Whiskey.» Er lacht und erzählt weiter. «Trotz der Hitze schloss ich das Fenster des kleinen Appartements in der Rue Erlanger 10 und zog die Gardinen zu. Ich holte ein Gewehr mit Schalldämpfer aus dem Schrank und zielte. Renée glitt tödlich getroffen zu Boden. Wie in Trance schnitt ich ihren nackten Körper in essfertige Portionen, die ich fein säuberlich in den Tiefkühler legte.»

Er erhebt sich und dreht die 33er-Schallplatte mit Beethoven auf die andere Seite. «Nachts kehrte ich wie ein normaler Student in mein Appartement zurück und verzehrte vergnüglich meine Beute. Es reichte vier Tage.»

Die Polizei findet in der Wohnung nicht nur restliche Leichenteile, sondern auch ein schwarzweisses Foto. Issei wird in Paris verurteilt. Sein einflussreicher Vater, er gehört zu den zehn reichsten Japanern, bewirkt eine Überführung nach Tokio. Dort kommt er in eine Klinik und wird nach zwei Jahren freigelassen.

Ich bitte ihn, vor der Wand mit der Brille zu posieren. Er ist höflich und räumt die Stofftiere beiseite. Meine Leica zittert beim Auslösen. «Darf ich dir noch einen Whisky anbieten?»

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Ich, vorbei

Mark van Huissing

«Es ist hart, aber unvermeidlich: Man verliert seinen Vorsprung. Die Frage ist nicht, ob, sondern wann.» Wahre Worte, nicht von mir ursprünglich, aber wiedergegeben immerhin in dieser Spalte unter der Überschrift «Ich, eingeholt» vor knapp zwei Jahren. Doch die Geschichte mit den grossen Erkenntnissen im Leben ist die: Gut, wenn man sie hat, im Grunde. Bloss, hat man sie auch zur richtigen

*Der Umstand des Vorbeiseins ist weniger unangenehm, als man meint.*

Zeit, oder kommt man damit zu früh (eher selten der Fall) respektive zu spät (passiert häufiger)? «Das Leben ist grausam, gewöhnlich aber nicht so grausam, dass einem jemand auf die Schulter klopft und sagt: «You're over» (du bist vorbei)», schreibt David Yaffe, mit dem ich nicht bekannt bin, in seinem Blog «Trouble Man».

Die zeitliche Koordinierung, das Timing, ist also von grosser Wichtigkeit. Weshalb ich versuche, mit feinen Antennen bestückt über meine Laufbahn zu wandeln, um die Zeichen zu erkennen, «Achtsamkeit» heisst das im Yoga. Weil es sonst ja peinlich ist, wenn man es nicht merkt, als Einziger. Nur ist das nicht so einfach. Man hat es nämlich nicht mit einem festen Stoff zu tun, der an der dafür vorgesehenen Stelle sauber reisst. Vielmehr ist es ein Ausfransen, der Weg, besser: Abstieg, ins Vorbeisein vollzieht sich heimlich und schleichend. Die Show geht weiter, nur schauen weniger Leute zu (David Yaffe).

Was tut man dann? Sich über das Publikum beklagen und schimpfen, es sei wankelmütig und undankbar? Das wäre unoriginell, wehleidig ausserdem. Stattdessen den Umständen die Schuld geben? Der Krise der gedruckten Medien, dem Generationenwechsel auf Redaktionen, wo altbekannte Ansprechpartner mitteljungem Frauen weichen müssen? Das mögen Erschwernisse sein, doch sie sind so alt wie das Berufsleben, deshalb bewältigbar, nicht wahr? Sich also dem Kulturpessimismus hingeben? Man ist halt der (gute) Lange-Texte-Schreiber in einer (schlechten) Twitter-Kurznachrichten-und-Instagram-Bilder-Welt... Wie hoffnungslos. Zu einfach zudem, die Zahl der verlegten Bücher, um nur einen Gegenbeweis zu liefern, steigt jährlich.

Besser ist's, man arbeitet an der Wahrnehmung, verändert den Blick auf das Vorbeisein im Allgemeinen (und das eigene im Besonderen). «Gitarrenbands sind vorbei», soll der A-&-R-Manager, zuständig fürs Entdecken neuer Talente, von Decca, einer Plattenfirma, entschieden haben, als er 1962 einer damals unbekanntem Popgruppe mit Namen The Beatles keinen Vertrag anbot. Bob Dylan, hiess es, sei *over*, nachdem er zu seinem neuen, harten elektrischen Sound gewechselt hatte (1966). Leonard Cohen galt als erledigt, bevor er «I'm Your Man» veröffentlichte (1988; es wurde sein erfolgreichstes Album, es folgten weitere bestverkaufende und starke LPs). Billie Holiday's späte Aufnahmen sind wohl ihre eindrücklichsten, Kritiker Yaffe beschreibt sie als «the sound of being over». Johnny Cash war vergessen – bis Rick Rubin den zu dieser Zeit 62-jährigen wiederentdeckte, heute ist die Qualität seines Spätwerks unbestritten. Das sind alles Beispiele aus dem Musikgeschäft, ich weiss, doch der Entwurf ist allgemeingültig.

Mit anderen Worten: Vorbeisein ist ein, sagen wir, Aggregatzustand, der sich unterschiedlich ausdrückt. Und es ist jeweils nicht leicht erkennbar, ob man es mit, um beim Sprachbild aus der Physik zu bleiben, dem festen Zustand, Eis, zu tun hat (Karriere tatsächlich vorbei), dem flüssigen (vielleicht geht noch mal was) beziehungsweise dem gasförmigen (kurz vor dem Abheben auf neue, zuvor unerreichte Höhen) wie die Fallbeispiele im vorherigen Abschnitt. Letztere sind nicht der Normalfall leider, schon klar.

Zwei gute Nachrichten habe ich dennoch: Der Umstand des Vorbeiseins ist weniger

unangenehm, als man meint. Er setzt nämlich zwingend voraus, dass man zuvor *now*, sinngemäss angesagt und beachtet war – was nur eine Minderheit von sich behaupten kann. Und zweitens muss man, wenn man denn *over* ist, nicht mal eine besondere Leistung erbringen, sondern nur lange genug durchhalten, einfach immer weitermachen, um noch mal eine Stufe auf der Leiter zu erklimmen und auf die «Ich bin immer noch da»-Treppe zu gelangen. Das ist ein Aufstieg, ein weiteres oder neues Hoch sogar. Ich freue mich drauf.



## UNTEN DURCH Erdgeschichte pur

Linus Reichlin

«Wenn man vor 6000 Jahren den Aletschgletscher gesucht hätte», sagte mein Freund Bruno, «hätte man ihn nicht gefunden. Denn er war weggeschmolzen, wie alle Gletscher jener Zeit.» «Aha», sagte ich. «Wenn man den Aletschgletscher zu Lebzeiten von Julius Cäsar gesucht hätte», sagte Bruno, «hätte man ihn zwar gefunden, wäre aber enttäuscht gewesen: Denn er war wesentlich kleiner als heute.» «Aber im 18. Jahrhundert, während der sogenannten Kleinen Eiszeit», sagte ich, «war er grösser als heute.» «Ja», sagte Bruno, «deshalb spricht man von Gletscherschwund. Würde man aber nicht die Kleine Eiszeit als Referenzpunkt nehmen, sondern die gletscherfreie frühe Bronzezeit, würde Greenpeace Massnahmen zum Stopp des Gletscherwachstums fordern.» An dieser Stelle muss ich vielleicht erwähnen, dass mein Freund Bruno ein Liebhaber des Klimas ist. Für ihn ist das Klima fast wie eine Frau, etwas mal Warmes, mal Kaltes, mal Trockenes, mal Nasses. Jedenfalls ist es für ihn etwas Lebendiges,

eine Quelle permanenter Veränderung, von den kreidezeitlichen tropischen Regenwäldern, die am Südpol wuchsen, über die Savannen des Tertiärs, in denen Löwen durch Europa zogen, bis zu den kilometerdicken Gletschern, unter denen die Schweiz während der Eiszeit ruhte wie Ötzi. Bruno kennt alle Krokodilarten, die einst in der Schweiz heimisch waren. Er weiss, dass man in Solothurn einst hätte Karibikferien machen können – doch Vorsicht: Es gab noch keine Palmen, jedoch bereits Haie. Das seit Jahrmillionen stete Rauf und Runter der globalen Durchschnittstemperaturen sieht Bruno als heissen Tango d'Amour mit anschliessender Abkühlung in der Ehe. Auf jede fiebrig-tropische Leidenschaft folgt eine klirrende Kaltzeit, in der sich der attraktive Paradiesvogel in ein stampfendes Mammuth verwandelt.

Wer wollte das ändern? Auf jede Vereisung folgt ja auch immer wieder ein neues Malediven-Zeitalter. In Brunos Schlafzimmer hängt ein buntes Plakat, auf dem alle erdgeschichtlichen Epochen dargestellt sind, mit den jeweiligen Floren und Faunen. Jeden Abend schaut Bruno sich vor dem Einschlafen das Plakat an und denkt: «Es ist zu kalt.» Bruno weiss, erdgeschichtlich gesehen, leben wir in der warmen Phase einer Eiszeit. Aber erstens ist diese warme Phase global kühler als frühere solche Phasen, und zweitens sind Eiszeiten Ausnahmen – die Regel sind tropische Warmzeiten.

Doch Bruno bleibt Optimist und Freund der Veränderung. Er findet es einfach schön, dass in Zürich mal Krokodile lebten und mal Eisbären und jetzt schöne Frauen mit Handys. Ja, und wo kommen diese Frauen her? Wieso gibt es überhaupt Menschen? Bruno kennt die Antwort: Weil unseren affenartigen Vorfahren im Verlauf einer radikalen Klimaveränderung förmlich die Bäume unter den Ärschen weggestorben sind. Sie mussten lernen, in der Sa-

*Er findet es schön, dass in Zürich mal Krokodile lebten und mal Eisbären und jetzt schöne Frauen mit Handys.*

vanne zu überleben, erfanden den aufrechten Gang, hatten plötzlich zwei Hände frei, um SMS-Nachrichten zu tippen – *et voilà*: die Geburt des Menschen aus der Klimakatastrophe. «Stell dir mal vor», sagte Bruno, «es hätte da-

mals auf den Bäumen hockende Affen gegeben, die unbedingt das Waldklima bewahren wollten, in dem sie lebten. Was für ein Mangel an Vorstellungskraft!»

Ich finde, Bruno hat recht: Man muss manchmal auch bereit sein, ein paar Städte und Küsten aufzugeben, ein paar Überschwemmungen durchzustehen und die eine oder andere Netflix-Serie zu verpassen, weil einem das Haus weggeblasen wurde. Jeder Besitzer eines Ameisenhaufens weiss: Man kann noch so vorsichtig sein, irgendwann stampft irgendein Pfadfinder mitten ins Nest der Königin. Sogar die Alpen werden eines Tages verschwinden, die Erde wird zu Staub verglühen – nur das Erdgeschichteplakat von Bruno wird alle Katastrophen überstehen und still durchs leere Universum segeln.



## SEX Verschiedene Motive

Dania Schifftan

Kann man Liebe und Sex trennen?

S. K., Männedorf

Wer ist «man»? Und woher soll ich wissen, ob das für alle Menschen auf der ganzen Welt möglich ist? Wenn wir davon ausgehen, dass es nicht möglich ist, würde das bedeuten, dass es für alle Menschen unmöglich ist, ohne Liebe Sex zu haben. Wenn das Gegenteil der Fall ist, sollten wir dann mit allen Menschen Sex haben, für die wir Liebe empfinden?

Es gibt Menschen, die sagen, dass sie Sexualität nur mit Menschen teilen möchten, in die sie verliebt sind. Das ist okay, doch auch hier können die Motive sehr verschieden sein. Tun diese Menschen das, weil sie es unangenehm finden, Sex zu haben, wenn keine Liebe im

Spiel ist? Oder finden sie ein solches Verhalten unmoralisch, weil sie gelernt haben, dass Sex immer mit Liebe einhergehen sollte? Andere Menschen haben Sex und empfinden keine Liebe. Sie haben damit weder einen Konflikt noch ein Problem, weil Liebe und Sex für sie

*Die Fähigkeit, Sex zu haben und die, eine Beziehung zu führen, sind zwei völlig verschiedene Dinge.*

zwei verschiedene Dinge sind. Die Frage muss sein: Wie möchten Sie Sex haben? Falls Sie mit dem, was ist, nicht zufrieden sind, dürfen Sie etwas Neues lernen. Denn die gute Nachricht ist: Die Fähigkeit, Sex zu haben, und die Fähigkeit, eine Beziehung zu führen, sind zwei völlig verschiedene Dinge. Beides kann gelernt und somit verändert werden. Die Frage lässt sich nicht allgemeingültig beantworten, weil es individuell sehr verschieden ist, wie Sex und Liebe gelebt werden. Das entscheidende Kriterium: Sind Sie selbst mit dem, was Sie leben, zufrieden? Wenn ja, leben Sie Sexualität und Beziehung weiter wie bisher. Wenn nein, dürfen Sie genau hinschauen und sich selbst fragen, was für Sie an der aktuellen Konstellation nicht passt. Ich wünsche Ihnen viel Freude dabei, die Frage für sich selbst und Ihr Leben zu beantworten.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an  
dania@weltwoche.ch



«Sie brauchen dringend mehr Vitamin E...»

# Update der Weltanschauungen



*Verhaltensökonomie:* Design lenkt den Nutzer in eine bestimmte Richtung.

Software braucht von Zeit zu Zeit ein Update, ansonsten droht sie aus der Zeit zu fallen und nicht mehr zu funktionieren. Ein roter Punkt zeigt Dringlichkeit an, die Anzeige von ungelesenen E-Mails oder eine pendente Aktualisierung eben ist für viele nicht auszuhalten. Auch Weltanschauungen brauchen von Zeit zu Zeit ein Update, um im Wettstreit der Ideen auf der Höhe zu bleiben: Der Liberalismus hat auch schon bessere Zeiten gesehen, weil ihm

Antworten auf drängende Fragen fehlen, zum Beispiel Tech-Monopole, Privatsphäre im digitalen Raum und so weiter. Auch die globale Linke benötigt eine Aktualisierung: Widerstandsbewegungen führten historisch nie in die Demokratie, sondern in den Totalitarismus: Vietnam, Kuba, Nicaragua. Im Lichte des Nahostkonflikts gesehen, erscheint es reichlich seltsam (oder eben nicht), die Hamas, deren politische Referenz ausgerechnet der Iran ist, als

antikolonialistische und antiimperialistische Bewegung als Teil der Linken zu verstehen. Warum dieser Furor der Linken zur Unterstützung der Ukraine fehlt, ist hingegen nicht zu verstehen.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

**PEANUTS**  
by SCHÄRER



# Von Mehl und Schaumwein

Dem «Moulin Rouge» ist das Rad abgefallen.  
Die bunte Welt des Variétés dreht sich trotzdem weiter.

**P**aris ächzt! Notre-Dame ist nach dem Grossbrand von 2019 noch immer geschlossen, und nun fiel der berühmtesten Mühle der Welt auch noch das Rad ab. «Moulin Rouge»: Frankreichs Drehscheibe des eindeutig Zweideutigen, am Fusse des Montmartre, einen Katzensprung von Amélie's Café entfernt, dort, wo an einem Abend 800 Flaschen Champagner getrunken werden – die Champagne kennt keinen besseren Kunden als das Variététheater am 82 Boulevard de Clichy.

Natürlich passierte es in der Nacht: Kurz nach zwei Uhr stürzten die vier Flügel des Windrads der Mühle auf das Trottoir ab. Verletzte gab es keine, die Flügel wurden aber teilweise verbogen und rissen die ersten drei Buchstaben des Etablissement-Namens, «Mou», gleich mit. Weshalb das «Moulin Rouge» zu Schaden kam, erfuhr die Öffentlichkeit bis jetzt noch nicht. «Ein gefallenes Symbol», titelte *Le Figaro* tags darauf am 25. April.

Das «Moulin Rouge» ist eben nicht bloss ein legendäres Cabaret, seine roten Flügel waren neben jenen der «Moulin de la Galette» auch die letzten, die auf eine Zeit hinwiesen, in welcher der Montmartre-Hügel von Mühlen über-

sät gewesen war: Noch im letzten Jahrhundert bereicherten fünfzehn davon das Pariser Stadtbild. Die ersten entstanden im 16. Jahrhundert. Die Mühlen dienten vor allem dem Mahlen von Weizen. Irgendwoher musste ja das Mehl für die fabulösen Baguettes kommen.

Ab 1889 floss dann mehr goldener Schaumwein an eleganten Tischchen, als es weissen Mehlstaub durch die Räumlichkeiten wirbelte. Dann machten die beiden Unternehmer Joseph Oller und Charles Zidler ihren Vergnügungstempel auf. Oller hatte zuvor eine Pferderennbahn betrieben, Zidler war Zirkusdirektor. Im selben Jahr feierten die Franzosen auch die Eröffnung des Eiffelturms; Paris war im Weltausstellungsieber.

Zuerst fanden im «Moulin Rouge» grosse Bälle mit Tänzerinnen im Rahmenprogramm statt. Es entwickelte sich zu einem Lokal für Operetten oder Revuen und diente auch als Kino. Das berühmte «Dîner Spectacle» ist seit 1955 Teil des Programms. 1964 kam ein Aquarium mit nackten Tänzerinnen beziehungsweise Schwimmerinnen als Attraktion hinzu.

Heute kostet eine Soirée inklusive Revue, Nachtessen und einer halben Flasche Champagner mindestens 225 Euro.



THIEL

## Europarat

**Berset:** Sag mal, Ueli, wieso hast du als Alt-Bundesrat so viel Medienpräsenz?

**Maurer:** Keine Ahnung. Wieso interessiert dich das noch? Wir sind ja nicht mehr im Amt.

**Berset:** Ja, aber als wir noch im Amt waren, da war ich doch viel öfter in den Medien als du.

**Maurer:** Dann war es vielleicht weniger deine Person als vielmehr dein Amt, welches interessierte.

**Berset:** Du hast zwar gerade mehr Medienpräsenz als ich, aber ich werde Generalsekretär des Europarats. Wer ist wohl der Klügere von uns beiden?

**Maurer:** Da gebe ich dir gerne den Vortritt.

**Berset:** Du gibst also zu, dass ich der Klügere bin?

**Maurer:** Aber gerne doch.

**Berset:** Das würdest du aber niemals öffentlich zugeben, oder?

**Maurer:** Aber sicher doch.

**Berset:** Wirklich?

**Maurer:** Natürlich! Und ich kann sogar beweisen, dass ich der Dümmerer bin.

**Berset:** Gibst du mir das schriftlich?

**Maurer:** Wenn du Wert darauf legst.

**Berset:** Dieses Dokument lasse ich in Gold rahmen und im Generalsekretariat des Europarats aufhängen.

**Maurer:** Hast du mir mal einen Stift?

**Berset:** Hier, bitte.

**Maurer:** Danke. Also, ich halte schriftlich fest: Da mein Kollege Alain wert darauf legt, sich seine Klugheit von einem Dümmeren bescheinigen zu lassen, und lange suchen musste, bis er einen Dümmeren fand, stelle ich mich gerne zur Verfügung und bekenne mich hiermit zur Dummheit, Alain Berset's Klugheit schriftlich zu bestätigen.

**Berset:** Also ich weiss nicht recht ...

Andreas Thiel



800 Flaschen Champagner pro Abend: «Moulin Rouge».



*In Stimmung:* Bauchredner Urs Kliby, Ehefrau Ruth und Sänger Leonard.



*Schauspielerin Heidi Maria Glössner, Sängerin Marianne Cathomen, Komikerin Nadja Sieger.*



*Triumph:* Bühnen-Duo Hubert Spiess und Erich Vock.



*«Hartes Geschäft»:* Preisträger Stress.



*Glanzvolle Gastgeber:* Salar Bahrampoori, Monika Kaelin und Nicole Berchtold.

## BEI DEN LEUTEN

# Preissegen am Leutschenbach

Strahlende Gesichter bei der 48. Verleihung des Prix Walo vom Samstag im Fernsehstudio in Zürich.

*André Häfliger*

**M**onika Kaelin, Präsidentin von Show-szene Schweiz, sowie die SRF-Moderatoren Nicole Berchtold und Salar Bahrampoori präsentierten die Gala vor 700 Gästen. Der von Künstler Rolf Knie geschaffene Preis wurde in neun Kategorien vergeben. Dazu kam der Ehren-Prix-Walo, der dieses Jahr an Schauspieler Walter Andreas Müller vergeben wurde. «Ich freue mich riesig! Das ist eine grosse Ehre für mich», sagte der Bühnenstar. Freude herrschte auch bei Publikumsliebbling Mona Vetsch, wo das TV-Voting entschied. Sie sagte: «Ich bin dankbar für das grosse Vertrauen.»

In der Kategorie Pop/Rock (Laudatio von Michael von der Heide) hatte die Band Züri West die Nase vorn. Frontmann Kuno Laener musste krankheitshalber absagen. Bei Hip-Hop/Rap (Laudatio von DJ Tatana, seit dreissig Jahren auf der Bühne) gewann Rapper Stress, der schon sieben Swiss Music Awards zu Hause hat. Er sagte: «Ich fühle mich geehrt, dass ich meine Kultur hier ausleben kann. Denn unser Geschäft ist schwierig und hart.» Bei den Newcomern (Laudatio von Linda Fäh) siegte Sänger

Remo Forrer. «Erst seit einem Jahr Platz gefunden in dieser Szene. Und jetzt dieser Preis, Wahnsinn!»

Bei den Kinderproduktionen (Laudatio von Nadja Sieger) gewann «Schneewittchen und die sieben Zwerge». Schauspieler Erich Vock: «Dieser Preis wird zum Glücksbringer für die Zürcher Märchenbühne.» Comedy-Sieger (Laudatio von Cony Sutter) ist Claudio Zuccolini. Er sagte: «So schön! Und das am Geburtstag meiner lieben Frau Alexandra.» Bei den Theaterproduktionen (Laudatio von Sepp Trütsch) triumphierte «Zwei Engel für Harry». Schauspielerin Hanna Scheuring (Bernhard-Theater Zürich): «Wir sind überglücklich. Es ist für uns ein grosses Geschenk und ein tolles Fest!» Beste Filmproduktion (Laudatio Heidi Maria Glössner) wurde «Bon Schuur Ticino». Hauptdarsteller Beat Schlatter: «Beim Schweizer Filmpreis gingen wir noch leer aus. Umso mehr freuen wir uns jetzt.» Bei den TV-Produktionen setzte sich schliesslich der SRF-Film «Davos 1917» durch, Dominique Devenport wurde als beste Schauspielerin geehrt.



**Gergesehen:** Sänger Peter Reber mit seiner Gattin Livia.



**Mitten im Getümmel:** Event-Veranstalter Reto Hanselmann, Sängerin Fabienne Louves mit Partner Luca Schneider.



**Freunde:** Sänger Michael von der Heide, Sängerin Paola Felix.



**Dynamisch:** Theaterchefin Caroline Rasser, Schauspieler Gilles Tschudi.



**Schauspielerin Wanda Wylowa, Theater-Direktoren Hanna Scheuring und Daniel Rohr.**



**Prominent:** Armin Walpen, Partnerin Doris Fiala, Ehrenpreisträger Walter Andreas Müller, Pirkko Mölsä, Ehefrau von Bankier Joe Ackermann (ganz rechts), Jurorin Erika Seiler.



**Ausgezeichnet:** Sänger Remo Forrer, TV-Idol Mona Vetsch.

## ESSEN / DAVID SCHNAPP

# Bodenständige Sorgfalt

Dorfstuben, Hotel Bareiss,  
D-72 270 Baiersbronn-Mitteltal;  
Telefon +49 7442 470; täglich geöffnet

Für diese Kolumne ist ein kurzer theoretisch-historischer Exkurs angebracht: Während die Haute Cuisine und die Grande Cuisine aus der höfischen Küche in Frankreich stammen, ist die sogenannte gutbürgerliche Küche ein Ergebnis der Industrialisierung, als im Mittelstand die Ansprüche an das Essen höher wurden. Die Ansprüche bestehen heute noch, gutbürgerliche Küche auf hohem Niveau zuzubereiten, gehört zu den schwierigsten kulinarischen Aufgabenstellungen, weil dafür keine Fantasiepreise verlangt werden können und nicht unbegrenzt Personal und Waren zur Verfügung stehen. Dies im Unterschied zur Haute Cuisine, die oft – und zum Glück!



– dank Mäzenatentum oder Querfinanzierung zustande kommt.

Darüber musste ich nachdenken nach einem Abend in den «Dorfstuben» des «Hotel Bareiss» im Schwarzwald. Das Lokal wurde aus Elementen einer Bauernwirtschaft aus dem 19. Jahrhundert gebaut, die Gerichte entstammen der Tradition des Schwarzwaldes und von Schwaben. Das Ergebnis sind bodenständige Gerichte, die mit einer begeisternden Sorgfalt zubereitet werden. Einen Teller mit dünn auf-

geschnittenem, geschmackvoll mit Fett durchzogenem Kalbstafelspitz gibt es mit weissem Spargel, Tomatenwürfeln, Gartenkresse und einer Vinaigrette mit dem idealen Säure-Süße-Salzigkeit-Verhältnis. Es ist ein Teller, den ich am nächsten Tag gleich nochmals essen würde.

Es folgen in Rotwein geschmorte Rindsrouladen mit einer stark reduzierten Demi-Glace. Das mit Schinken und Essiggurken gefüllte Fleisch schmeckt hervorragend, die Gemüsebeilage beweist Liebe zum Detail: Karotten und Zuckerschoten sind akkurat zu Rhomben geschnitten, Erbsen und feine Spargelscheibchen ergeben eine angenehm knackige, frühlingshafte Frische – ein guter Kontrast zum konzentrierten Saucengeschmack des Fleisches. Zwei Gerichte, die viel vom Selbstverständnis der Küche erzählen, die in der Lage ist, das Einfache ausserordentlich gut zu machen.

## WEIN / PETER RÜEDI

# Ein Wein für viele Träume

Bodega César Márquez: Godello  
La Salvación. DO Bierzo 2022. 13,5%.  
Boucherville, Zürich. Fr. 29.50. Boucherville.ch

Wer, unter den Liebhabern spanischer Weine, kennt die Appellation Bierzo? Im Nordwesten Spaniens gelegen, an Portugal grenzend und an Galizien, was auch heisst: zwischen coolen atlantischen Strömungen und der kontinentalen Hitze Zentralspaniens, ist sie privilegiert durch interessant unterschiedliche Böden an zum Teil steilen Hängen zwischen 450 und 900 Metern Höhe und eine durchschnittliche Niederschlagsmenge von immerhin 700 mm pro Jahr und Quadratmeter. Und zusätzlich gesegnet durch den historischen Umstand, dass hier der Pilgerweg nach Santiago de Compostela verlief (wo Pilger sind, sind Mönche, und wo Klöster sind, blüht die Weinkultur). Kurz: Angesichts solch glücklicher Voraussetzungen ist es verwunderlich, dass Bierzo, dieses kleine Land im obersten kastilischen Winkel, erst vor einem knappen halben Jahrhundert als Zone für Weine von Qualität



wachgeküsst wurde, durch einige wenige weitsichtige Pioniere wie die Winzer Alvaro Palacios und Raúl Pérez. Dank deren Anstrengungen erhielten die etwas mehr als 4000 Hektar bestockter Rebberge von Bierzo 1988 den Status einer DO, einer Denominación de Origen, eine Voraussetzung der rasant einsetzenden Renaissance.

Wer heute die Appellation kennt, kennt zumal ihre Roten aus der autochthonen Sorte Mencía, kraftvolle Weine von auffallender Eleganz, Vielschichtigkeit und Subtilität. Sie haben Bierzo schon den Ruf von «Spaniens Burgund» eingetragen. Einer, der aus Mencía durchaus nach burgundischem Ideal Spitzenweine aus klar definierten kleinen Lagen keltert, ist César Márquez. Er ist ausgebildeter Önologe mit Erfahrungen auch in

Argentinien; vor allem verdankt er vieles, erst als Lernender, dann als Partner, seinem legendären Onkel, dem genannten Raúl Pérez. An dessen Seite leitet er inzwischen das Familiengut Castro Ventosa. Aber er ist auch der Chef seiner eigenen Bodega César Márquez.

Von der kommt nun ein Weisswein mit dem sprechenden Namen «La Salvación» (die Rettung), der selbst für den einen oder anderen Bierzo-Fan eine Entdeckung sein mag. Er stammt aus der seltenen einheimischen Sorte Godello. Die wurde vor knapp zwanzig Jahren in einem Rebberg in Arganza (gerade mal ein Hektar!) mit uralten Mencía-Stöcken aufgepfropft. Das Resultat ist ein Weisswein wie keiner: mit überwältigender Aromatik (Limetten, weisser Pfirsich, exotische Noten, aber auch Feuerstein, etwas Rauch und viel Mineralisches, eine rassige Salzigkeit, langer Nachhall). Ungewöhnliche Tiefe für einen Weisswein, aber auch eine geradezu explosive Frische. Komplex und weitgefächert. Präzis und sauber. Aber auch so, dass jeder in der inspirierenden Atmosphäre dieses Weins seinen eigenen Assoziationen nachträumen kann.



# Mein Elektroauto

Seit einigen Monaten bin ich in einem Audi RS e-tron GT unterwegs – Elektromobilität im Selbstversuch.



Seit Anfang dieses Jahres fahre ich elektrisch – nicht nur, aber sehr oft. Als vorübergehende Leihgabe steht mir dafür ein Audi RS e-tron GT zur Verfügung, und ich möchte herausfinden, wie praktikabel die sportliche Elektrolimousine ist. Nach über vier Monaten fällt das vorläufige Fazit ziemlich positiv aus. Es ist natürlich nicht das erste Mal, dass ich über längere Zeit Elektroauto fahre. Als vor über zehn Jahren der BMW i3 auf den Markt kam, war ich monatelang mit dem kleinen Wagen unterwegs, was zu dieser Zeit noch ein echtes Abenteuer war.

Die Strecke Zürich–Basel und zurück ohne zwischenzeitlichen Ladestopp zu schaffen, war 2013 gar nicht so einfach: zum einen wegen der geringen Reichweite, zum anderen wegen der fehlenden Ladeinfrastruktur. Der Audi RS e-tron GT ist zwar auch kein Langstreckenweltmeister: Im Winter sind gegen 300 Kilometer realistisch, bei mildereren Temperaturen kann man mit 400 Kilometern rechnen. Dafür lädt er die 94,4-kWh-Batterie mit bis zu 270 kW, das ist auf Langstrecken sehr hilfreich. Als ich im kalten Februar 221 Kilometer ins empfehlenswerte Hotel «Grace» in St. Moritz gefahren bin, betrug die angezeigte Restreichweite am Ziel noch 70 Kilometer. Das heisst, es wäre im Winter nicht möglich, gleichentags und ohne zu laden ins Oberengadin und zurück zu fahren.

Der wichtigste Faktor aber, der sich seit den ersten E-Autos für mich geändert hat, ist die Möglichkeit, zu Hause zu laden. Ohne privaten oder geschäftlichen Anschluss ist ein Elektrofahrzeug weder aus finanzieller noch aus praktischer Sicht besonders sinnvoll. Ende des letzten Jah-

res hat mein Vermieter in der grossen Tiefgarage Ladestationen mit 22 kW Leistung installiert, im Niedertarif kostet eine Kilowattstunde lediglich 14,7 Rappen (Hochtarif 41,84 Rp.), dazu kommt eine Anschlussgebühr von 12.90 Franken pro Monat. Bei einem durchschnittlichen Verbrauch von 24 kWh auf hundert Kilometer ergeben sich daraus sehr vorteilhafte Mobilitätskosten.

Nun ist der Audi RS e-tron GT in der Anschaffung natürlich kein ausgesprochen preiswertes Modell, dafür ein besonders schönes und leistungsstarkes. Je nach Ausstattung ist mit einem Nettopreis von 170 000 bis 185 000 Franken für das Modell mit 598 PS (440 kW) Leistung zu rechnen. Mein Testwagen kommt in einer Sonderlackierung namens Sandgelb metallic mit schwarzen Akzenten daher, weshalb ich den Audi insgeheim «Goldfinger» getauft habe.

Das ergibt in der Summe ein sehr ästhetisches Gesamtbild. Die Farbe bringt die Linien des Autos besonders gut zur Geltung, das Design des RS e-tron GT halte ich, wie man sagt, für einen Wurf. Und es gibt kaum eine angenehmere Art, jeden Tag kleinere oder grössere Strecken zurückzulegen. Der Wagen ist gleichzeitig sportlich und komfortabel, ebenso schön wie praktisch. Davon aber demnächst mehr.

#### Audi RS e-tron GT

Motor/Antrieb: Elektromotoren, Quattro-Antrieb, 2-Gang-Getriebe; Leistung: 598 PS / 440 kW; max. Drehmoment: 830 Nm; Hochvoltspeicher (800 V): 93,4 kWh; max. Ladeleistung: 270 kW (DC); Reichweite: 495 km (WLTP); Verbrauch (WLTP): 20,3 kWh / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 151 650.–; Testwagen: Fr. 185 970.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Selbst ist der Roller

E-Roller Vmax VX2 Pro GT-B  
Für Fr. 1199.– erhältlich

Elektronische Trottinette in Schweizer Städten gibt es mittlerweile wie Sand am Meer. Zürich führt das Feld mit rund 4500 Scootern, die der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen, an. Dies ergab eine Analyse des *Tages-Anzeigers* im letzten Jahr. Bei Touristen sehr beliebt, gelten die E-Roller unter den Einwohnern – weil oft herren-(oder damen-)los – allerdings als Ärgernis. Sie werden irgendwo stehen- oder liegengelassen, nehmen den urbanen Treffpunkten der Schweiz dadurch etwas den Glanz und hinterlassen einen Schimmer der Verwahrlosung.

Bevölkerungsverträglicher wird es dann, wenn man sich ein solches Fahrzeug selber anschafft. Dieses wirft man nicht einfach an den Strassenrand. Die *Frankfurter Allgemeine* hat kürzlich 28 E-Scooter getestet. Darunter schnitten auch Schweizer Fabrikate gut ab: der Vmax VX2 Pro GT-B (Fr. 1199.–) zum Beispiel und der Micro Explorer (ab Fr. 990.–). Beim Vmax finden unter anderem die «stabile Konstruktion» und die «guten Bremsen» Erwähnung; der Micro überzeugte mit einem «sehr starken Antrieb» und der «robusten Bauweise».

Punkto Design gibt es bei allen getesteten Objekten jedoch Luft nach oben. Schielt man nämlich nach Grossbritannien, sticht zum Beispiel die Marke Bo (bo.world) ins Auge. Nicht nur optisch, auch preislich: Ein solches britisches Trottinett kostet gut 2000 Pfund. In die Schweiz liefert der Hersteller leider noch nicht.

Benjamin Bögli

## DER SINN DES LEBENS

# Renzo Blumenthal, Kultbauer

Der Bündner freut sich jeden Tag darüber, dass er so tolle Kühe im Stall hat; er träumt vom Guten auf der Welt, und er sagt, dass das Wichtigste im Leben eines Mannes sei, Respekt zu bekommen.

**Weltwoche:** Kaffee oder Tee?

**Renzo Blumenthal:** Tee.

**Weltwoche:** Was ist der Sinn des Lebens?

**Blumenthal:** Glücklich zu sein.

**Weltwoche:** Was bedeutet das Wort Gott für Sie?

**Blumenthal:** Viel. Ich bete jeden Tag und bedanke mich für alles.

**Weltwoche:** Was ist die grösste Ungerechtigkeit auf Erden?

**Blumenthal:** Dass einzelne Menschen sich zu wichtig nehmen.

**Weltwoche:** Worauf freuen Sie sich jeden Tag?

**Blumenthal:** Ich freue mich jeden Tag, dass ich so tolle Kühe im Stall habe.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Blumenthal:** Dass jeder für sein Glück selber verantwortlich ist.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie?

**Blumenthal:** Von allem Guten auf der Welt.

**Weltwoche:** Gibt es ein Leben nach dem Tod?

**Blumenthal:** Weiss ich nicht, habe es noch nicht erlebt.

**Weltwoche:** Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

**Blumenthal:** Sport.

**Weltwoche:** Was ist das Wichtigste im Leben eines Mannes?

**Blumenthal:** Respekt zu bekommen.

**Weltwoche:** Mit wem würden Sie bei einer Tasse Tee am liebsten diskutieren? Worüber?



«Ohne Fleiss kein Preis»: Landwirt Blumenthal, 47.

**Blumenthal:** Mit Christoph Blocher über Landwirtschaft und Kühe.

**Weltwoche:** Was bedeutet Liebe?

**Blumenthal:** Alles.

**Weltwoche:** Was inspiriert Sie am meisten?

**Blumenthal:** Neue Ziele im Leben zu haben.

**Weltwoche:** Auf welche Ihrer Eigenschaften sind Sie besonders stolz?

**Blumenthal:** Dass ich alle meine Ziele erreiche, die ich mir setzte.

**Weltwoche:** Welche mögen Sie nicht so besonders?

**Blumenthal:** Keine.

**Weltwoche:** Was ist das grösste Missverständnis, das über Sie in Umlauf ist?

**Blumenthal:** Dass ich arrogant sei.

**Weltwoche:** Wenn Sie für einen Tag allein bestimmen könnten in der Schweiz, was würden Sie sofort ändern?

**Blumenthal:** Dass unser Selbstversorgungsgrad auf 80 Prozent hochgeschraubt wird.

**Weltwoche:** Womit kann man Sie auf die Palme bringen?

**Blumenthal:** Unpünktlichkeit und Unverlässlichkeit.

**Weltwoche:** Und womit kann man Ihnen eine Freude bereiten?

**Blumenthal:** Mit einer festen Umarmung.

**Weltwoche:** Wie gewinnt man Freunde?

**Blumenthal:** Indem man anständig ist und den Leuten mit Respekt begegnet.

**Weltwoche:** Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

**Blumenthal:** Ohne Fleiss kein Preis.

**Weltwoche:** Was würden Sie dem fünfzehnjährigen Renzo heute raten?

**Blumenthal:** Nicht alles so ernst nehmen.

**Weltwoche:** Welche historischen Persönlichkeiten bewundern Sie?

**Blumenthal:** Mich selber.

**Weltwoche:** Macht Geld glücklich? Weshalb? Weshalb nicht?

**Blumenthal:** Geld macht nicht glücklich. Mitnehmen kannst du nichts.

**Weltwoche:** Welcher Mensch bekommt nicht die Anerkennung, die er verdient?

**Weltwoche:** Mein Vater.

**Blumenthal:** Was ist das Schönste an der Schweiz?

**Weltwoche:** Die Landschaften, die gut bewirtschaftet und gepflegt werden von uns Bauern. Pünktlichkeit.

**Weltwoche:** Welches Ziel möchten Sie noch erreichen?

**Blumenthal:** Die grosse Liebe fürs Leben finden.

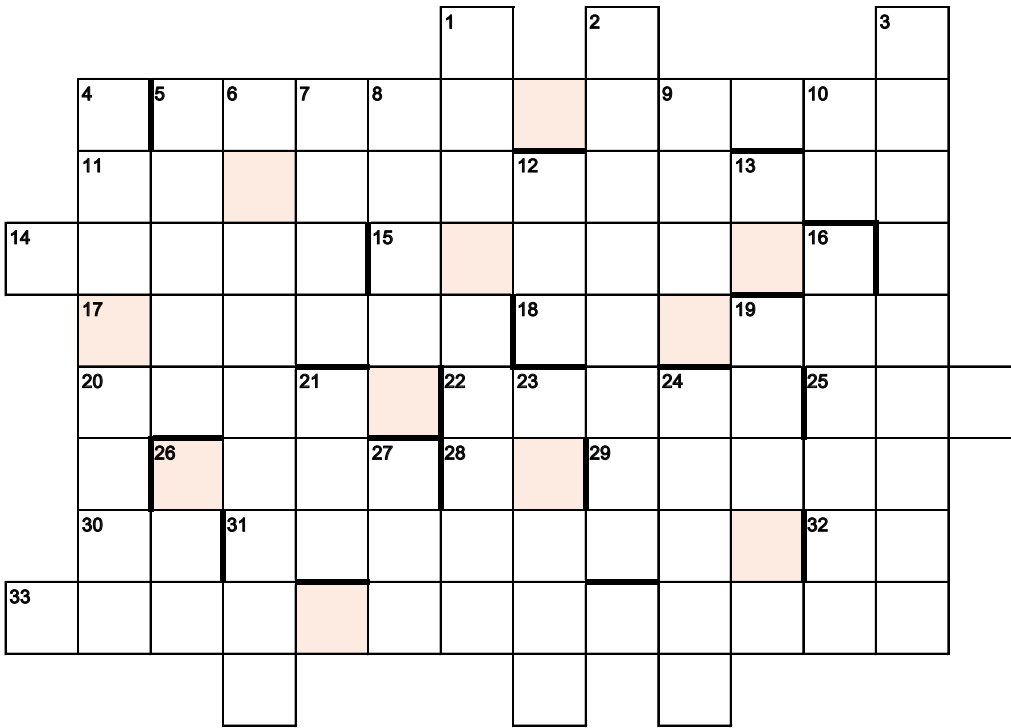
**Weltwoche:** Was macht das Leben lebenswert?

**Blumenthal:** Alles.

## SIROCCO Green Jasmine



Ein elegantes, zartes und sinnliches Erlebnis. Der Grüntee für den Green Jasmine wird in der hügeligen Region Fujian, einer an der Südostküste Chinas gelegenen Provinz und der wichtigsten Teeanbauregion des Landes kultiviert.



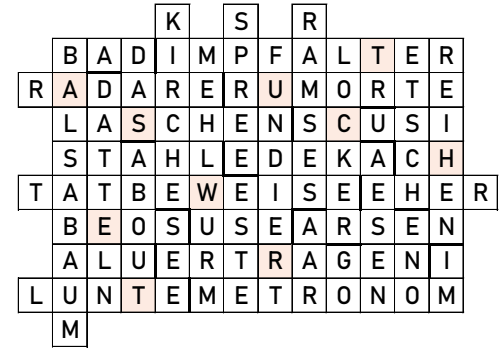
**Lösungswort** — steht seinem amerikanischen Kumpel im Kummer bei?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 5 Schweinevermächtnisprozentsätze? 11 unordentliches Naturell? 14 ist nicht trunksüchtig, aber dennoch meistens blau 15 Geländeoberkanten-Künste? 17 Form der nicht-motorisierten Fortbewegung 18 bedeutet ins Deutsche übersetzt: Eisen das ist 20 chaotische Liste 22 sagen Mediziner, wenn es um Beinhartes geht 25 bringt Touristen in die Berge und Valposchiavini ins Rheintal 26 insbesondere an Strassenkreuzungen einzulegender Halt 28 dauert gut 4 Wochen und wiegt 10<sup>12</sup> Gramm 29 unter diesem Namen kennt man Josephine Esther 30 Würgeschlange ohne Kopf 31 Westschweizer Bündnis 32 ist in Wohnräumen und Einrichtungshäusern, aber nicht in Stuben oder Möbelgeschäften zu finden 33 das Gegenteil von übermalen?

**Senkrecht** — 1 ist im Fall von Bürostühlen wichtiger als das Design 2 das Gegenteil von Sie-Beobachtungsposten? 3 da ... .. auf ihrer Meinung beharrt, kann sie sich Andersdenkenden nicht ... 4 besser und teurer als die B-Variante? 5 Eisenatom-Kern 6 ist dort, wo es häufig regnet, besonders tief 7 ist in Wäldern und in Schulmessen zu sehen 8 dieser bird ist mehr als nur ein Birdie 9 luftige Vorsilbe 10 Domäne in und um den Wirzsee 12 Sportgerät für Telemarker und Nordic Cruiser 13 dampft von Triengen nach Sursee 16 tönt verlockend oder alarmierend 19 etwas für Musiker, Kassierer oder Schüler 21 liegt irgendwo zwischen \*g\* und rofl 23 heilige Luft? – bringt Briten eine Stufe höher 24 bäumiger Teil von Mähdreschern 26 Satzanzfang 27 deiodiertes Gewächs, liegt hierzulande irgendwo zwischen 999 und 9659

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 866**



**Waagrecht** — 4 BAD (engl. f. schlecht) 6 IMPFALTER (Imp-Falter) 13 RADARE (Rad-Are) 15 RUMORTE (Rum-Orte) 16 LASCHEN 17 SCUSI (Sonnenstube der Schweiz = Tessin) 18 STAHL 20 EDEKA 22 CH 23 TATBEWEISE 25 HELLSEHER 26 BEOS 28 USE (engl. f. nutzen, CH-dt. f. hinaus) 29 ARSEN 31 DIGITALUHR 32 ERTRAGEN (er tragen) 35 LUNTE (Jägerspr. f. Fuchsschwanz) 36 METRONOM (Metro-nom)

**Senkrecht** — 1 KIRCHE 2 SPREE (Fluss durch Berlin) 3 ASCHRAMSESSSIONEN 4 BALSABAUM 5 SÜDASIEN 7 MEHLWURM 8 FUNDIERT 9 LOCKER 10 TRANCHE (Türkei) 11 GLETSCHERTÄLERN 12 REIHEN (Anagramm) 14 DATTELN 19 ABOUT (a bout = engl. f. eine (Box-)Runde) 21 AESEN 24 (W)ESTENGLAND 27 SEE 29 AAR 30 (T)ENO (dt. Rapper) 33 GO (Brettspiel) 34 IM (röm. f. 999)

**Lösungswort** — **TAUSCHWERT**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh  
kennen: [www.kybun.swiss](http://www.kybun.swiss)

**kybun**<sup>+</sup>  
Switzerland